Erzählungen

und

Phantasiestücke.

Von

Eduard Duller.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

Inhalt.

	Seite.
Der Auferstehungsmann. Novelle	1
Der Poet und die Muse. Arabesken	37
Vagliazze. Novelle	65
Die Wiener im Jahre 1809. Lebensbilder . . .	115
Die Quitandeira von Rio Janeiro. Skizze . .	323
Königin Forelle. Mährchen aus Wales	349
Waldvöglein. Frühlingsmährchen	369

Der

Auferstehungsmann.

Novelle.

Der Dokter Goodfriday war eben von einer kleinen Landreise wieder nach London zurückgekehrt. Um seine junge Frau noch am späten Abend, da er nicht mehr erwartet wurde, zu überraschen, hatte er dem alten James befohlen, mit dem Wagen bei einem Universitätsfreunde vorzufahren, dessen Haus er wie sein eignes betrachten durfte. Der Freund war nicht daheim; nichts destoweniger wurde des Doktors Wagen in der Remise beherbergt. Goodfriday wünschte seinem James gute Nacht, drückte den Hut tief in die Stirne, knöpfte den langen weißen Überrock bis an den Hals zusammen, zog den Kragen herauf bis zur Nase, steckte die Hände in die Seitentaschen des Überrocks und wanderte nunmehr, unfern der Katharinen-Docks, seiner noch etwas weit davon entleg'nen Wohnung zu.

Er befand sich seit noch nicht allzulanger Zeit in London — er hatte die erste Zeit seiner ärztlichen Praxis in Oxford, wo er geboren war und studirte,

zugebracht —; das dumpfe Labyrinth der Weltſtadt war ihm daher noch nicht ganz geläufig. Am Ausgang einer engen Gaſſe, die von mehrern andern durchſchnitten war, blickte er überlegend um ſich, in Zweifel, welchen Weg er einſchlagen wollte. Ein ſchmutziger Kerl, knirpſig, in einer Matroſenjacke, mit breitkrempigem Hut, ein Seemann unſtreitig, ſtand plötzlich vor dem Dokter, ſo unverſehen, als wäre er eben aus der Erde emporgewachſen, wie der Teufel, vor dem uns Gott behüte.

„Herr! habe ich Euren Willen errathen?“ fragte der Zudringliche, an der langen Geſtalt des Doktors mit heimlichem, ſelbſtzufried'nem Lächeln emporblinzend. Der Dokter war etwas verblüfft über den jämmerlichen Kerl, deſſen krumme Beine den kurzen, dicken, ſchweren Rumpf kaum tragen zu wollen ſchienen. „Ich weiß nicht,“ ..... ſtotterte er, nicht ſowohl verlegen, als vielmehr zerſtreut, faſt bewußtlos, ohne Zweck und Abſicht. „God dam!“ verſetzte der Matroſe, „Ihr ſollt ſehen, daß ich ſo viel Billigkeit im Leibe habe, als irgend ein Faſhionable. Bei'm luſtigen Teufel und jener anmuthigen Lady, ſeiner Großmutter! Sir! ich will Euch, weil Ihr der ehrenwertheſte Herr ſeid, der ſich je

mit ehrlichen armen Leuten in ein Geschäft einließ, so christliche Waare zubringen, als je in Altengland geliefert wurde. Und ich will augenblicklich an einem der beiden Münsterthürme aufgeknüpft werden, wenn ich, was den Preis betrifft, einen schäbigen Juden mache." „Was willst du von mir? was soll ich?" fragte Sir Goodfriday, der während der Rede des Matrosen unschlüssig, wie in Träumen, weiter gewandert war. „Herr!" erwiederte der Matrose, „ich bin ehrlicher als irgend einer meiner Kameraden, die je auf einem Hammek schliefen. Euer Gesicht ist mir wohl bekannt; ich sah Euch damit seit Kurzem oft in die edle medicinisch-chirurgische Gesellschaft spazieren, und habe es auch, als ein ächter bischöflicher Christ, der mit freien Augen eine halbe Meile weit sieht, nicht vergessen, wie Ihr mich öfter bemerktet. Es ist Niemand hier in der Nähe, Sir! und wir können ungestört sprechen. Im Voraus müßt Ihr mir geloben, daß Ihr mich nicht verlassen werdet, wenn ich vielleicht dereinst an allerlei Krankheiten in Greenwich danieder liegen sollte." „Kerl," rief der Doktor, „ich glaube, du bist dem Pallast von Bedlam entsprungen." — „Mit Nichten!" erwiederte der Matrose demüthig;

„ich habe, Gott ſei Dank! noch etwas Hirn in meinem Kopf; freilich, wer weiß, welcher Schurke meinen armen Schädel mit ſeinem geringfügigen Inhalt ſchon bei meinen Lebzeiten verkauft hat. Nun! das geht eben von Einem zum Andern. Herr! unſer eins verkauft ſich wechſelſeitig bei lebendigem Leibe für den Fall des Abſterbens; ich Toms Polecat bin vor manchem Toms, James, John, Nick und ſo weiter nicht ſicher. Aber zur Sache, Herr! Es wird bereits ſpät; wir wollen zum Ziele eilen, ſonſt verſäume ich die Stunde, um die ſich Faſhionables unſrer wack'ren Zunft, die Reſurrections-Men, zu verſammeln pflegen." — Dem guten Doktor Goodfriday ging plötzlich ein Licht auf, als er das Wort: Reſurrections-Men hörte. Das Benehmen des heimtückiſchen, zudringlichen Kerls wurde ihm begreiflich. Er beſchloß, ihm zu folgen, und in die Höhlen des Verbrechens einen forſchenden Blick zu werfen, da ihm der Zufall hiezu ſo günſtig die Hand bot. Er fühlte nur noch in ſeine Seitentaſche, worin ſeine Reiſepiſtolen ſteckten, und ſtellte ſich an, als ob er mit Toms Polecat längſt Abrede getroffen und alles in's Reine gebracht hätte.

„Ehrlicher Toms Polecat!“ sprach der Doktor, während er an der Seite des Resurrections-Man weiter ging, „ich bewund're Eure ausnehmende Betriebsamkeit und Euren löblichen Eifer zum Besten der leidenden Menschheit. Denn indem Ihr es nicht scheuet, den guten Todten die Erde sehr leicht zu machen und dem jüngsten Tag im vorhinein etwas in's Handwerk zu pfuschen, straf' mich Gott! so unterstützt Ihr die Wissenschaft eben so gut, als irgend ein Protektor der medicinischen oder medicinisch-chirurgischen, oder frenologischen Gesellschaft; und es ist gewiß nicht Eure Schuld, wenn in England die Osteologie noch nicht ganz klar entwickelt ist, wenn die Myologie von unsern jungen Ärzten zuweilen mit der Mythologie verwechselt wird, wenn das Polynesien der Splanchnologie noch manche unentdeckte Länder enthält, und die Neurologie noch auf eine Nervosität der Forschung wartet.“ — „Herr!“ versetzte Toms, „ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, die ganze medicinische Gesellschaft zu verkaufen, zu gerben, in Alkohol zu setzen oder mit Firniß zu überziehen, wenn ich der chirurgischen Gesellschaft dadurch einen Gefallen erweisen könnte; oder die letztere selbst abzuliefern, wenn ich der fre-

nologischen damit meine Ergebenheit und Dienstbeflissenheit bezeigen dürfte. Unter andern, Sir! weil wir gerade so im besten Vertrauen uns besprechen und unterhalten, so sagt mir gefälligst, was Ihr mir für den Jungen bezahlt, den ich mit Lebensgefahr übernommen habe. Ich sag' es deshalb, damit ich weiß, wie wir künftig unsern Handel einrichten; denn ich habe heute zum ersten Mal die Ehre, Ew. Lordschaft zu grüßen. Ich will übrigens zu allen Zeiten billig sein, Herr! und Ihr sollt sehen, daß ich immer frische Waare liefere, gesunde Burschе, bei denen Einem das Herz im Leibe vor Vergnugen hüpft."

Dem Dokter bebte das Herz im Leibe vor Grauen ob des ungeheuren Frevels, der sein Gewerbe über die riesige gleißende Weltstadt verbreitete, in der nicht einmal der Todten heilige Ruhestätte vor Entweihung und Raub sicher sind, in der tausend und aber tausend Mutterherzen zittern müssen, wo Mord und Gewalt in jedem Winkel lauern, wo aus den düstern Häusern, wie aus Gefängnissen, die Freude und Unschuld entfliehen. Obgleich der Doktor vor diesem Bilde, das in seiner Seele plötzlich aufdämmerte, zurückschauderte, so hatte er dem Teufel be-

reits den Finger gereicht und mußte daher zusehen, wohin dieser ihn an der ganzen Hand fortschleppen würde. Er tröstete sich zugleich mit dem Gedanken, nach Besichtigung der gräulichen Schlupfwinkel des Verbrechens in den Armen seiner Familie ein heiteres Bild der Tugend, Unschuld und des stillen Glückes zu finden, und entschloß sich daher, um seine Neugier zu stillen und seine Gemahlin mit der schaurigen, mährchenhaft klingenden Beschreibung derselben unterhalten zu können, dem Resurrections-Man weiter zu folgen und den Handel einzugehen. Bei der in England herrschenden Schwierigkeit, Leichname zu erhalten, konnte es übrigens ihm, der sich seiner Kunst leidenschaftlich hingab, nicht gleichgultig sein, seine anatomischen Kenntnisse wieder einmal durch eine Zergliederung zu schärfen.

„Was meinst du zu fünf Pfunden?“ fragte der Doktor, um mit dem Leichenverkäufer Handel eins zu werden. „Sir!“ antwortete Polecat, indem er stehen blieb, die Hände auf den Rücken legte, eines seiner krummen Beine über das andere kreuzte, und an dem Doktor hinaufsah: „Sir!“ sprach er mit einem rauhen Tone: „Sehe ich etwa aus wie ein stinkender Kabeljau, wie ein ausgehäuteter Seehund,

wie ein ungetheerter, lecker Schiffsraum,' aus dem man eben die naſſe Contrebande abgehoben? Sehe ich ſo aus, daß Ihr mir fünf Pfunde bietet? Fünf Pfund?! Ich will auf der Stelle an einem Galgenſtrick erſticken, wenn der Junge, den ich Euch bringe, nicht viermal ſo viel werth iſt. Herr! der Burſche wiegt ſeine vollen 20 Pfund Sterling, wie keiner in Altengland; ein ganz kerngeſunder Burſche, zart wie ein Küchlein, noch weiß und roth, wie aus einem Ei geſchält."

„Kerl!" rief der Doktor Goodfriday, eine grauenhafte Ahnung unterdrückend; „male deine Waare mit nicht allzulebhaften Farben; ich wäre ſonſt verſucht, dich für etwas mehr zu halten, als für einen bloßen Auferſtehungsmann. Wie kommt es, daß die Leiche kein Gebrechen hat? An welcher Krankheit verſchied der Ärmſte, von dem du ſprichſt?"

Toms ſah, daß der Doktor Goodfriday nicht Spaß verſtand, lockerte ſich mit dem Finger die Halsbinde, huſtete verlegen und ſprach: „Ew. Lordſchaft müſſen wohl verſtehen, daß ich, der zeitlebens auf Maſtbäumen auf- und abgeklettert, zum Todtenbeſchauer verdorben bin. Was weiß ich, wie meine Leute ſterben! Gott habe ſie alle ſelig und mich

nicht weniger. Lieber Sir! es kann nicht ein Menſch wie der andere ſterben. Das intereſſirt uns auch nicht. Ich verſichere, um fünfzehn Pfund iſt er nicht zu theuer bezahlt."

„Kerl!" donnerte der Doktor, den Matroſen an der Bruſt packend, „ich will wiſſen, von welchem Kirchhof du das Mutterſöhnchen geſtohlen haſt." Toms Polecat bemühte ſich, von der nervigen Fauſt des Doktors loszukommen. „Verfluchtes Seekalb!" rief der Doktor unwirſch, zog eine Piſtole aus der Taſche und ſetzte ſie dem Kerl auf die Bruſt. „Geſtehe!" rief er, „du Dieb, der dem Strick nicht entgehen wird." „Herr!" ſtöhnte Polecat, „um ſechs Pfund ſollt Ihr die Leiche haben. Seit Eva zum erſten Mal ſchwanger wurde, kam kein Diſſektor zu einem wohlfeilern Kauf. Ihr ſeid ein ausgelernter Händler. Aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich in dieſer Sache nicht wenigſtens fünf Pfund baaren Verluſt habe."

Der Doktor lächelte unwillkürlich über die komiſche Geiſtesgegenwart des abgefeimten Spitzbuben und ſteckte die Piſtolen wieder in die Taſche. „Sind wir noch nicht bald an Ort und Stelle?" fragte er, nachdem er ſchweigend eine geraume Weile neben

seinem Begleiter durch allerlei verruchte Kreuz- und Querstraßen weiter gewandelt war. „Redet nicht so laut, edler Herr!“ flüsterte ihm Toms zu; „ich sehe dort um die Ecke Schatten, welche dem des Sheriff und der Herrn Policeofficiers sehr ähnlich scheinen. Habt nur noch ein wenig Geduld. — Nur noch zehn Schritte! So! hier ist mein Haus.“ — „Wie?“ sprach der Doktor, erstaunt, ein alterthümliches, jedoch von außen ganz anständig dekorirtes Haus vor sich zu sehen, dessen Fensterläden geschlossen waren; — „ich hatte mich auf eine schmutzige Kneipe gefasst gemacht.“ Sein Vertrauen wuchs wieder. „Sir!“ versetzte ihm Polecat mit einer Art von Stolz; „ich hoffe nicht, daß Ihr uns für lumpiges Gesindel haltet. Ihr sollt einen Salen finden, wie nirgends im Westende, und eine Gesellschaft von Fashionables, die ihres Gleichen sucht. Doch besinnt Euch nicht länger und tretet ein, damit wir nicht die Aufmerksamkeit jener edlen Herrn erregen, die uns schon seit einer Viertelstunde, wie Bediente, auf der Ferse folgen. Nehmt an der Dunkelheit kein Ärgerniß; reicht mir die Hand! Bald spricht Toms Polecat: es werde Licht! und es wird Licht werden.“ Dem Dokter schlug das

Herr höher, als er neben dem großen Thor durch eine kleine, niedere Pforte in den dunkeln Hofraum trat. „Geh voran, Toms!“ sprach er leise und faßte die Pistolen im Sacke fest an. Toms schloß vorsichtig die Pforte zu und geleitete hierauf den Doktor über eine Treppe in ein hellerleuchtes Vorzimmer, in welchem er ihn einlud, Hut und Überrock abzulegen, und sich dann entfernte.

Der Doktor Goodfriday befand sich bereits eine Viertelstunde in einem sehr geschmackvoll dekorirten Saleu und konnte vor Befremden, Zweifel und Überraschung noch immer nicht recht zu sich kommen. Das ganze Abentheuer hatte bis jetzt so einen entgegengesetzten Eindruck auf ihn gemacht, daß die plötzliche Versetzung in die Formen des anständigsten Weltlebens ihn unheimlich, mährchenhaft anregte. Dieser geheimnißvolle Eingang, die in der Nähe schleichenden Schergen, die engverschlossenen Fensterläden des alterthümlichen und, wie es anfänglich schien, verlassenen Pallastes, der Aufgang über eine prächtige, aber unerleuchtete Treppe und nun die zahlreichen Spiegel an den Wänden der Gemächer, der blendende Kerzenschimmer, die Uniformen der Männer, die rauschenden Seidenklei-

der der Damen, — Alles zuſammen verſetzte der Doktor in eine Stimmung, von deren eigentlichem Grundton er ſich nicht Rechenſchaft abzulegen vermochte. Polecat riß ihn aus ſeinem ſtarren Hinbrüten. Polecat? ja! er war's; und doch traute der Doktor kaum ſeinen Augen, als er das widerwärtige, von Pockennarben verunſtaltete, von einem mächtigen Backenbart umkränzte Geſicht ſeines nächtlichen Begleiters zwiſchen zwei blendend weißen Halskrägen eine bedeutend hohe Cravate überragen ſah, als er die mißgeſtaltige Figur mit den krummen Beinen in einem braunen Frack, ſchwarz-ſammtnem Gilet, kurzen Seidenhoſen und grau modernen Seidenſtrümpfen, zierlich wie die Figur eines vollſtändigen Elegants, eines lebendigen Modejournals, plötzlich gewahr wurde. „Ihr ſeid heute unſer Gaſt!“ flüſterte ihm Polecat zu; „nennet mich Baronet. Wie findet Ihr unſern Salon?“ — „Kerl!“ erwiederte der Doktor, unwillkürlich halblaut ausrufend, noch immer von Erſtaunen gefeſſelt, „träum' ich denn, oder iſt das Alles Wirklichkeit? Spielt mir nur meine aufgeregte Phantaſie ſolche Narrenspoſſen, oder ſchleicht ſich in der That einer der gemeinſten Kirchhofdiebe in einen der beſten Zirkel des Weſtendes?“

„Ihr träumt ſehr lebhaft," ſprach Polecat etwas miſsmuthig, aber doch mit einer Art von feinem Ton. „Befehlt Ihr, daſs man Euch Eis bringe? Iſt Euch ein Spiel gefällig?" — „Wer ſind denn dieſe ſchönen und anmuthigen Damen?" fragte der Doktor etwas zerſtreut. Der neugebackene Baronet gab ihm mit ſchnell geläufiger Zunge folgenden Beſcheid: „Sir! es ſind Damen aus den beſuchteſten Häuſern. Hier hat Niemand Zutritt, der ſich nicht ganz direkt ausweiſen kann. Allen Freuden, mögen ſie nun heiſsen wie immer, iſt hier der gaſtfreundliche Tempel aufgethan. Sucht Ihr Euern Himmel in Roſsbeaf? gut! der ſchäumende Porter möge das ſtille Meer zu dieſen Inſeln bilden. Habt Ihr ein Gelüſt nach ausgeſuchten Leckerbiſſen? wir verwechſeln nur ein Paar Buchſtaben, und der feinſte Porto wird im Glaſe perlen. Wollt Ihr mit dem Glück anbinden? nebenan hält der verſchwiegene König Pharao einſamen Kopf, wirbelt die vielbeſuchte Roulette, zeigt ſich rouge et noire im ungleichen Wechſel. Straf mich Gott! Sir, habt Ihr noch nicht genug? Bei meinem Wappen! Sir, Ihr ſeid ein Nimmerſatt! Aber in's Geiersnamen! und wäre Euer Verlangen ſo bodenlos, daſs kein Senk-

blei es erreicht, wir wollten es mit Gewährung füllen. Hier gibt es Kammern und Kämmerchen, von reizendem Halbdunkel magiſch eingehüllt. Herr! ich wette eine Krone gegen eine Schiffsmütze, daß von dieſen Damen wenigſtens alle nicht unempfindlich ſind. Sir! ich bin in der Türkei geweſen und habe das Modell des mohamedaniſchen Paradieſes mitgebracht. Kommt, edler Sir! laſſet uns in eine Nebenſtube gehn und an einen Tiſch ſitzen. Wir finden dort wohl anmuthige Geſellſchaft."

Dem Dokter ſchwindelten die Sinne; er hatte ſich wohl ſeit den wenigen Jahren ſeiner Praxis ſchon in den verſchiedenſten Kreiſen bewegt; ſo eine außergewöhnliche Geſellſchaft aber, in deren Mitte er wie durch Zauberſchlag verſetzt worden war, lähmte die Schnellkraft ſeines Bewußtſeyns. Es war ihm, als wandle er viele Klafter tief im geheimen Schooße der Erde, in den wunderbaren Schachten und prangenden, blinkenden Sälen, wo Gnomen und Salamandrinen das Gewand der gewöhnlichen Welt anziehen und durch tauſenderlei Reize, tauſenderlei Metamorphoſen das Auge des Zauberers ſelber blenden, der nun mit einem Male, im Kleid ſeiner nüchternen Herrſchergewalt, unter ſie tritt.

„Möge ich wo immer sein," sprach er endlich in fröhlicher Wallung, indem er dem mißgestaltigen Baronet die Hand reichte — „ich will diese Gelegenheit nicht unbenützt entrinnen lassen, die tolle Fastnacht, die hier, wie es scheint, Jedem feilgeboten wird, so wohlfeil zu kaufen, als es angeht. Zudem bin ich schon jetzt berauscht, trunken von meiner Neugierde und Fantasie, in Träume gewiegt von tausend Spiegelbildern der Trunkenheit, vom Reiz der Üppigkeit und der Lust."

„Wir wollen auch vor der Hand nichts denken als Porto," sprach Baronet Polecat, indem er den Dokter an ein Tischchen zog, an welchem bald nachher zwei Damen die noch übrigen zwei Plätze einnahmen. „Seht Euch um, Sir! Heimliches Geflüster, süßestes Liebesvertrauen herrscht rings in diesem traulichen Arkadien. John, mehr Wein herbei! — Auf Euer Wohl, meine Damen!"

Polecat hob das Glas, der Dokter desgleichen, die Damen thaten Bescheid. „Wer sind diese zwei Herrn dort an dem Seitentischchen?" fragte der Dokter leise seinen Nachbar. „Es sind junge Ärzte, Sir!" versetzte Polecat; „ich will mich auf der Stelle über Bord werfen lassen, wenn Ihr dieselben

nicht kennet.“ Die zwei Ärzte, welche sich erhoben, und nun Hand in Hand im Zimmer auf und ab spazierten, augenscheinlich von Orgien übermannt, kamen grade in die Nähe des Tischchens, woran Goodfriday und Polecat nebst den Damen saßen. „Was machen die Geschäfte?“ redeten sie Polecat an, welcher ihnen, ohne viele Complimente, etwas sauertöpfisch antwortete: „Wie immer zu dieser albernen Jahreszeit, wenn es noch nicht recht Winter werden will! Wäre es doch schon November, daß wir ärnten könnten, was unser ehrenwerther Freund, der Spleen, vermittelst Stricken oder Halsbinden an verdrießlichen Gentlemen zusammenmäht!“

Polecat's unwillkürlich in Ernst übergehende Rede war für Goodfriday wie ein scharfer Zugwind, der den Trunkenen plötzlich im Freien anweht. „Was ist das für ein trübseliges Gesicht, Sir?!“ fragte Polecat, als er bemerkte, daß der Doktor mit ernster Miene aufstand. Eine der Damen ging an einen unfern stehenden Flügel und spielte in leisem, wollüstigem Piano eine italienische Melodie. „Laßt mich los, ihr heillosen Lockungen!“ fluchte der Doktor, an den Tisch gelehnt. Ein freundliches Mädchenantlitz blickte ihm jedoch im selben Augenblicke über

die Schulter. „Polecat!“ fuhr des Doktor in seinem Zorn fort, „bringt mich aus diesem Tollhaus der Gaukelei und Lust!“ — „Dachte ich doch,“ versetzte Polecat verdrießlich, „Euch einen angenehmen Abend zu verschaffen und den Anfang unserer Geschäfte fröhlich zu begehen. Wie Ihr es hier findet, könnet Ihr sehen, daß wir auf guten Ton halten. Der Teufel soll mich alsogleich auf ein papiernes Boot kommandiren, zu spinneweb'nen Segeln, wenn ich nicht die Absicht hatte, Euch einen vergnügten Abend zu bereiten.“ „Schönen Dank!“ murrte der Doktor; „die ganze Art sagt mir eben so wenig zu, als es mir ziemt, dieselbe mitzumachen.“ „Nun!“ meinte Polecat, „es sitzen hier lauter ehrliche Leute, lauter bischöfliche Christen, alte Seeleute, außerdem von den Landratten kaum zehn oder zwölf, ein paar Todtengräber, d. h. nichtgraduirte, und dann auch mehrere junge Ärzte, überhaupt was eben zur Zunft gehört. Um Euch die Herren namhaft zu machen, führe ich Euch zuerst den Disektor Cut dort an; — ferner ....“ „Wie!“ unterbrach Goodfriday den Redseligen, — „der Disektor Cut! — Cut! ja, ich habe ihn wohl kennen gelernt, diesen Cut! Wer ist die Dame, mit der er sich so angelegentlich

unterhält, daß ich beider Gesichtszüge gar nicht gewahr werden kann?“ Polecat versetzte: „Er brachte sie heute zum ersten Mal, — vor einer Viertelstunde, wie ich hörte, in unsern Zirkel. Ich will Euch später den Zusammenhang mittheilen. Sir! der Disektor Cut hat den Teufel im Leibe; denn er strotzt von Finten und Kniffen, um, wollüstig und geizig, wie er ist, Weiber von hitzigem Temperament und blöden Augen, ich meine, — blödem Verstand, zu kirren. Doch, wie gesagt, davon später bei einer Flasche Wein! Nun, Gott schenke ihm das ewige Leben!“

Der Gedanke, daß sich der Disektor, sein unversöhnlicher Feind, in diesen Mauern befinde, warf einen gefährlichen Funken in des Dokters Goodfriday Brust. „Wie wär's,“ dachte er, „wenn dieser Polecat .... Ich zweifle nicht, daß sich Polecat kein Gewissen daraus machen würde, mehr als einen bloßen Auferstehungsmann abzugeben, wenn es dem schmutzigen Hund bezahlt wird ... Pfui! welche gräßliche Gedanken! — Erstickt im Keim, verdorrt an den Wurzeln, ihr furchtbaren Träume! Bin ich ein Christ, und darf mich von solchen Träumen überraschen lassen? Hab' ich nicht Weib und Kind?! Der

Satan hat mich heute bei meiner Neugierde und Unerfahrenheit in diesem Babel festgepackt.“ „Sir, Ihr seid ein finst'rer Gast!“ unterbrach Polecat den Gedankenlauf des Doktors. Es ward lebhafter in dem kleinen Zimmer; eine rothwangige Sirene schmiegte sich im Gewühl dicht an Goodfriday, mehrere andere geschminkte Damen in schwarzseidenen Kleidern warfen ihm bedeutsame Blicke zu. Das Galgengesicht eines Croupiers drängte sich durch die Menge. „Sir!“ flüsterte Polecat dem Dokter zu, „setzt Euch durch Eure finstere Miene doch nicht den Blicken der schönen Welt aus. Beliebt es Euch aber vielleicht, unsern Handel früher abzumachen und meine Waare zu besehen? auch gut! Nach geschehener Arbeit ist süß ruh'n. Ihr seid, wie ich schon bemerkt habe, in Geschäftssachen sehr accurat, und wir wollen daher gehn, um meine wackern Bursche zu beschauen.“ Dem Dokter, einem Neuling in diesen Gefilden menschlicher Ruchlosigkeit, schauderte die Haut bei dem Gedanken an die frevelhaft entwendeten Leichen, durch deren Verkauf die saubere Gesellschaft in den Stand gesetzt war, sich lustig zu machen. Er wünschte sich im Stillen Glück, daß ihm der Himmel ein treues Weib beschieden, welches

ihn morgen frühe durch holde Zärtlichkeit für die Grauſale entſchädigen würde, die er heute mitbeſah. Pelecat zog ihn aus dem Gedränge. „Auf baldiges Wiederſehen, meine ſchöne Damen!“ rief er den Sirenen zu; dem Doktor flüſterte er, während ſie ſich entfernten, in's Ohr: „Nicht wahr, unſre ſchöne Welt ſteht der hoffähigen im Weſende in keinem Stücke nach?“

„In des Himmels Namen, Sir Cut!“ flehete die Dame zum Diſektor; „habt Erbarmen, mißhandelt mich nicht länger mit dieſen ſchrecklichen Worten und Zumuthungen; reißet mich aus dieſer grauſamen Ungewißheit! Wo iſt mein Mann?“ Der Diſektor lachte höhniſch, zuckte die Achſeln und ſprach: „Stelze, ſchöne Mylady! Ihr trauet mir ſo viel Verſtand zu, als dem Lord Gott Vater. Bin ich allwiſſend? Weiß ich, in welcher ſchmutzigen Kneipe ſich Euer Herr Gemahl jetzt befindet? Er liebte von jeher, ſchon in Oxford, wo wir zuſammen ſtudirten, das Gemeine.“ „Um Gotteswillen!“

rief die Dame entsetzt halblaut, „ich bin gräßlich betrogen. Ihr wisset nicht, wo mein Gemahl ist, und sagtet mir vor einer halben Stunde: Ihr wolltet mich zu ihm bringen, um ihn zu überraschen; Ihr seid versöhnt, aller Groll und Haß sei zwischen meinem Gatten und Euch vernichtet und vergessen, sagtet Ihr, und sprechet nun in Ausdrükken von meinem Gemahl, die ich nicht gehört haben mag.“ „Reimet Euch die Historie zusammen, wie es Euch beliebt,“ erwiederte der Diskektor kaltblütig; „wir führen die Komödie Shakespeare's auf: Was Ihr wollt.“ — „Herr! Ihr seid fürchterlich!“ sprach die Dame; „Ihr lockt mich vor kurzem mit teuflischer List vom Hause fort, und bringt mich in eine wildfremde, unheimliche Gesellschaft, in der Ihr mir Hohn sprechet. Wenn Ihr einen Funken von Menschlichkeit im Herzen habt, so beschicket Ihr den Kutscher, daß er mich wieder heimfahre, daß ich mich an der unschuldigen Liebe meines Sohnes von den Mißhandlungen erhole, die mir Eure Zudringlichkeit und Euer gräßlicher Hohn zufügten.“ „Ihr versetzt Euch in unnöthige Sorge, meine Schönste!“ erwiederte der Diskektor; „Euer Sohn befindet sich hier in Eurer Nähe, ich

habe für Alles geſorgt.“ „Wo iſt er, wo?“ ſtöhnte die bekümmerte, entſetzte Mutter, nichts Gutes ahnend. „Folget mir in jenes Gemach,“ entgegnete Cut, „dort habe ich ihn hinbringen laſſen, um Euch durch ſeinen Anblick zu erfreuen.“ Die Dame drängte ſich durch die Geſellſchaft in das bezeichnete Gemach, daſſelbe, durch welches Goodfriday und Polecat geſchritten waren, als ſie ſich in die Keller begaben, wohinaus eine kleine Seitenthüre führte. Mit triumphirendem wollüſtigem Lächeln ſchritt ihr der Diſekter in das von magiſchem Helldunkel erleuchtete Zimmer nach.

Der Dokter hatte in gerechter Befugniß, unbemerkt von Allen, ein Tiſchmeſſer heimlich zu ſich geſteckt, und war dann mit Toms Polecat, der offenbar einen der Aktionäre und Denangeber jener saubern Geſellſchaft verſtellte, eine ſchmale dunkle Wendelſtiege hinabgeſtiegen, an Polecat's Hand forttappend. Wohl regte ſich in des Dokters Bruſt immer mehr und mehr das Grauen, je tiefer ſie ſtiegen; aber es drängte ihn zugleich gewaltſam, alle

Schlupfwinkel und Waarenlager der Leichendiebe kennen zu lernen. Endlich gelangten die Beiden in eine Art von Kellerhalle, in welcher eine Lampe dürftiges Licht verbreitete. Einige Kienspäne lagen am Boden. Ein Paar Thüren des Gewölbes führten zu sehr kalten, trock'nen Kammern. „Sind wir am Ziel?“ fragte der Doktor, leise aufathmend. „Wir sind's,“ erwiederte Polecat; „das sind unsere Magazine.“ Er schloß dem Doktor die Thüren auf und leuchtete mit einem angezündeten Span in die Kammern, der Reihe nach. „Seht Ihr, Sir!“ erläuterte Polecat, der, hier in seiner eigentlichen Sphäre wieder in seinen plumpen Matrosenton verfiel, „es sind lauter honette Kerls, die hier aufgespeichert liegen. Nummer eins: ein delikater Gentleman, robust wie von Fichtenholz, ein ausgetheerter Roastbeef-Esser; nebenan sein Freund Pudding, etwas schwammig, doch noch immer ein edles Wild für einen Sektionstisch, ganz gesund bis auf einige schwarze Flecken am Halse; Nummer drei: ein magrer Vikar. God dam! die Welt ist so verderbt, daß die Diener der Kirche eigentlich als lebendige Skelette herumwandeln. Es ist ein gutes Werk, so einen ausgehungerten Vikar abzuthun.“ „Kerl!“

ſchrie der Doktor, und faßte Polecat an der Gurgel, „dein Frevel ſelber verräth dich! Ungeheurer Gräuel! nicht genug, daß Ihr die heiligen Ruheſtätten des Friedens erbrecht und daraus die Perlen der Erde ſtehlt; nein, es iſt gräßlich! die Habſucht mordet! Geſtehe oder ich erwürge dich!“ „Sachte!“ erwiederte Polecat, und zog liſtig aus ſeinem mediſchen Frack eine feſte Schlinge hervor. Im ſelben Augenblick faß ihm des Doktors Meſſer hart an der Kehle. Polecat ſchüttelte ſich wie im Fieber und ſprach dann kaltblütig: „Der Vikar iſt für die Frenelegen beſtimmt; ich glaube, ſie werden ihn brauchen können. Ew. Lordſchaft ſind mit Permiß entweder der Teufel ſelbſt oder klüger, als ich. Daß Ew. Lordſchaft aber als Arzt nicht wiſſen ſollten, wie wir arme gedrängten Ehrenmänner es mit den Leichen halten, nimmt mich wunder. Sir! es geſchieht in allen Ehren und Unſchuld, wenn wir ſie abmuckſen. Thut doch das Meſſer von meiner Kehle weg! — Es verurſacht ihnen keinen Schmerz, höchſtens ein wenig Kitzeln, ſie ſterben gemeiniglich an einem gelinden Erſticken; denn was das Seitenſtechen oder dergleichen betrifft, das läßt ſich im Allgemeinen nicht verheimlichen. Sir! wir

armen Leute müssen doch auch leben; und Ihr vor Allen, als Arzt, solltet eben so viel Einsehen und Nachsicht bei dieser Angelegenheit haben, straf' mich Gott! als mehrere Eurer Collegen. Ihr habt gewiß nicht in London promovirt. Gott erhalte Euch ein langes Leben, Sir! da ich nun einmal in Eurer Gewalt stehe. — Sir! ich höre, Ihr seid ein honetterer Mann, als der Disektor Gut. — Sir! es ist nicht nothwendig, daß Ihr mir mit diesem Messer ein Leid anthut!" Der Doktor hielt Polecat noch immer bei der Gurgel; er wollte die Gelegenheit, manchen Aufschluß zu erhalten, nicht ungenützt vorüberstreichen lassen, und fragte daher: „Ihr steht wohl, wie es scheint, in gutem Einvernehmen mit Sir Gut, dem Disektor?" „Wie Ihr's nehmt," erwiederte Polecat; „empfehlt nur Eurer werthen Faust weniger Fassungskraft. Schaut, Sir! der Teufel soll mich gleich nach Ostindien verschachern, wenn ich den Disektor Gut nur um ein Quentchen weniger hasse, als die Pest, die seine Lady. Er war früherhin immer meine gute Kundschaft, sowohl was Bestellungen und Kauf anbelangt, als auch dadurch, daß er selber zuweilen Gelegenheit fand, aus vornehmen Häusern Waaren abzuliefern. Vor eini-

ger Zeit aber ließ er ſich's beifallen, eine eigene Reſurrections-Fakterei anzulegen. Obgleich dieſelbe in Zeit von zwei Monaten zu Grunde ging, weil meine Agenten wack're Burſche ſind, ſo hat er mir doch in jener Friſt manches Pfund baaren Verluſt verurſacht. Iſt er vielleicht Euer Freund, Sir! ſo bitte ich Euch vielmals um Vergebung." „Was ſagſt du? donnerte der Dokter, „mein Freund? Ich haſſe ihn wie die Sünde!" „Ich darf Euch's wohl ſagen," flüſterte Polecat zutraulich, — „aber thut doch einmal das ſpitzige Meſſer weg! — ich darf Euch's wohl ſagen (denn Ihr habt mich heute ganz zu Eurem ergebenen Knecht gemacht), daß er ſchon auf der Liſte ſteht!" — „Wie?" fragte Goodfriday, geſpannt horchend. „Sir!" gab Polecat Beſcheid, „ſeitdem es mit meinem Lehrherrn Burke vorbei iſt, und ich den Großhandel allein treibe, weiß ich mich ſchon in meine Feinde zu finden. Freilich iſt's wahr, daß Cut, ſeit ſeine Fakterei zu Grunde ging, ſich wieder zu uns hält und uns Wild in's Netz jagt; was nützt das aber? wir müſſen ihm dafür die Leichen um die Hälfte wohlfeiler ablaſſen. Ich habe alſo noch immer baaren Verluſt. Aber, wie geſagt, er ſteht auf der Liſte, und es ſoll ihm nichts helfen,

wenn er auch noch zehnmal zuthunlicher wäre. Mir wird nichts an ihm abgehen, wenn es einmal mit ihm aus ist, als seine Kunst, die Weiber kirre zu machen. Ich versprach Euch eben, Euch manches über die Lady mitzutheilen, mit der er sich heute unterhält. Wißt, es ist ein Teufelskerl, und er versteht es, wie gesagt, trefflich, die Weiber so zu betrügen und durch tausenderlei List kirre zu machen, daß sie willenlos werden und ihm blind in's Netz folgen. Nun sprach er mir schon vor ein Paar Tagen im strengsten Vertrauen, daß er einen Streich verhabe, der auch mir Vortheil bringen sollte, — einen kerngesunden weiblichen Cadaver nämlich und eines Kindes Leiche. Er hatte schon längst die Absicht, eines Doktors Frau in's Netz zu locken und auf diese Art das Söhnlein zugleich, einen fetten Bissen für mich, ein kerngesundes Jüngelchen von fünf bis sechs Jahren. — Sir, drückt doch nicht so mörderisch an meiner Gurgel! Ihr seht ja, daß ich ohnehin im Zug bin und Euch alle meine Heimlichkeiten vertraue, weil Ihr ja doch so befohlen habt, und weil der Junge eben der ist, den ich Euch für den billigen Preis von sechs Pfund heute Abend verkauft habe." — „Weiter!" stammelte der Dok-

ter. — Polecat fuhr in ſeinem Berichte fort: „Nun hört, Sir! es iſt zum Tollwerden, wie pfiffig der Höllenhund, der Diſſektor, war; in Altengland gibt es keinen ärgern Hallunken mehr. Der Doktor, von dem die Rede iſt, — ein gar gutmüthiges Schaf, — ein Patron, der in der Provinz aufgewachſen iſt und in ſeiner Frömmigkeit keine Ahnungen von unſerm Handel hat, — wie Ihr, ein Todfeind des Sir Cut, — iſt eben jetzt auf dem Lande zu Beſuch. Indeſſen hat der edle Diſſektor der ſchönen Doktersfrau weißgemacht: ihr Gemahl habe ſich mit ihm verſöhnt, ſei heute vom Lande zurückgekehrt (er kömmt erſt übermorgen), habe ihn (den Diſſektor) zu ihr geſendet, und ſie bitten laſſen, ihm zu einem Freunde entgegen zu fahren, wo ſie den Gemahl in der Geſellſchaft treffen würde. Sie läßt ſich bethören und folgt dem Schlauen, der, längſt in ſie verliebt, ſie oben zu ſeinem Willen bringen wird. Indeſſen die Frau ſich hier befindet, läßt der pfiffige Diſſektor das Söhnlein ſtehlen und liefert es mir zu billigem Preis. Ich vermuthe, er wird nun eben mit der Doktersfrau luſtig ſeyn. Hat er den Spaß gehabt, ſo kömmt ſie auch nicht mehr lebend aus meinem Hotel. Für des Diſſektors Leiche ſtehe

ich, da ich weiß, daß er ohnehin viele Feinde hat, wie z. B. Euch, edler Sir! Aber Ihr müßt mir geloben, mir als Kundschaft nicht weiter zu gehn, und thut vor Allem das garstige Messer da weg!“ Goodfriday stöhnte: „Gräßlich! und der Sohn, was ist's mit dem Sohn?“ „Ihr drängt ja ganz schauderhaft!“ nahm Polecat wieder das Wort; — „in der Kammer Nummer 1; den, hab' ich Euch aufgehoben. Wahrhaftig, ein delikater Bissen für eine Sektion!“ „Todt!“ stöhnte Goodfriday. Polecat lachte und — heulte im nächsten Augenblick; denn das Messer des Dokters saß ihm plötzlich tief in der Brust, er sank röchelnd zusammen. Der Dokter stürzte mit dem brennenden Kienspan gegen die Kammer, schob den schweren Riegel zurück und fand darinnen auf einem Strohlager — sein Söhnchen. Mit einem Schrei der Verzweiflung warf er sich über den theuren Leib.

Polecat raffte sich mit letzter Kraft auf und schleppte sich bis zum Dokter hin, zog dann, noch im Augenblick des Todes ein Verbrechen ersinnend, die Schlinge aus der Tasche, und warf sie dem Dokter um den Hals. „Betrogen!“ stammelte er rö-

chelnd, während er sich bemühte, die Schlinge fest zu schnüren; „ich hatte es mir vorbehalten. Ich würde doch nicht so ein Esel gewesen sein, meine besten Waaren auf's Gerathewohl im Vorhinein zu schlachten, vermodern und verschimmeln zu lassen. Ich hatte mir's aufgespart, ihn abzuthun, wenn wir Handels eins wären. Nun verschlägt's mir nichts; Drei für Eins!"

Mit einem kräftigen Griff schleuderte Goodfriday die Schlinge vom Halse und stieß den sterbenden Mörder mit dem Fuß von sich. Er faßte den Knaben in seinen Arm, befühlte seinen Puls, horchte an sein Herz. „Herr, mein Gott! er lebt!" rief er, erschüttert von Hoffnung und Freude. „Das Entsetzen, die dumpfe Kerkerluft hat ihn nur betäubt. Er lebt! er lebt! mein Kind lebt! Gott, ich danke dir!" Er warf sich auf die Kniee; sein inbrünstiger Dank stieg geflügelt zum Himmel empor. Polecat hauchte neben ihm seine Seele aus.

Der Knabe schlug die Augen auf und schmiegte sich, als er den liebenden Vater erkannte, an dessen Brust. Der Doktor, von Freude und Sorge bestürmt, drückte den Knaben an's Herz, faßte einen

brennenden Kienspan und schritt die dunkle Wendeltreppe empor. Dumpfes Getöse drang ihm entgegen, welches lauter und lauter wurde, je mehr er aufwärts drang und sich den Gemächern nahte, die er früher verlassen hatte. Neue Besorgnisse durchschnitten seine Brust. „Erbarmer im Himmel!“ betete er leise, „soll ich noch an der Schwelle der Rettung mein Liebstes verloren sehen? Und mein Weib! mein Weib! mein schuldloses, betrogenes Weib!“

Als der Doktor, mit seinem Sohn auf dem Arm, in das erste jener vom verführerischen Helldunkel umflossenen Gemächer trat, sah er, daß sich vier bis fünf Kerls um seine Frau und den Disektor zu schaffen machten. Das Entsetzen machte ihn beinahe im Boden einwurzeln. Die Kerls waren beschäftigt, seine Frau zu binden und zu knebeln; der Disektor wollte sich aus den Armen der Matrosen losringen, und auf seine Beute stürzen. „Verdammte Landratte!“ polterte einer; „die lange Zögrung bringt Gefahr. Master Polecat hat uns geheißen, nicht so lange zu zaudern, sondern die Sache schnell abzu-

thun.“ Der Disekter wollte sprechen. Einer der Matrosen verhielt ihm den Mund. „Nicht gemuckst!“ flüsterte er leise; „wenn Ihr ein Wort sprecht, sitzt Euch das Messer im Bauch. Wo nur Polecat steckt? Sträubt Euch nicht länger. — Folgt uns Mylady! sonst soll Euch der Tod hier erfassen.“ „In's Teufelsnamen!“ schrie der Disekter außer sich; „ich habe meinen Tribut noch nicht empfangen, des Weibes rasende Gegenwehr ist schuld daran. Es war ausgemacht, daß ihr das Weib nicht früher antasten solltet, als bis ich es euch überlieferte.“ — „So soll dich!“ geiferte ein Matrose; „der Gentleman führt durch sein mörderisches Geschrei die verfluchten Policeofficiers auf unsere Spur.“ Das Wort Policeofficiers weckte wie ein Blitz in des Doktors Brust die Erinnerung an das Erscheinen derselben in der Gegend des Hauses. Er barg den Knaben hinter eine Ottomane und gebot ihm, sich ruhig zu verhalten. „Hunde!“ donnerte er mit Löwenstimme den Betroffenen zu, „laßt die Frau los! die Policeofficiers sind auf euern Fersen.“ Die unerwartete Dazwischenkunft, die mit aller Kraft laut gerufene Rede erschütterte die Mörder. Der Disekter Cut stürzte wie toll auf ihn zu. „Halt!“

riefen die Matrosen, „Sir Cut! Ihr seid uns verfallen, verkauft und verrathen. Mit Euch ist's bald alle." Ein Paar Handfeste ergriffen den sich Sträubenden; die andern wollten sich der Frau bemächtigen. Der Doktor rang, mit dem Messer in der Hand, kräftig wie ein hungernder Tiger, mit den Mördern. Indessen entstand in den andern Gemächern verworrenes Getöse; Leuchter wurden umgeworfen, Herren und Damen suchten in wilder Flucht zu entrinnen. Umsonst!

Eine bedeutende Schaar von Policeofficiers hatte das Nest umringt; zehn bis zwölf traten in das Gemach, wo sich Goodfriday mit seiner Frau und der Disekter sammt den Mördern befanden. Des Dokters Frau war, erschüttert von dem Vorgang, ohnmächtig zu Boden gesunken. Die Matrosen und der Disekter wurden gefesselt.

„Elise!" rief der Doktor mit sanfter Stimme, bekummert sein bleiches Weib anblickend, das ohnmächtig in seinen Armen lag.

„Mutter!" lispelte der Knabe, der aus seinem Versteck hervorgeeilt war und sich liebkosend an

ihre Bruſt ſchmiegte. „Mutter!“ lispelte er noch mals. Der ſüße Namen erweckte das tief erſchütterte Weib. „Er lebt!“ rief ſie, in die Kniee ſinkend, und preßte den Sohn an's hochklopfende Herz. „Gott, ich danke dir! Er lebt! er lebt!“

Der

Poet und die Muse.

Arabesken.

1.

Abentheuerliche Liebe.

Wenn der geheime Referendar Spitzmaus Abends um sechs Uhr seine Kanzlei verließ und das mächtige spanische Rohr mit der Tabatiere statt des Knopfs wie einen Vorreiter jedem Schritte voranspazieren ließ, pflegte ihm in den englischen Anlagen seit einiger Zeit jedesmal eine seltsame Erscheinung zu begegnen. Sein Kopf war durch die langjährige Aktenerfrischung so kühl geworden, daß er anfänglich seinen Sinnen nicht traute und die Erscheinung für ein Fieber, das Fieber aber für eine Folge von Erkältung ansah; sein Arzt, ein Homöopath höchster Potenz, rieth ihm jedoch, das Übel durch die Ursachen des Übels zu kuriren und sich daher durch erneuerte Abendspaziergänge auf's neue und immer zu erkälten.

Wirklich aber wurde das Übel dadurch nicht verringert; die Erscheinung kam nach wie vor, und des Referendars Kopf wurde so voll von den seltsamsten

Vermuthungen und Zweifeln darüber, daß selbst seine Akten darunter litten, sein strenger Amtsfleiß nachließ und seine Anfälle fast die Kennzeichen der Geistesabwesenheit und Verrücktheit anzunehmen drohten.

„Was ist Ihnen, Herr Referendar?“ sprach dann seine Haushälterin, Crescentia, unaufhörlich hüstelnd, mit tausend Besorgnissen im Herzen, wenn sie den sonst so ganz vernünftigen, so ganz steifen Kanzleimann gebückt, mit trüben Blicken, gesenktem Haupt und unordentlich zerknittertem Jabot nach Hause kommen sah. Bei'm Abendtisch aß er nichts mehr, trank nichts und sprach nichts. Wenn er sich zeitig zur Ruhe begab, erlauschte die besorgte Haushälterin, wie er sich seufzend und stöhnend auf dem Bette hin und her warf, wirres Zeug durcheinander sprach, dann wieder plötzlich vom Lager aufsprang, in der Kammer auf und nieder rannte, das Fenster aufriß und mit der geblümten Schlafmütze, wie ein Sterngucker, stundenlang hinaussah und mit hohler Stimme, wie ein Gespenst, immerwährend rief: „Schöner Stern! schöner Stern!“

„Ich muß der Sache auf die Spur kommen,“ dachte die kluge Haushälterin; „ich will dem Herrn Referendar auf seinen heimlichen Spaziergängen nach-

ſchleichen und ſehen, wer ihn ſo verrückt macht. O! ich ahne ſchon, was für ein unſeliges Verhältniß ihn verſtrickt haben wird. Es iſt eine böſe Sache, das Stricken. Ach! wenn ich in meinen jungen Tagen ſo bei'm Strickſtrumpf ſaß, ſagten mir die Schelme, die jungen Aſſeſſoren und Rechtspraktikanten, auch immer: Jungfer Crescentia! Sie ſtrikken und weben wieder ein Netz um unſere Herzen! — O, du mein gekreuzigter Heiland! Ei, ſo wollte ich doch, daß die unbekannte Mamſell — — — pfui, Crescentia! wer wird denn fluchen!"

„So eine treue Perſon, wie mich, in ſein Geheimniß nicht einzuweihen, zu hintergehen, o! ich mag den Gedanken gar nicht aufkommen laſſen — zu verſtoßen, zu verlaſſen! Nein, du heilige Mutter Anna! das ſoll nicht geſchehen, das darf nicht geſchehen; eher will ich mir die Füße ablaufen und die Kehle heiſer reden, eher ſoll nichts von mir übrig bleiben, als die Stimme."

Geſagt, gethan. Als der geheime Referendar am andern Abend wieder ſeinen Hut und Stock genommen und ſeinen Pudel eingeſperrt hatte und aus dem Hauſe geſchritten war, warf Crescentia ihr roſenfarbenes Tuch über, und ſchlich ihm von ferne

nach, bis ſie ſah, daß er in eine dunkle Buchenallee der Anlagen einbog, aus welcher wundervolle, liebliche Klänge ſchollen, halb wie Nachtigallenſtimmen, halb wie Harfenlaute, faſt ſogar wie Mädchengeſang bei'm Clavier.

„Aha!" dachte die Haushälterin, zog das Tuch enger zuſammen, um ſich vor der Nachtluft zu ſchirmen, „alſo eine fremde Harfiniſtin, eine ſchlechte Perſon, ein unbekanntes Weibsbild iſt es, dem dieſe Abendgänge gelten. Dachte ich's doch! dachte ich's doch! Es iſt nicht chriſtlich, um einer Harfiniſtin willen eine treue, redliche, langjährige Freundin zu betrügen. Aber warte ſie nur, ſie verrufene Perſon! und auch er, mein ſauberer Herr Referendarius! Ich muß der Sache auf den Grund kommen."

Sie ſchlich immer näher und näher bis endlich hinter die Bank im Gebüſch, worin ſie des Referendars Stimme hörte.

„Welche neue, wunderbare Welt thuſt du mir auf, mein holdes Leben!" liſpelte der Referendar. „Hohe unbegreifliche Macht, die mein kaltes, nüchternes Seyn in einen Wonnerauſch verwandelt! So wurde noch keiner wieder jung, wie ich; und die Jugend iſt mir wie ein unbekanntes Geſchenk, wie

ein fremdartiger Blumenstrauß, dessen einzelne Blüthen ich noch nie schaute!"

„Schöne Geschichten!" sprach Crescentia leise, im losbrechenden Unmuth. „Wonnerausch! Wonnerausch! dachte ich's doch gleich, der Referendar mußte betrunken sein. So lange er sein Diät hielt und Abends nüchtern zu Bette ging, war es ganz anders."

„Was rauschte durch die Zweige?" sprach die unbekannte Schöne, aufgeschreckt durch die letzten Worte Crescentia's.

„Es wird dürres Laub gewesen sein, das vom Baume fiel!" erwiederte der Referendar. „Du willst doch nicht von hinnen?"

„Es ist eine widerwärtige Nähe!" lispelte die Unbekannte; „weh mir! es greift wie mit eisigen Händen nach mir! laß mich fliehen, laß mich fliehen, Geliebter!"

„O, noch nicht! noch nicht!" versetzte der Referendar in stürmischer Gluth. „Siehe! ich war todt und bin durch deinen Odem lebendig geworden. Deine Flucht tödtet mich wieder. Ich war alt; du gabst mir die Jugend mit allen ihren Gluthen. Fliehe nicht von mir. Ewige Genossenschaft müsse uns vereinen."

„Begehre das Unmögliche nicht!“ flötete die Stimme der Unbekannten; „ich bin wie ein Schmetterling, deſſen Farbenſtaub leicht verwiſcht wird. Wir wollen uns lieben, doch nicht vereinigt ſein.“

„Iſt das mir Unverſchämtheit!“ ſchrie bei dieſen Worten die herchende Crescentia, unfähig, ſich länger zurückzuhalten. „Nein? das geht zu weit, das iſt unchriſtlich, das iſt heidniſch. Alſo eine ſündhafte Liebe. Warte, du Rebsweib, das ſoll vor's Gericht!“

„Wehe!“ ſtöhnte die Unbekannte; „mit eiſernen Fäuſten faßt es wieder nach mir.“

„Du darfſt nicht von hinnen, wer du auch ſeyſt!“ rief der Referendar, ſie feſthaltend. „Ewiger Bund, der Segen der Kirche muß uns vereinen. Ich beſchwöre dich.“

Die Unbekannte ſprach lächelnd: Habe Acht, mein Geliebter, dies nie zu bereuen. Siehe, ich bin flatterhaft, wie der Wind. Nimm dein Wort zurück.“

„Nimmermehr! Nimmermehr!“ verſetzte Valentin. „Dieſer Kuß iſt das Siegel unſeres Bundes!“

Crescentia fiel in Ohnmacht.

„Ich muß von hinnen!“ lispelte die Unbekannte

nach der Umarmung sich sanft loswindend. Crescentia athmete wieder.

„Nur noch deinen Namen, daß ich ihn beten kann!“ beschwor sie der Liebende.

„Ich bin die Muse!“ sprach die Unbekannte und entschwand seinen Blicken. Valentin starrte ihr wie ein Träumer lange nach.

Indessen war Crescentia mit zürnenden Gebehrden aus ihrem Hinterhalt hervorgetreten und sprach: „Schöne Geschichten, Herr Referendar! so eine hergelaufene Person heirathen zu wollen! Ich hoffe, einige Prisen Nießwurz werden Sie kuriren. Und wer ist sie denn? — es ist zum Todtlachen: — die Muse! Jetzt weiß ich, warum sie seit einiger Zeit immer von ihren Musestunden sprechen. Aber nehmen Sie sich vor der Muse und dem Müßiggang in Acht; Müßiggang oder, was Eins ist, Mußegehen, ist aller Laster Anfang.“

2.

Trauungsfatalitäten.

Vor dem Pastor Krammetsvogel standen der Hofrath Valentin Spitzmaus im schönsten Staat, mit

ſeidenen, kurzen, enganſchließenden Beinkleidern, mächtigem Jabot, langſchößigem ſchwarzen Frack, den Chapeaubas unter dem Arme, an allen Fingern mit maſſiven goldenen Ringen beſteckt; unter dem kurzen, ſeidenen Gilet ſchwappelten an der goldenen Uhrkette eine Sammlung von Siegelſtöckchen, Wappenringen und breiten Schlüſſeln, in denen ein künſtliches Spieluhrwerk eingeſchloſſen war. Am Arme führte der Hofpoet eine zarte, ſchlanke, liebliche Geſtalt im einfachen weißen Gewand, vom Kopf bis zu den Füßen dicht verſchleiert; es war ſeine Braut.

„Es freut mich recht ſehr, Herr Referendar! — wollte ſagen: Herr Hofpoet!“ — ſprach der alte Paſtor, aus der Lavadoſe eine gewaltige Priſe nehmend — „Sie in dieſer Angelegenheit bei mir zu ſehen. Wer hätte ſich aber auch dieſen Umſchwung der Dinge denken können, aus einem Referendar plötzlich ein Poet zu werden!? Sagen Sie doch, Herr Referendar! — das Wort Hofpoet will mir nicht recht in den Kopf — was es denn eigentlich mit dieſem Avancement für eine Bewandtniß hatte? Wir kannten Sie immer als einen grundvernünftigen Mann und rechtſchaffenen landesfürſtlichen Beamten, der das römiſche und hauptſächlich kanoniſche Recht

nach allen göttlichen und menſchlichen Anforderungen handhabte; und nun plötzlich — ſo — ich will nicht ſagen: verrückt — aber doch wenigſtens ſo gewiſſermaßen — nehmen Sie mir's nicht uoel — dement zu ſeyn, mente captus! ſagen wir Lateiner. Ihre alte Haushälterin war gleich bei'm Beginn, in der erſten Epoche ihres Raptus, bei mir und klagte mir ihre liebe Noth mit Ihnen. O, mein lieber Herr Referendar! wie konnten Sie ſich doch zu einem ſo heidniſchen Brod entſchließen?"

„Mein beſter Herr Paſtor!" verſetzte der Hofpoet ungeduldig; „wer kann für ſein Herz!"

„Ja, du mein lieber Gott!" ſprach der Paſtor nach einer beträchtlich langen Pauſe, während welcher er in nichtsſagender Wichtigkeit ſeine Naſe mit noch einer Priſe geſättigt hatte: „es iſt — nehmen Sie mir's nicht übel — doch eigentlich traurig, ſo eine Umwandlung zu gewahren. Sehen Sie einmal: Sie hatten ein ſo gutes Einkommen, eine ſo vortreffliche, tugendſame Haushälterin, die Jungfer Crescentia, der Sie nun das Gnadenbrod geben. Mir ſtand das Haar in der Perüke zu Berge, als ich zum erſten Mal von Verſen hörte, die Sie in der Hofzeitung abdrucken ließen. Die Weiber der

Reſidenz kamen alle mit naſſen Sacktüchern in die Predigt (denn ſie laſen ja in Ihrer gebundenen Rede immer, ſtatt im Geſangbuch, zur Frühandacht); meine eigene Frau heulte jeden Morgen und Abend gan; jämmerlich. Ich ſchüttelte immer den Kopf, und dachte, da wird nichts vernünftiges herauskommen. Es iſt zwar wahr, der Gottesmann Lutherus hat auch gereimte Verſe geſchrieben, dafür waren es aber geiſtliche Lieder; und die Ihrigen, Herr Referendarius! ſind — nehmen Sie mir's nicht übel — eitel heidniſches Zeug. Wie Gott will! iſt mein Wahlſpruch. Denn der gute König hat es einmal ſo gewollt, und als ein rechtſchaffener, chriſtlicher und landesfürſtlicher Paſtor denke ich, der gute König iſt der Stellvertreter des guten Gottes, und ich muß daher ein Auge zudrücken. Unſer guter König hatte nun einmal die ſeltſame, allerhöchſte Grille, die Stelle des Hofnarren eingehen zu laſſen und dafür das neue Amt eines Hofpoeten zu kreiren, in welcher Beſtallung Sie, Herr Referendarius! den Anfang machen. Nun, Gott ſey geprieſen und der gute König gelebt! Wie Gott und der gute König will!"

„Lieber Herr Paſtor!" ſprach der neue Hofpoet,

nachdem der Paſtor ſeine ſalbungsvolle Rede geendet hatte, „vor allen Dingen ſeyen Sie gebeten, den Trauungsakt zu vollziehen.“

„Recht gern, Herr Hofpoet!“ verſetzte der Paſtor; „ich will gleich damit beginnen, die Namen des tugendfeſten Brautpaares in mein Trauungsbuch einzutragen. Alſo pro primo den Namen, Stand etc. des Herrn Bräutigams.“

„Valentin Thadäus Spitzmaus, königlicher Hofpoet.“

„Alter?“

„Vier und fünfzig Jahre, drei Monate, fünf Tage.“

„Unmöglich, Herr Hofpoet! Sie ſehen ja heute aus — nehmen Sie mir's nicht übel — wie ein junger Pflaſtertreter von höchſtens fünf und zwanzig Jahren. Wahrhaftig, wenn wir noch in den papiſtiſch-dunklen Zeiten lebten, würde ich hier eine kleine Hexerei vermuthen. Ich weiß wohl, daß ich ſchon lange die Ehre habe, den Herrn Referendarius zu kennen, der in Dienſtſachen, ſo zu ſagen, von der Pike auf diente; aber heute, jetzt, da Sie mit Dero wohlverſchleierten Fräulein Braut Arm in Arm vor mir ſtehen, fällt es mir wie Schuppen

vom Auge. Wie das zugeht, weiß Gott! Ich stehe — nehmen Sie mir's nicht übel — wie ein betrunkener Schelm vor Ihnen, was sich für mein Alter und meinen Stand, wie ich glaube, nicht schicken dürfte!"

„Und doch ist's so, mein lieber Herr Pastor!" Mir selber, seit meine Braut mir zum ersten Mal in lieblichem Jugendreiz erschien, ist so um's Herz, als wäre ich eben ein Jüngling mit frischem Blut. Doch, wenn es Ihnen gefällig ist, so vollenden Sie die heilige Handlung, schließen Sie den Bund, der mich und meine Geliebte auf immer vereinen soll."

„War's mir doch, als seufzte Ihre Fräulein Braut. Mein Fräulein! darf ich um Ihren werthen Namen bitten?"

„Die Muse!"

„Ganz recht! den Geschlechtsnamen weiß ich jetzt; dürfte ich vielleicht auch um Dero werthen Taufnamen bitten?"

„Taufnamen? Was heißt das? Ich habe keinen Taufnamen?"

„Wie? Was?! Keinen Taufnamen? Sie hätten keinen Taufnamen?"

„Nein!"

„Sie werden doch einen Taufnamen haben? Sie können doch nicht ſchlechtweg Mamſell Muſe heißen? Beſinnen Sie ſich doch! Ich weiß zwar, daß die Bräute zu gewiſſen Stunden nicht recht bei ſich ſind; ſo etwas aber, einen Taufnamen, ſollte man doch nicht vergeſſen! Heißen Sie vielleicht Katharina Muſe? oder Anna Maria Muſe? oder Emerentia Muſe? oder Barbara Muſe? In's T.....s Namen! Sie werden doch etwas heißen. Sie werden doch einen Taufnamen haben! Sie werden doch, hoffe ich, getauft ſeyn!“

„Ich bin die Muſe!“

„Nehmen Sie mir's nicht übel! aber das heißt gar nichts. Das wäre genau ſo, als wenn mich Jemand um meinen Taufnamen fragte, und ich würde ſimpel antworten: Ich bin der Paſtor; während ich doch eigentlich nicht bloß bin, ſondern auch heiße, „Gotthilf Abraham Krammetsvogel!“ Überhaupt, mein Fräulein, das gilt nicht! Man muß etwas heißen. Wenn Sie nichts heißen, ſo traue ich Ihnen nicht und Sie nicht, Punktum.“

„Herr Paſtor!“ brach des Hofpoeten Grimm los, „ich hoffe, Sie werden meine Braut nicht beleidigen. Ich habe die Einwilligung meines Mo-

narchen zur Heirath, deſſelben weiſen und gütigen Monarchen, der mich zu meiner Würde erhob.“

„Ja ſo!“ verſetzte der Paſtor, demüthig kriechend. „Das iſt etwas anders. Ich bin ein eben ſo guter Bürger als Diener der Kirche, fürchte Gott und den König. Wenn es unſer guter König will, dann iſt es der Wille Gottes; da hilft kein Widerſtreben. Aber es iſt doch auffallend, ſo eine Perſon — Pſt! Kommen Sie, mein Herr! kommen Sie, mein Fräulein! Folgen Sie mir zur Kapelle. Nur noch eine Frage wenigſtens, mein Fräulein! Was Ihr Vaterland und Alter?“

„Mein Vaterland?“ erwiderte die Muſe befremdet, „ich habe keines.“

„Ah! Kosmopolitin — ich verſtehe — Weltbürgerin! Ja wohl! Ganz recht! Und Ihr Alter?“

„Mein Alter? Ich habe kein Alter?“

„Na, mein Fräulein! — Frauenzimmerausflüchte! Bräute wollen nie alt ſeyn. Na! aber im Ernſt, Frau Hofpoetin!“

„Ich habe kein Alter!“ zürnte die Muſe; „ich bin unſterblich!“

Der Paſtor kreuzigte ſich, und ſprach leiſe für ſich hin, während er mit dem Brautpaar zur Ka-

velle ſchlich: „Entweder iſt das Blasphemie oder Dementia. Es iſt doch fatal, daß gerade unſer guter König den Referendar in beſondere Protektion nimmt; ſonſt ſollte das ſaubere Paar die Strenge der geiſtlichen Gewalt, die überſinnliche Macht der Kirche verkoſten. Himmel, Unſterblichkeit! Unſterblichkeit! Na, das könnten wir auch noch brauchen, unſterbliche Weiber! Wenn ich gewiß wüßte, daß meine Hausehre auch dieſe fatale Eigenſchaft beſäße, ſo ſchnitte ich mir noch heute die Kehle ab, wovor mich Gott bewahren möge; denn wir ſind ja alle ſterbliche Menſchen.“

Wann Bräutigam und Braut vor dem Altare ſtehen und es werden die Ringe gewechſelt, weil die Herzen ſchon lange gewechſelt ſind, pflegen ſich alle Geiſter des Wechſels und der Verwechſelung beſcheiden anzumelden, ſteigen aus den Farben der alten bunten Glasfenſter der Kapelle, ſenken ſich in muthwilligem Wirbelflug, Lerchen gleich, aus den wunderbaren Baumverzweigungen alter Kirchengewölbe, ſpazieren bald gemächlich, bald kopfüber oder auf einem Bein, oder purzeln auf den äußerſten Spitzen ihrer zarten Flügel in den ſchaukelnden Wogen entfeſſelter Orgeltöne, verwandeln ſich, bei

rechtgläubigen und orthodoxen Christen, die an die Ewigkeit glauben, in eine Kirchenmaus und sitzen mitten im Docht des ewigen Lichts, daß man glauben sollte, aller Schein, so wie alle Erleuchtung ginge von ihnen aus, daß man sie, weil sie sich auf diese Art mit einem Heiligenschein umgeben, billig auch für Scheinheilige halten kann. Oder sie wallen und schwirren um die ehrwürdige Nase des Pastors oder Caplans, der nicht weiß, welches Insekt ihn bei der heiligen Handlung beunruhigt, und nun die Hände des Brautpaars nicht ganz fest durch die Stola verschlingt und verknüpft, weil er mitten im Geschäft los läßt und mit beiden Händen nach seiner Nase zu greifen gezwungen ist, worauf sich die Geister des Wechsels, echte kleine Wechselbälge, wie auf einem breiten, mit Porphyr gepflasterten Corso, herumtummeln.

„Und willst du ihm treu seyn und angehören bis an den Tod?“

Darauf erfolgt dann eine so leise, ganz von Demuth und Rührung zerquetschte und zermalmte Antwort, daß meistens Thränen statt des Mostes aus der Kelter rinnen, Thränen der Ahnung, Thränen der Erinnerung, Thränen des Bewußtseyns,

Thränen der Hingebung, Thränen der Scham, alle Sorten von Thränen — und man tauft sie dann: Thränen der Freude! Eitles Bestreben, Thränen selbst zu taufen! Wasser durch Wasser zu löschen! Die Taufe ist ja nichts weiter, als eine große Wasserschaden-Assekuranz, seit der ersten eigentlichen Sündfluth im Paradies; und so sollte die Ehe eine Brandschaden-Versicherung seyn für verbrannte Köpfe und glühende, ausgeglühte Herzen. Fluth und Flammen, der Tod des Todes, das ist in beiden Fällen die Losung.

„Und willst du ihm treu seyn und dienen und gehorsamen und angehören bis an den Tod?"

Guter, glücklicher, gläubiger Hofpoet, der du hinter dem Schleier der Braut in dem zarten Katechismus, in der geheimnißvollen Bibel der Augen statt Thränen und in Thränen das Jawort lasest! Ein Seufzer wurde ruchbar, ein unwiderstehlicher Seufzer; der Seufzer war Eigenthum der guten alten Crescentia, die in ihrem Kirchenstuhl saß und der Ceremonie wie eine lebendige Mumie beiwohnte. Indessen weinte die Muse; dem Pastor juckte es an der Nase, als er eben die Hände des Paares in einander legte; der gute Hofpoet dachte während

dieſer Pauſe eben an die erſte Arbeit ſeines neuen Hofdienſtes, an die Bedingung und den Preis deſſelben, an das beſtellte Hochzeitscarmen ſeines Mäcenas, des guten Königs, der ſich mit einem Fürſtenkind aus dem Harz ehelich verbinden wollte.

Scherz bei Seite! den Paſter juckte es und die Muſe weinte.

3.

Der Muſe Flucht.

Es war ſpäter Abend; die Muſe, verehelichte Frau Spitzmaus, ſaß am Fenſter, ſtarrte treflos in die vom Zwielicht nur ſpärlich noch erhellte Herbſtlandſchaft, ließ den Strickſtrumpf, den ſie in der Hand hielt, ſinken und ſprach:

„Gibt es auf dem weiten Rund der Erde ein Weſen, das noch elender wäre, als ich? Hier in den Kerker der vier Wände bin ich geſperrt; die plumpe, widerwärtige, gemeine Bürgerlichkeit, die erbärmliche Nothwendigkeit, der Unverſtand, der Wahnſinn flattern und ſchweben auf Eulenflügeln rings um mich her, traurige Fledermäuſe, die dem

Schmetterling heimtückiſch auflauern, um ihm ſeinen zarten Farbenſtaub zu rauben.“

„Götter, Ambroſia und Bier! welch ein tiefer Fall! Apollo und ein Hofpoet! der Faden ſelbſt, den die grauliche Atropos am Ende faßt — und ein Strickſtrumpf! Unſere Magd, die alte zahnloſe Crescentia, die mich immer knurrend umgeht, wie eine Zauberkatze in den lieblichen Mährchen unſeres nachbarlichen Olymps, ſie iſt liebenswürdiger, eine Hebe — ewiger Schönheit Abbild im Vergleich zum Gatten. Ein Satyr iſt er gegen Apoll. Trägt doch ſelbſt die Kröte, die von Gift alltäglich ein leckeres Mittagsmahl hält, die im feuchten, ſonnelosen Geklüft ihre Schande und Ungeſtalt verbirgt, — den ungekannten, koſtbaren Edelſtein im Haupt. Wehe mir! Zeus, freundlicher Gott, milder, als die unbekannten drei Götter, als der finſtere Büßer mit dem blutigen, dornengekrönten Haupt, nimm mich wieder auf; der verirrten, blindwahnſinnigen Tochter gönne wieder einen Platz zu deinen Füßen! War es denn ſo ein Frevel, die Sterblichen zu lieben? Vater! Du ſchwelgteſt ja ſelbſt in irdiſcher Töchter ſeliger Schönheit, tödtend durch deine Umarmung. Ach! ſiehe, ich bin nur ein Weib, und

konnte nicht tödten, da ich liebte; nein! erwecken wollte ich vom Tode und verjüngen die Alten, heilen die Kranken, Alle wie Einen; den Ersten, den ich fand, emporziehen zu unsterblichem Leben."

„Kann ich dafür, Zeus! daß du deinen Töchtern Mitleid in's Herz goßest, als du sie zeugtest? Und so erbarmte ich mich auch seiner, der mich nun verschmachten läßt, der mir nun alle Erbärmlichkeit des Staubes auf den Nacken häuft, wie schweres Felsengewicht, der mich zu beständigem Besitz wohlfeilen Kaufes erlangte. Vater Zeus, laß deine Tochter nicht erliegen!"

„Siehe, Zeus! die fremden Götter, die mit uns wetteifern um die Herrschaft der Welt, die vom Himmel zur Hölle reichen, sie erwürgen die armen Sterblichen, das ganze leichtbewegliche, in seiner Beschränktheit glückliche, befangene, kurzsichtige, gute Geschlecht. Frohnen legen sie ihnen auf, das Joch des Wahnsinns, und geißeln sie mit Blödsinn. Und nun muß auch deine Tochter, die es der Menschen erbarmte, büßen! Zeus, rette dein armes, verlassenes Kind!"

Ein Gewitter war am fernen Horizont emporgestiegen, einzelne rothe Blitze zuckten wie Hoff-

nungsblicke eines Verzweifelnden durch die schweren, dunklen Wolken.

„Frau Spitzmaus!“ helferte Crescentia, welche zur Thüre hereintrat: „Sie werden sich verkühlen, wenn Sie bei solchem schändlichen Unwetter noch lange am offenen Fenster sitzen; und was die Verkältung in der Abendluft für Folgen nach sich ziehet, davon habe ich leider nur zu traurige Erfahrungen.“

Sie schoß einen giftigen Blick auf die Muse, welche sie mit verweinten Augen anstarrte, und ihr erwiderte:

„Sorge dich nicht, ich kann das Schlimmste ertragen.“

„Der Herr Hofpoet hat mir aufgetragen, in allen Stücken auf Sie Acht zu haben,“ fuhr die Alte fort; „da muß ich wohl für Niemand in der Welt Augen haben, als für Sie. Hat ja doch auch der Herr Hofpoet für Niemand in der Welt sonst Augen, als für Sie. Nehmen Sie sich aber in Acht, Frau Spitzmaus, daß die Liebe Ihres Herrn Gemahls sich nicht auch in der Abendluft eine Verkühlung zuzieht. Ein Jahr lang sind Sie nun seine Frau, und er wünschte um Alles in der Welt Va-

ter zu seyn. Schöne Aussichten! Ja! Sie verkümmern ihm durch die Vereitelung dieser einzigen Freude und Hoffnung alle Lebenslust, und so ist er denn zu nichts in der Welt mehr fähig: die Gicht will ihm an den Leib; nicht einmal das Hochzeitsgedicht für unsern allerhöchsten Herrn brachte er bis jetzt zu Stande, vor lauter Verdruß über ....“

„Schweig', Elende!“ herrschte die Muse zürnend, „ich bin reine Jungfrau, und keine irdische Macht zwingt mich, Unwürdiges zu erdulden.“

„Schöne Artigkeit!“ belferte die alte Haushälterin. „Schöne Ausflüchte! Es handelt sich nicht um Würdiges oder Unwürdiges — es steht in der heiligen Schrift von Personen geschrieben, die nicht würdig sind, die Schuhriemen aufzulösen —; die ganze Sache dreht sich darum, daß der Herr Hofpoet in Ungnade gefallen ist. Warum? Darum, weil sich der allergnädigste Herr ohne Hochzeitsgedicht verehelichen mußte. Warum? Darum, weil der Herr Hofpoet keines zusammenbrachte. Warum? Darum, weil er gern Vater seyn möchte, und es noch immer nicht ist. Warum? Darum, weil die Frau Spitzmaus nicht will. Und das Ende vom Liede ist, daß er, nachdem er schon seine schöne einträg-

liche Referendärsstelle verloren hat, nun auch noch die Hofpoetenstelle verlieren wird, die unser guter König ganz einziehen will, weil er keinen solchen Spaß daran hat, wie an dem ehemaligen Hofnarren."

Spitzmaus, der unglückliche, gedankenlose Hofpoet, trat so eben ein, mit trostlosem, verflachtem, bleichem Antlitz, matten Augen, kummervoll gerunzelter Stirn.

„Frau!" sprach er, „mache dich fertig! Morgen wollen wir von dem Rest unseres Vermögens in das berühmte Soolbad reisen; vielleicht bringt die bekannte und sonst allgemein erprobte Kraft des Wassers jene Wirkung auch bei dir hervor, die ich so sehnlich wünsche und ohne welche ich der unglücklichste Sterbliche bin."

„Eher wünsche ich meine Unsterblichkeit zu verlieren!" stöhnte die Muse; „eher begehrte ich in den Armen des Todes zu liegen, eingesargt, bewußtlos, nie wieder fähig, zu athmen und mich himmlischer Ambrosia zu erfreuen, als ich mein göttliches Erbtheil, die reine Würde der Jungfrau, hingebe zu deinem schnöden Gewinn. Hättest du mich geliebt so heiß, wie Rose und Nachtigall sich lieben,

wie Erde und Sonne, wie Meer und Mond, — ach! minder überſtrömend nur, nur wie der Morgenſtrahl, der den Thautropfen küßt und durch den Kuß deſſen ganzes Leben auffaugt, ich wäre dir ein irdiſches Weib geworden, Mutter zahlreicher Kinder, geflügelter, himmliſcher Kinder! Das Gemeine iſt kein ſtumpfer Dolch, den du mir in's Herz bohrteſt, und nun ſtrömte das beſte Blut, das Mitleid, völlig daraus hinweg, und dürr und unfruchtbar liegt nun die Inſel, und kein Halm der Liebe will aus dem felſigen Abgrund mehr ſproſſen und keimen. Hinweg aus meinen Blicken, gemeiner, unwürdiger Knecht! Strecke nicht deine Hand aus nach der meinen! du haſt ſie befleckt mit peſtigem Hauch. Wage es nicht, meinen Lippen mit einem Kuß zu nahen! Nicht in den Zauberkreis trete fürder; denn bei allen Himmliſchen! ja, ich fühle wieder unſterbliche Kraft, Kraft des Haſſes ſtatt der Liebe, Begeiſterung des Zornes. Meines Vaters Blitze — dort leuchten ſie! meines Vaters Adler — ſiehſt du ihn vorüberſauſen? Iris ſtreckt mir den Arm entgegen und führt mich zurück in's überirdiſche Reich. So gemein, ſo unedel, tödtlich iſt all Euer Leben und Beginnen, Euer Schaffen und Wollen, daß Ihr

nicht lebt, sondern die ganze Spanne Zeit, die Ihr Leben nennt, in letzten Zügen liegt; nicht beginnt, sondern endet; nicht Fremdes schafft, sondern nur Euch selber vernichtet; nicht wollt, sondern unwillig den fremden Willen seht, dennoch Sclaven, gebrandmarkt zu Sclaven, gepeitscht als Heloten; Söhne des Staubes, des Staubes werth!“

Durch die Decke der Stube blickte zürnend der dunkele Gewitterhimmel herein; Blitze kreis'ten, Sturmwind heulte. Um die Muse aber zog sich ein leuchtender Kreis, und es rauschte rings wie von Adlerflügeln. Es war, als würde die Muse, die in unaussprechlicher Hoheit dastand, emporgehoben wie von den Händen des Sturmwinds; wild flatterte ihr entgürtetes Gewand, die reichen Locken wallten ihr entfesselt um Brust und Nacken. Als sie höher und höher schwebte, war es, als wiche das finstere Wettergewölke auseinander, wie früher die Decke, und eine milde, blaue Wölbung that sich auf.

Dem Hofpoeten und seiner Haushälterin kam es in diesem Augenblicke vor, als ob sie in die Sonne geschaut hätten: sie konnten nichts mehr sehen; sie hielten die Hand vor die geblendeten Augen. Als sie nach einer Pause des starren Entsez-

zens wieder die Hände von den Augen sinken lieſſen, flimmerte es ihnen ganz grün und gelb; aber die Decke des Zimmers war in ganz ordentlichem Zuſtand, wie immer, keine Ritze zeigte ſich. Draußen war der Mond ganz ſtill und friedlich aufgegangen. Die Frau Spitzmaus war nirgends mehr zu finden.

„Das ſind ſchöne Geſchichten," ſprach Crescentia am andern Morgen; „mir kömmt das Ganze wie ein Traum vor."

„Und mir wie ein Rauſch," verſetzte der plötzlich zum Wittwer gewordene Hofpoet, den es heimlich wieder ein Mal ſehr nach ſeinen längſt nicht genoſſenen Aktengeſchäften gelüſtete. „Crescentia!" ſprach er endlich nach langem Beſinnen und innerem Kampf, „bürſte ſie mir ein Mal meinen Kanzleifrack aus und gebe ſie mir die Schreibfedern! Ich will doch bei'm Hofrath nachfragen, ob er nicht ein Plätzchen noch irgendwo frei hat; mit dem Teufelsding, dem Verſemachen, geht es doch nicht recht."

„Gott ſei Dank!" ſeufzte Crescentia, ſehr erleichtert; „ſo kann ich Sie doch wieder Herr Referendarius heißen!"

Pagliazzo.

Novelle.

I.

Es war bereits spät am Tage, als die Kunstreitergesellschaft der Herren Protuccio und Malice zu dem Thore der alten ehemaligen Reichsstadt einzog. Sie ritten in stattlichen Reihen einher; voran kamen sechs Trompeter zu Pferde, hierauf die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft in abentheuerlichen Costümen: der römische Gladiator neben dem amerikanischen Wilden; der kalmuckische Prinz, die circassische Amazone und das chinesische Pagedchen. Den Herrn Protuccio sah man als griechischen Hippolyt, der den Ritt auf drei neben einander laufenden Pferden als **Non plus ultra** darzustellen pflegt (ein in allen großen Orten, in Wien, Paris, London u. s. w. mit dem größten Beifall aufgenommenes Stück!); der zweite Prinzipal, Herr Malice, erster Stallmeister Sr. Durchlaucht des Fürsten von Castellemonte, erschien, im seltsamen Widerspruch zu seinem gewaltigen Schnurr- und Backenbart, als

Zephyr coſtümirt, in ſogenannten fleiſchfarbigen Tricots, mit einem Blumenkranz im Haar und ſehr niedlichen Flügeln an den Schultern. An den Schweif ſeines milchweißen Pferdes hing ſich der Pagliazzo mit beiden Händen, während ſeine Beine ſich um den Hals eines kleinen, rabenſchwarzen Corſikaners klammerten. Der Pagliazzo war eine widerwärtige Figur. Seine Glieder ſchienen durch das ewige Groteskreiten gelenkig wie die einer Gliederpuppe oder eines Nußknackers. Man erzählte ſich von ihm, daß er vor einiger Zeit Läufer bei'm General Bourmont geweſen wäre. Er war ein Mühlhäuſer; ſein Jargon mit allen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der gleichmäßig wiederkehrenden Späße verrieth ſeine Abkunft. Er trug die gewöhnliche kegelförmige, graue Filzmütze, weiße Tricots und eine kurze weite Jacke von geſtreiftem Linnenzeug. Sein graues Haar drang in dichten Locken hinter der Filzmütze hervor; zwiſchen den grob geſchminkten knochigen Wangen und den buſchigen Brauen lagen funkelnd und drohend die Augen.

Endlich war der Zug im Gaſthof zum wilden Mann angelangt; man ſtieg von den Pferden ab und verſorgte ſie in den geräumigen Ställen. Die

Trompeter entfernten sich allgemach. Es wurde still und stiller in den Straßen und Gassen; die Menschenmenge, welche der abentheuerliche Aufzug der Kunstreiter in ihren buntfarbigen, fantastischen Kleidern herangelockt und versammelt hatte, zerstreute sich allmählig, nachdem der erste Reiz des Ungewöhnlichen vorüber war. Die Mitglieder der Kunstreitergesellschaft begaben sich in das Speisezimmer zu ebener Erde, zum Theil bereits umgekleidet, zum Theil noch in ihren je eigenthümlichen Costümen. Die Gesellschaft, obgleich zu den wohlhabendsten und beliebtesten gehörig, entbehrte doch jenes Geistes der Eintracht, welcher dem wüsten Leben der fahrenden Künstler und Gaukler den Reiz einer abentheuerlichen, großen Hauswirthschaft verleiht, so daß man sich in die Zeiten zurückversetzt wähnt, wo alle Kunst mehr unter dem Inbegriff der Gaukelei vermarktet wurde und das lustige Volk der Bohemer mit Freibriefen von Kaisern und Königen durch die Welt strich. Jener Geist der Geselligkeit und Verwandtschaft schien der Truppe der Herren Pretuccio und Malice gänzlich zu mangeln; ja es zeigten sich selbst Anklänge einer bedeutenden Feindseligkeit sowohl zwischen den beiden Prinzipalen un-

ter einander ſelbſt, als auch zwiſchen ihnen und den untergeordneten Mitgliedern. Im Speiſezimmer des Gaſthofes beurkundete ſich dieſelbe Erſcheinung. Der Italiener Protuccio und der Franzoſe Malice, die Direktoren, ſaßen zwar an einem Tiſche, ſie ſahen aber ſtumm und ohne ſich gegenſeitig zu beachten in die vor ihnen ſtehenden Weingläſer. Die erſte Dame der Geſellſchaft, die coquette Circaſſierinn, ſaß, unbekümmert um die Prinzipale und den ſentimentalen Liebhaber der Truppe, ganz ſtolz und frei am Präſidium der Tafel; unten am langen Ende derſelben, ihr gegenüber, ſaß Monſieur Batiſt, der Pagliazzo, eng in ſich geknäult und ſtill vor ſich hinlachend. Er wußte gar wohl, daß Niemand aus der Truppe ſeine Geſellſchaft oder ſeine Nähe ſuchte; denn er hatte am eigentlichſten die Zwietracht geſät, welche die ganze Bande zerſpaltete. Es war ihm eine Luſt geweſen, den beiden eigennützigen und ſelbſtſüchtigen Direktoren alles zu Ohren zu bringen, was ſowohl die Mitglieder über ſie, als ſie ſelbſt über ſich wechſelſeitig ſprachen. Gab es einen Schabernack zu ſpielen oder wa im Moment vor der Produktion irgend eine Störung eingetreten, ſo konnte man beinahe mit Gewißheit dar-

auf rechnen, daß Monsieur Battist seine Hand im Spiel gehabt hatte. Und dennoch fiel es den beiden Direktoren nicht bei, ihn fortzujagen; denn sie kannten den Zauber gar wohl, mit welchem seine Verwegenheit im Springen und Greteskreiten, sowie seine unerschöpfliche Laune das Publikum elektrisirte, wenn er in der Jacke des Pickelhärings stack.

Die täglichen Gäste des wilden Mannes hatten sich indeß auch zum Nachttisch eingefunden und unterhielten sich mit den Ankömmlingen, wie es ihre Ansichten, Neigungen und Vorurtheile mit sich brachten, die Einen mit vornehmer Herablassung, die Andern mit neugieriger Freundlichkeit, Manche mit kaltmuthigem Gleichmuth. Unter die Letzteren gehörte ein Mann, welcher seinen gewöhnlichen Platz eingenommen hatte und neben Monsieur Battist zu sitzen kam. Es war der Uhrmacher Ambrosius Sesam, der seit einiger Zeit in der Stadt lebte und im ausgezeichnetsten Rufe der Kunstfertigkeit stand. Man erzählte von ihm, daß er sein Gewerbe mit wahrer Genialität betreibe; er sollte mehrere Uhrwerke verfertigt haben, deren Einrichtung an das Unglaubliche und Unbegreifliche ginge. Herr Sesam war übrigens mit der Erlaubniß, seine Werkstätte

zu beſuchen, ſehr karg und pflegte, da er ſich im Auslande ein bedeutendes Vermögen erſpart hatte und jene künſtlichen Werke größtentheils nur zu ſeinem Vergnügen erdachte und zuſammenſetzte, nur ſelten Jemanden in ſeine Wohnung zu führen, wo ſeine Werke, wie man ſagte, aufgeſtellt waren. Aus ſeiner Werkſtätte hatte er, ſeitdem er den Kleinuhrenhandel nicht mehr betrieb und von ſeinem Vermögen lebte, alle Geſellen entfernt und arbeitete ganz allein größtentheils den Tag über. Er beſorgte ſelbſt alle Verrichtungen, welche ſonſt in das Bereich der Knechte und Mägde gehören. Zu Mittag und Abend beſuchte er jeden Tag regelmäßig den Wirthstiſch des wilden Mannes; ſonſt verbrachte er den ganzen Tag zu Hauſe. Fragte man ihn um den Grund ſeiner Sonderlingslaune, oder kam bei Tiſche zufällig die Rede auf Kinder, und wurde er gefragt, ob er auch Kinder habe, ſo wurde er ſtets unwirſch aufgeregt, ſtand auf, rückte den Stuhl und ging. So war es auch einſtmals geſchehen, daß ein Spötter oder, wie man ihn allgemein in der Stadt nannte: der unvergleichliche Spaßvogel, ihn mit dem Vorwurf neckte, daß er ein Liebchen in ſeinem Hauſe hinter Schloß und Riegel verſteckt halte.

Herr Sesam lachte und meinte, er habe ja doch graue Haare. „Da ließe sich freilich eher auf einen eifersüchtigen Vormund denken!“ versetzte der Spaßvogel drauf. „Vielleicht besitzt Herr Sesam ein nettes Nichtchen oder heimliches Töchterchen, welches er den begehrlichen Augen der im Argen wandelnden Welt karg vorenthält.“

Hierauf ward Herr Sesam bleich, rückte seinen Stuhl und sprach: „Ja wohl ist die Welt im Argen, sie steckt im Morast, im Pfuhl der Erbärmlichkeit, der Bettelhaftigkeit. Das Heiligste wird frech zertrümmert; das Glück und der Friede sind jenem blinden Ungefähr ein Possenspiel, welches man bald Witz, bald Aufklärung, bald Schicksal heißt; der Tod ist im Kern derselben verborgen. Ob ich eine Tochter habe oder ob keine, das kann jedem Andern gleichgültiger seyn, als mir. Und in des T.....s Namen! ich will nicht, daß man darüber spreche.“ Hierauf entfernte er sich.

Ähnliche Scenen veranlaßten denn auch alle, welche Herrn Sesam näher kannten und ihn, seiner strengen Redlichkeit halber, verdientermaßen schätzten, die bewußte Saite nicht anzuklingen, um nicht das reizbare Gemüth des alten Mannes in fieber-

haſte Aufregung zu bringen. Man dachte wohl vielfältig über die Gründe ſeines räthſelvollen Benehmens nach; doch vermochte Keiner die tiefe Verſchloſſenheit zu enthüllen.

Lange hatte ſich Pagliazzo ſeinen ernſten Nachbar betrachtet und ſchien nun den kalten Gleichmuth deſſelben durchforſchen zu wollen; denn es ärgerte ihn in tiefer Seele, ein Herz zu ſehen, das glücklich wäre, wenn auch in einer troſtlos eiſernen Ruhe. Er hatte ſich es ſeit langer Zeit zur Gewohnheit gemacht, die Menſchen rings um ſich her in feindſeligen Sturm aufzuwühlen und, weil er ſeines eignen Herzens lauten Ruf nicht bewältigen konnte, ſich durch fremdes Leid zu übertäuben. Da er, für ſeine Perſon, ſich ſeines Dienſt-Coſtüms, der ſchmachvollen Narrenjacke und des Kegelhutes entledigt und in einen grünen Oberrock geſteckt hatte, ſo konnte er um ſo unbefang'ner das Geſpräch mit ſeinem ſolbenkargen Nachbar auf die morgige Produktion der Kunſtreiter wenden.

„Werden Sie morgen die Vorſtellung beſuchen?“ fragte er Herrn Seſam.

„Ich pflege die Comödieen und Gaukeleien ſelten mehr anzuſehn;“ verſetzte der Uhrmacher; „ich

finde kein Gefallen d'ran und weiß meine Zeit beſſer zu verwenden."

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben," fuhr Pagliazzo fort; „es pflegt auch ſelten etwas wirklich Gutes bei ſolchen Landſtreichern zum Vorſchein zu kommen. Charlatanerie, nichts weiter! (fügte er lauter hinzu, gegen die Prinzipale hinauf gewendet) und dann zwei Prinzipale! Vermuthlich Stoff genug zu lächerlicher Eiferſucht. Ich glaube nichts Gutes erwarten zu können."

„Pagliazzo! Paillaſſe!" riefen bei dieſen Worten Battiſt's die Herren Protuccio und Malice zugleich, giftig und bleich von den Stühlen emporfahrend.

„Was rufen die Herren dort?" fragte Seſam, indem er ſein Glas mit Wein an die Lippen ſetzte.

„Ich weiß in der That nicht;" verſetzte Pagliazzo mit der gleichgültigſten Miene von der Welt. — „Um auf unſer Thema zu kommen, mein Herr! ſo glaube ich, nach Muſterung der Truppe, auch nichts erklecklich Hübſches gefunden zu haben; mindeſtens ſcheint die Prima Donna bereits ältlich und ſehr abgelebt. Ich weiß nicht, ob Sie ſich für derlei Damen intereſſiren."

„Ich intereſſire mich für derlei Weibsbilder nicht," erwiederte Herr Seſam.

Abgetrumpft in ſeinem erſten Forſch-Verſuche, biß Pagliazzo die Lippen zuſammen, hielt eine Weile an ſich und knüpfte dann das alte Geſpräch wieder an:

„Ein Individuum ſcheint mir wenigſtens jedenfalls bemerkenswerth: ich meine das gar liebliche Kind, die kleine Thereſe, welche dort neben der Prima Donna ſitzt."

„Sie ſcheinen die Geſellſchaft ziemlich genau zu kennen!" verſetzte Herr Seſam und ward allmählig bis tief in die Lippen bleich.

„Es fügt ſich ſo," lächelte Pagliazzo; „man lernt dies Volk ſchnell kennen. Haben Sie das Kind geſehen und betrachtet? Blicken Sie doch ein Mal hin! Wie niedlich das Püppchen die Biſſen zum Munde führt! Und ſehen Sie daneben wieder die alberne, geſchminkte Demoiſelle Mutter, die ſich ihres Kindes ſchämt; und es iſt doch wahrhaftig ihr Fleiſch und Blut, das zarte, liebliche Kind."

Herr Seſam war vom Tiſche aufgeſtanden, holte ſeinen Hut vom Nagel und wankte aus dem Zimmer.

„Was hat doch den Herrn urplötzlich angefallen?

Kennen Sie ihn?“ fragte Pagliazzo seinen Nebenmann an der andern Seite des Tisches, einen Nachbar Herrn Sesam's.

„Es wird ihm immer so,“ erwiederte der Angeredete, „wenn man von Kindern spricht. Ich glaube, es muß ihm angethan worden sein. Vielleicht hatte er einst Kinder, die ihm starben und deren Erinnerung ihn mit bittern Schmerzen quält. Vielleicht hat er auch sonst Leid mit lebendigen Kindern. Fast sollte man es vermuthen. Als er vor einigen Jahren in diese Stadt zog (es war Nacht), brachte er einen verhüllten Wagen mit, und lud in eigener Person seine Geräthe und sein sonstiges Eigen bei Nacht und Nebel vom Wagen und schaffte sie in dies Haus, welches er gekauft hatte und nun allein bewohnt. Man vermuthet, daß er möglicher Weise ein Kind, Töchterlein oder Söhnchen, drinnen bewahre; denn sein Haus betrat bis heute noch keine Seele.“

„Das ist ein sonderbarer Kauz!“ meinte Battist lachend; „fast sollte man ihn um dieser Sonderlingslaunen willen für einen Engländer halten.“

„Da wären Sie hinter's Licht geführt,“ unterbrach ihn ein Nebenmann. „Er ist ein Teutscher —

ein Sundgauer, wenn ich nicht irre — aus Mühlhauſen.“

„Das wäre der Teufel!“ rief Battiſt aufmerkſam; „ohne Zweifel können Sie mir wohl auch ſeinen Namen angeben. Es intereſſirt mich ſehr, ihn zu wiſſen; denn ich bin in Mühlhauſen wohl bekannt.“

„Der Mann iſt ein Uhrmacher ſeines Gewerbes und wohnt auf dem Heumarkte im gelben Hauſe,“ gab der Nachbar Beſcheid;“ „ſein Name iſt Ambroſius Seſam.“

„Ambroſius!“ rief Battiſt. Dunkler glühten ſeine Blicke; ein Zug feindſeligen Hohnes zuckte um ſeine Lippen . . . .

In demſelben Augenblicke riefen ihn die Prinzipale. Die Geſellſchaft ſchickte ſich zum Aufbruch an. Der Nachbar bezahlte ſeine Zeche und ging.

II.

„Komm' her, du wilde, kleine Katze!“ ſprach am andern Morgen der Pagliazzo im Stall zu ſeinem ſchwarzen Corſikaner; „komm' her! an dir will ich meinem Zorn Luft machen.“ Er ſchwang die

Peitſche mit Unmuth, ließ ſie dann ſinken und ſummte ernſt in ſeinen Bart ein elſäſſiſches Liedlein.

„Holla ho!“ rief er dann plötzlich. „Er iſt ſehr alt und kindiſch geworden, mein Bruder — Herr Ambroſius, wollt' ich ſagen; denn er erkannte ja ſein Stiefgeſchwiſterchen gar nicht mehr. 's iſt freilich lange her (er gab ſeinem Corſikaner einen tüchtigen Peitſchenhieb, daß er ingrimmig mit den Hinterhufen ausſchlug), 's iſt freilich lange her ſeit der letzten Affaire, aber was thut's auch; man ſoll ſeine Verwandten, ſeine leiblichen Blutsverwandten nicht ſo ſchnell vergeſſen.“

„Was treibſt du dich ohne Zweck hier im Stall herum?“ ſo unterbrach ihn Herr Malice, welcher unvermerkt eingetreten war und geſehen hatte, wie Pagliazzo in ſeinem Unmuth den ſchwarzen Corſikaner peitſchte: „du ſchlägſt mir ja meine beſten Pferde zu Schanden.“

„O,“ klagte Pagliazzo, „wenn ich Ihre Pferde ſchlage, ſind Sie wohl ſelbſt ein geſchlagener Mann, Herr Patron; aber das kümmert mich nichts. Ich ſage Ihnen, Herr Patron! ich wäre zu gewiſſen Zeiten im Stande, Sie und den Herrn Protuccio in einen Knopf zuſammen zu drehen und all

ihren Künſtlern — ich meine damit die Pferde — damit das Fell zu gerben. Was würden Sie erſt ſagen, Herr Patron! wenn ich ſtatt des kleinen Corſikaners, der doch auch mein guter Freund iſt, an Ihnen meinen Unmuth ausgelaſſen hätte, he?"

„Kerl!" ſchrie Herr Malice, „ich glaube, du unterfängſt dich wohl gar, dich über deinen Stand zu erheben und einen familiären Ton mit mir annehmen zu wollen. Ich will dich lehren, mit deinem Herrn ordentlich und wie ſich's gebührt zu ſprechen, elender Burſch! Du haſt dein Läuferamt bei'm General Bourmont gewiß noch nicht in ſo weit vergeſſen, daß du nicht im Stande ſein ſollteſt, Reißaus zu nehmen, wenn ich dir den Laufpaß gäbe."

„Sachte, ſachte, Herr Patron!" erwiederte Pagliazzo: „General Bourmont iſt ein guter Lehrmeiſter, was das Laufen betrifft, und ich bin ein allzuwack'rer Franzoſe, wenn auch kein Pariſer, als daß ich nicht für den Helden von Waterloo, wenn ſeine Ehre beleidigt würde, den Handſchuh aufhöbe. Was den Laufpaß betrifft, Herr Patron! ſo will ich ihn ſchon annehmen, obgleich ich dafür halte, daß Sie ihn nicht unterſchreiben. Noch heute, in

der nächsten Stunde, wenn sie wollen, trete ich aus Ihrem Solde."

„Impertinenter Kerl!" zürnte Herr Malice. „du sollst, du mußt bleiben; was würde aus unsrer heutigen Vorstellung werden? Du darfst nicht fort!"

„Was schert's die Herrn Patrone, wenn ich ein Mal will?!" spricht Pagliazzo. „Bin ich ein Hund, der an der Kette liegt? bin ich der dressirte Hirsch, der nach dem Commando durch's Feuer geht? So lange ich kein Weib nehme, will ich kein Hirsch sein. Und in's Teufels Namen, Herr Patron! ich habe es satt, nach Ihrer Pfeife zu tanzen. Bekomme ich nicht bei jeder Vorstellung mehr Prügel im Scherz, als Sie es in Ernst verdienen? Holla, ho! wir wollen Abrechnung halten. Corsikaner oder Patron!" Er ergriff seine Reitgerte, drehte sich um und drang mit dem knotigen Ende auf den Patron ein. Auf dessen Geschrei eilte Herr Protuccio, der Primo Amoroso und die Demoiselle Flora, welche bereits halb und halb in ihren fantastischen Anzügen staken und in der Eile die Mäntel umgeworfen hatten, herbei. Auch das kleine chinesische Pagodchen und der kalmuckische Prinz kamen neugierig

und ſahen den feigen Herrn Malice, welcher ſich mit dem heimtückiſchen Pagliazzo herumbalgte.

„Teufel und Schwerenoth!“ donnerte Herr Procuccio: „welche mordſternmäßige Eſelei ficht den Pagliazzo wieder an! Ich will meine amerikaniſche Wildenkeule holen und ihm europäiſche Civiliſation beibringen.“

„Was hat denn der gute Baptiſt verbrochen, daß er in den gräulichen Zwiſt verflochten iſt?“ liſpelte Demoiſelle Flora, indem ſie den Pagliazzo in einer Rückerinnerung von Zärtlichkeit mild anblickte.

„Nichts hat er verbrochen, du battiſtener Sack!“ erwiederte Pagliazzo. „Herr Malice will mich fortjagen, und dieſen anmuthigen Vorſchlag, den ich annehme, begleitete ich zur Bekräftigung mit einigen handgreiflichen Rathſchlägen.“ Er machte die Pantomime des Prügelns.

„Um Gotteswillen!“ ſchrie Demoiſelle Flora entſetzt.

„Was thuſt du ſo zimpferlich?“ unterbrach ſie Pagliazzo. „Haſt die Speiſe auch ſchon öfter gekoſtet; macht recht kräftig, die Prügelſuppe.“

„O, liebſter Vater! wollen wir fort?“ ſprach

das Kind, welches das Pagodchen vorzuſtellen pflegte, „nimm mich mit, ich bitte dich recht ſehr, lieber Vater! Herr Protuccio hat mich vor Kurzem am Beine aufgehängt, im Steigbügel am Schulpferd; da ſieh' ein Mal her, wie er mir mit der Reitgerte rothe Striemen geſchlagen hat."

„Was, ihr verfluchten Hunde!" ſchrie Pagliazzo, auſſer ſich vor Wuth; „ihr ſchlagt mein Kind und mißhandelt es auf eine ſo grauſame Weiſe?"

Er ergriff eine Stange und wollte auf Protuccio wüthend eindringen. „Ja, liebſter Vater!" rief die kleine Thereſe, „ſo hat er mir gethan, und die Mutter ſtand dabei und lachte ganz vergnüglich."

„Du entkommſt mir auch nicht, du lüderliches Weibsbild!" rief Pagliazzo; „ich will dir noch die Mutterliebe einimpfen." Demoiſelle Flora zog ſich bei dieſen Worten erſchreckt zurück; Jedermann aus der Geſellſchaft ſcheute den immer wilder werdenden Luſtigmacher. Inzwiſchen eilte ein Stalljunge herein und meldete, daß das verſammelte Publikum in der Bude bereits ſehr ungeduldig werde und ſich von dem unermüdlichen Orcheſter nicht länger mehr die Introduction vorſpielen laſſen wolle.

„Es iſt höchſte Zeit!" rief Herr Protuccio; „wir

dürfen das Publikum nicht erbittern. Laſſen wir den Zwiſt! Malice, kleiden Sie ſich an! Pagliazzo, bleibe für dieſe Vorſtellung mindeſtens noch bei uns, und vergeſſe, was vorgefallen."

„Alſo gut, gut!" brummte Pagliazzo; „ich will's nachtragen."

„Meine Satisfaktion muß ich haben!" rief Herr Malice, ſich aus ſeinem feigen Stillſchweigen allmählig ermannend: „Satisfaktion muß ich haben."

„Sollen Sie haben, ſollen Sie haben," begütigte Protuccio; „nur Ruhe, Ruhe!"

Auf dem Antlitz des Herrn Malice zuckte es wie ein Blitz eines ſchadenfrohen Plans. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich nun, ordnete, was noch zu ordnen war, und begann dann in der offnen, nur mit einem Geländer umgebenen Bude ihre Produktionen. In allen Gebäuden des Heumarkts, auf welchem ſich der Schauplatz befand, blickten zahlreiche Neugierige zu den Fenſtern heraus, und bewunderten die Kunſtfertigkeit der Reiter, lachten über die tollen Späße des Pagliazzo und erſtaunten über die Verwegenheit, mit welcher er plötzlich auf ſeinem Roß über die Planke ſprang, und nun, ehe man ſich's verſah, an den Gebäuden vorüber ritt und von den

Neugierigen, die in den Fenstern lagen, eine kleine Spende für den Pagliazzo brandschatzte. Auch Herr Sesam blickte aus seinem Hause und warf ihm ein Groschenstück in seinen Filzhut.

„Nicht mehr von einem Verwandten?“ rief Pagliazzo, indem er ihn scharf in's Auge faßte. „Will doch noch kommen und mir ein besseres Präsent ausbitten, damit wir leben können, ich und mein Würmchen.“

Indessen hatte die sämmtliche Gesellschaft sich zu der großen lebendigen Pyramide vereinigt: Protuccio, der kalmuckische Prinz und der Prime Amerose bildeten deren Basis; auf ihren Schultern standen Demoiselle Flora und Herr Malice, der Letztere hielt die kleine Therese über seinem Haupte. Das Publikum klatschte sich vor Bewunderung die Hände wund und wollte im Beifall gar nicht ablassen. Da zuckte es Herrn Malice plötzlich anscheinlich wie ein Krampf im rechten Arm, mit welchem er die Kleine hoch über sich hielt; sie entglitt seinen Händen und stürzte, eh' sich's Jemand versah, rücklings von der bedeutenden Höhe zu Boden. Ein Schrei des Entsetzens durchbebte die ganze Versammlung; die Ordnung war gelöst, wirr und toll rannte und schob

ſich Alles durch einander. Pagliazzo heulte wie ein Wahnſinniger, als er von ſeiner Brandſchatzung ſchnell in den Kreis zurückgetreten war und die kleine Thereſe todt auf dem Sande gefunden hatte. Die lebendige Pyramide war auf dem Zettel als das Schlußſtück angeführt worden; das Publikum zerſtiebte allgemach von dem Schauplatz des Entſezzens; die Leiche des Kindes nahm Pagliazzo auf den Rücken und trug ſie in die Herberge zurück.

III.

Das Zimmerchen des Gaſthofs, welches Pagliazzo nebſt mehreren andern Kunſtreitern niedern Rangs bewohnte, genoß die Ausſicht auf die Gaſſe und lag im Erdgeſchoß. Man konnte durch das Fenſter Jeden, der von der Straße in das Speiſezimmer ging, erblicken. Pagliazzo lag, dumpf und wüſt vor ſich hinbrütend, am Geſimſe und ſtarrte gedankenlos auf den freien Platz hinaus. Es war allgemach Abend geworden und die übrigen Kunſtreiter ſowohl, als auch die Gäſte, welche den Gaſthof zum wilden Mann in der Regel an jedem Abend beſuchten, hatten ſich ſo ziemlich alle bereits

eingefunden. Vom Heumarkte her ſchlenderte nunmehr langſam und bedächtig der Uhrmacher Ambroſius Seſam in ſeinem langen, blauen Rock mit dem zierlich gefälteten Jabote, mit dem langen ſilberknöpfigen Stock, deſſen breite bunte Quaſten bei jedem Schritt in regelmäßigem Takt hin und wieder pendulten. Immer näher und näher wandelte er, und kam jetzt auch an dem Fenſter vorbei, in welchem Pagliazzo mit verkreuzten Armen lag. Battiſt wurde durch die Geſtalt des vorüberwandelnden Uhrmachers aus ſeinem Sinnen erweckt. Als er ihn ſah, war es ihm, als bohrte ſich ein glühender Schmerz immer tiefer und tiefer in ſeine Seele, als dränge ſich ſein ganzes Blut nach dem alten, ergrauenden Haupt empor und erfülle alle Adern mit ſolchen Gedanken, daß ſie den Wahnwitz wie ein großes Netz über ihn hinbreiteten. Er ſprang vom Fenſter auf, verſchloß es, und rannte im Zimmer auf und nieder.

„Der Mann kann glücklich ſein! Er hat leicht glücklich ſein, hat doch ein Kind, wie man ſagt, und er thut wohl daran, es vor den Augen aller Welt geheim zu halten; ſonſt kommen die luſtigen Leute all', und ſcherzen und ſcharwenzeln ſo lang,

bis die Freude und das Leben verſcherzt iſt. Er hat ein Kind, und ich habe keins! Dort liegt meine Thereſe und lacht nicht mehr und blickt mich nur mit den offenen ſtarren Augen noch immer an, als thäte es ihr wohl, auf dieſe widerwärtige ungerechte Welt ein Auge zu werfen. Niemand ſoll glücklich ſein, Niemand! Seit mir mein letzter Schatz heimtückiſch geſtohlen ward, habe ich alles ausgezogen, was mich an dieſe jämmerliche, nichtswürdige Spottwelt gefeſſelt hätte. Ei ja, wahrhaftig! Das nenne ich ein Lieben! Niemand ſoll lieben. Ich will den Schnitter machen und die Senſe ergreifen und hinwegnehmen, was den Andern gefällt und was mir mißfällt. Als ich mich in die Jacke des Pickelhärings ſteckte, hatt' ich nicht Freud' noch Leid. Ich ſetzte nichts an's Leben, denn es hatte keinen Werth für mich, als mich der ſchlaue Wucherer, mein angeſehener rechtſchaffner Bruder, mein liebenswürdiger, künſtlicher Herr Bruder von Haus und Hof jagte; haha! mein wüſtes Leben war ihm ein Dorn im Auge. Als ich mich im Soldatenleben herumtrieb ohne Ziel, ohne Wunſch, machte ich keine Forderung; und obwohl ich nicht hoffen durfte, von der blinden Fortuna gegen engliſche oder preuſ-

ſiſche Kugeln ſchußfeſt gemacht zu werden oder ja an einen Ort zu kommen, wo ich meinen angenehmen Herrn Bruder von Angeſicht zu Angeſicht ſehen würde, wie es mir hier begegnet iſt, ſo lag doch in mir noch etwas, was ich nicht austilgen konnte, heiße es nun, wie es wolle, Habſucht über mein verlornes Gut oder Rachelust. Punktum, es war all und es wurde wieder Friede; aber nicht in mir. Ich ließ mich auf's Neue anwerben, heiſa! als einen Rekruten der Tollheit, als einen Knecht des Schlamms. Sie ſtand mir gut, die Uniform: der weiße Filzhut und die Narrenjacke. Waren auch wackere Generale die Herren Protuccio und — in's Teufels Namen ich kann den Namen nicht mehr von meinen Lippen preſſen — die Hölle hat keinen ſcheußlichern, als den meines Patrons, der mir ſo tief in's Herz wuchs, daß ich die Welt mit Heimtücke hätte umſpinnen mögen. Auch den Urgrund all meines Leidens und meiner Zerrüttung, meinen ſaubern Herrn Bruder denk' ich doch noch zu finden, und ſollte es mein Leben koſten! Was ſchere ich mich um mein Leben. Dort liegt mein Leben."

Er eilte gegen das Bette zu, auf welchem Thereſiens Leiche lag; lautlos kniete er vor derſelben.

Inzwiſchen ſchallte, während er die Todtenwache bei ſeinem Kind hielt, vom Speiſeſaal her wüſtes Geſchrei und Gläſergeklirr. Die Kunſtreitergeſellſchaft hatte, um die gute Einnahme der heutigen Verſtellung zu feiern und zu verherrlichen, Wein auftragen laſſen und that ſich gütlich.

„Da drüben geht's ja luſtig zu!“ rief Pagliazzo ingrimmig. „Sie haben doch etwas vom Leben; und daß es ihnen ſchmeckt, beweiſ't der Rauſch. Aber wahrhaftig, mich juckt's, das Ding nicht länger ſo beſtehen zu laſſen. Ich will doch ein Mal hinaus gehen und zuſehen, wie ich einem von ihnen den Wein vergällen kann.“

Als er vor die Thüre ſchritt, um ſich in das Speiſezimmer zu begeben und ſeiner Rache Lauf zu laſſen, begegnete ihm Demoiſelle Flora, in abenthenerlicher Erhitzung, der Primo Amoroſo folgte ihr haſtig nach.

„Angebetete!“ rief er, „wie lange wirſt du noch meinen zärtlichen Bitten grauſam widerſtehen?“

„Sie ſind, salva venia, ein Thier!“ rief Pagliazzo, indem er (Anfangs unbemerkt) plötzlich zwiſchen Beide trat; „mein verehrteſter College, Sie ſind ein Thier, wenn Sie dies Aas anbeten.“

„Welche Impertinenz!“ fuhr der gekränkte Liebhaber fort.

„Welche Thorheit und Eſelei!“ replizirte Pagliazzo. „Herr Collega! ich glaube, Sie ſind mit allen zehntauſend Teufeln geſchlagen, weil Sie ſich an dies lüderliche Weibsbild hängen, welches auch mich einſtmals mit ihrer wüſten, geſchminkten Coquetterie an der Naſe herumzog und mich zum Vater machte. Aber ſie war nie eine Mutter, obgleich ſie das Kind unter ihrem Herzen trug. Es iſt nicht wahr: ſie trug das Kind auch nicht unter ihrem Herzen; Sie hat ja kein Herz. Und Alles iſt auch hin! In's drei Teufels Namen, Alles iſt hin! Geht mir aus dem Wege, ſonſt hole ich mir ein Meſſer und maſſacrire jeden, der mir ver's Auge kommt.“

Der Wicht und die Coquette machten ſich zitternd aus dem Staube. Mit einem von Ingrimm und Hohn verzerrten Geſichte trat nun Pagliazzo in das Speiſezimmer, wo die übrige Geſellſchaft lärmend und zechend übel hauſte. Er ſchritt hinter den Stuhl des Herrn Malice, ſchnitt ihm eine wüthende Geberde hinter'm Rücken, und zog dann, in-

dem ſich dieſer plötzlich umſah, demüthig den Filzhut vom Kopf, als ob er nichts gethan hätte.

„Was bringſt du?“ fragte Malice den Pagliazzo.

„Recht gute Zeitungen;“ erwiederte der Angeſprochene. „Ich habe in der Stadt herumſpionirt, wollte ſagen, ſpioniren laſſen. Nun! das Publikum bewunderte Ihre Kunſtfertigkeit, Herr Patron; aber Eins wollte ihm doch nicht beikommen.“

„Und was denn?“ fragte der eitle Franzoſe.

„Ja! das will ich Ihnen in's Geheim ſagen,“ erwiederte Pagliazzo, neigte ſich zu ihm und flüſterte ihm in's Ohr: „Ich habe eben von mehreren Orten gehört, daß vielen die Charlatanereien des welſchen Direktors (damit meinten ſie vermuthlich den Herrn Patron Protuccio) unausſtehlich wären. Sie wollten die ganze Geſellſchaft mit großem Vergnügen zu wiederholten Malen bewundern, wenn nur der welſche Patron nicht wäre, dem man nur applaudirte, um der Geſellſchaft im Allgemeinen die gerechte Bewunderung nicht zu verſagen.“

„So, ſo! murmelte Herr Malice; „ja, wahrhaftig, wozu brauche ich auch den Welſchen? etwa damit er meinen Gewinnſt theilt? Bravo, Pagliazzo! haſt gut ſpionirt, wie ich dir befohlen; ſollſt auch

bleiben, ſollſt deinen Abſchied nicht bekommen! Laß uns gute Freunde ſein. Trinke dies Glas Wein aus!“

„Gute Freunde ſein?“ flüſterte Pagliazze in ſeinen Bart, und ſprach dann halblaut, daß es Malice hören konnte: „danke ſchön, Herr Patron!“ Er trank den Wein aus, ſchlenderte dann einige Male im Zimmer auf und nieder, und blieb dann, wie von ungefähr, bei dem Stuhle des Herrn Protuccio ſtehen, zu dem er ſich niederbeugte und ſprach:

„Iſt geſchehen, wie Sie befehlen haben, Herr Patron!“

„Alles in Ordnung?“ fragte Protuccio.

„Alles in Ordnung!“ antwortete Pagliazze; „ich habe etliche vom Volke, die um mich herumſchlichen, inficirt, wie die Peſt, mit Schimpf- und Spottreden über meinen Herrn Patron, Herrn Malice. Er wird auch bei der nächſten Produktion förmlich ausgeziſcht; iſt ſchon eingeleitet.“

„Biſt ein Teufelskerl, Pagliazze!“ flüſterte ihm Protuccio heimlich in's Ohr. „Nun, ſei gewiß, du ſollſt immer bei mir bleiben und mein beſter Freund ſein. Deiner Gage kann ich freilich nichts zulegen,

weil dein Kind leider todt iſt, das auch etwas verdiente. Allein kömmſt du auch leichter durch die Welt. Sei getroſt, Pagliazzo!“

„Danke ſchön! danke ſchön!“ ſummte Pagliazzo, und ſchlich ſich von dem Stuhle des Patrons Protuccio hinweg. „Ihr ſeyd beide geprellt,“ flüſterte er, als er wieder auf und nieder ging. „Kein wahres Wort an meiner Rede; aber ihr müßt auseinander kommen und einzeln verhungern. Mich kriegt ihr nicht mehr; was hätte ich auch für einen beſondern Grund, mein Leben euch zu verdingen? Meine Seele iſt ja todt, mein Kind iſt todt! Weiter liegt mir nichts mehr an der Welt. Heiſa ho! Nur dort ſehe ich noch ein ſtilles und behagliches Angeſicht, dem muß ich die Freude verderben! Er hat noch ein Kind; ich habe keins.“

Er näherte ſich nach dieſen Worten dem Herrn Seſam, welcher ſeinen gewöhnlichen Platz am Tiſche einnahm.

„Guten Abend, Herr Seſam!“ rief er dem Uhrmacher zu.

„Guten Abend!“ erwiederte der Angeſprochene und maß den Pagliazzo mit großen Augen. „Aber mein Freund, ich kenne Ihn nicht!“

„So?“ lachte Pagliazzo; „und wir haben uns doch öfter gesehen, wie ich meine, erst gestern zum Beispiel; — freilich hatte ich gestern meinen Oberrock an und da sahen Sie meine Pickelhäringsjacke nicht. Aber ich denke, wir haben uns auch schon früher und öfter gesehen.“

„Daß ich nicht wüßte!“ sprach Herr Sesam verwundert.

„Sie werden sich eben an den Narren nicht mehr erinnern,“ versetzte Pagliazzo. „Es beliebte Ihnen damals, den Schurken stark im Munde zu führen; damit meinten Sie mich. Vielleicht steckt Ihnen der Schurke noch im Kopfe?“

Herr Sesam rieb sich, wie ein Träumender, Stirn und Augen; ehe er aber wieder nach Pagliazzo aufsah, war dieser bereits von seiner Seite verschwunden.

„Das sind wunderliche Träume,“ sprach Herr Sesam. „Ach ich will mir nicht den Kopf damit zerbrechen. Ein paar Gläser Wein darauf und Alles ist ist vergessen! Ich will heute ein Mal ein Glas mehr trinken, als gewöhnlich. Denn Gedanken dämmern in mir, die ich lang vergessen habe, und ich hoffe, der Wein soll sie auch für dies Mal wieder in den alten Schoos der Vergessenheit ver-

ſenken. Über manche Dinge nachzudenken iſt nicht gut.

Er rief hierauf dem Kellner, ihm eine Flaſche gerechten Muscat Lünel aufzutiſchen.

IV.

In einen weiten Reitermantel gehüllt, ſchlich indeſſen Pagliazo über den Heumarkt. Unter dem Mantel trug er eine Blendlaterne.

„Ich muß ſeine Tochter finden!“ rief er, indem ſeine Blicke glühten. „Hella! wenn es etwas zu vertilgen gibt, will ich verderben. Mich wurmt es, daß dieſer, mein ehrſamer und rechtſchaffener Stiefbruder, glücklich ſein ſoll durch Kindeswonne, und er hat mir doch mein ganzes Leben von Anbeginn her zerrüttet. Wahr iſt's: ich war ein wüſter Burſche und auch meine Stiefmutter behandelte mich nur gerecht, wenn ſie mir nichts anvertraute, keine Liebe und kein Geld. Aber, warum auf den Duckmäuſer Alles hingehäuft? O, bei'm Teufel! hätte ich das Weib nehmen können, das ich liebte, und das mein Bruder Ambros mir von den Lippen riß, hätte meine Mutter damals, nach des Vaters Tod,

mir mein Erbe herausgegeben, ich wäre vielleicht glücklich. Nun ſoll Niemand glücklich ſeyn! Zwar ſtarb auch meines Bruders Weib — Gott habe ſie ſelig! — bei ihrer Niederkunft, wie ich hörte; aber daß eben ihr Kind noch leben ſoll, meines Bruders Ambroſius Kind, und daß er durch ſie glücklich iſt und, um es zu ſein, ſeine Wonne vor aller Welt geheim hält, das ſoll nicht ſo ungeſtraft hingehen. Jetzt iſt der Augenblick: mein ſaub'rer Bruder ſitzt bei'm Wein; ſie iſt allein! Allons, Nachtſchlüſſel, thue deine Dienſte!“

Er war während dieſer Rede bei Seſam's Haus angelangt, und öffnete die Thüre mit dem falſchen Schlüſſel. Die Thüre ſchloß er hinter ſich wieder zu, warf den Mantel zurück, als er auf dem Flur ſtand, öffnete die Blendlaterne, und ſtreifte nun ſuchend durch das ganze Haus. Lautlos war es rings um ihn; das Haus ſchien wie ausgeſtorben. Es befiel ihn ein unheimliches Gefühl, als er mutterſeelenallein mit ſeiner Leuchte die Streife hielt. Er irrte kreuz und quer; kein lebendes Weſen fiel ihm in's Auge. Manche Zimmer waren unverſperrt und, wenn er in dieſelben hineintrat, gewahrte er dann wenig Meuble, aber in einem jeden

zwei oder drei ganz zierliche, langleibige Wanduhren, welche mitunter auch in kunſtreichen und zum Theil abenteuerlichen Gehäuſen ſtanden. Das regelmäßige Hin- und Herſchwanken der Pendule und das im gleichförmigen Takt ohne Abſatz fortſchnarrende Räderwerk machte einen eigenthümlichen Eindruck; eine Art von Todesahnung wird im menſchlichen Herzen wach, wenn es allein recht mitten unter lebloſen und doch bewegten Körpern, welche eben durch ihre Bewegung das Leben ſchauerlich nachzuäffen ſcheinen.

Endlich gelangte er durch mehrere öde Zimmer mit ſpärlicher altfränkiſcher Einrichtung an eine verſchloſſene Thüre. Er blickte durch das Schlüſſelloch, und glaubte in dem verſperrten Gemach einen Lichtſchimmer zu erblicken. Auch war es ihm, wie er ſein Ohr an den Boden legte und lauſchte, als ob er Athemzüge drinnen vernehmen könnte.

„Zum Henker auch!“ rief er unmuthig aus. „Ich möchte jetzt meinen ganzen Vorrath mühlhäuſer Grobheit wie ein ſcharfes Geſchütz gegen dieſe Thüre richten, um ſie zu ſprengen; denn es ſcheint, als ob hier das Pförtlein des irdiſchen Paradieſes meines kargen Bruders ſei, der mir mein Erbe

ſchnöde vorenthielt und durch ſeine ſtiefbrüderliche Rechtſchaffenheit, mit der er meine Braut ehelichte, mich bis zu dem tiefen Moraſt der Zerrüttung, Schmach und Verzweiflung ſchleuderte, in welchem ich nun wie ein Weſen herumwühle, das jeder menſchlichen Regung, ſo wie jedes Anſpruchs auf das Beſſere entäuſſert iſt. — Und wie gern wollte ich ihm jetzt den heimlichen Schatz rauben oder mindeſtens verderben, ſei es nun ſein Kind oder ein neues Liebchen! Soll ich umſonſt mich auf Schleichwegen in dies unheimliche Haus bemüht haben, wo einem bei jedem Tritte wird, als wandle man unter Lebloſen, die aus gläſernen Särgen herausblicken? Millionen Kreuz Wetter! ich möchte ſeine Seligkeit in eine Nußſchale legen und eine Wagſchale daraus machen, und meinen Jammer an das andere Ende der Wage hängen und ſo unbarmherzig ſchütteln, daß ſeine Wonne wie eine gequetſchte Kröte die Beine ſtreckt. — Halt! da kömmt's mir wie ein Blitz — die alte Zeit fällt mir wieder bei, als wir im älterlichen Hauſe noch beide verkehrten. Es war eine alte Sitte von ihm, daß er, wann er fortging, ſeinen Stubenſchlüſſel auf das Thürgeſimſe eben hinlegte. Er glaubte, es wüßte Niemand drum. Ich

aber war pfiffiger und nahm mir manche ſchöne Silbermünze aus ſeiner Sparbüchſe, wenn er ferne war, und ſperrte dann wieder fein ſäuberlich zu und legte den Schlüſſel an die alte Stelle. Kam die Sprache über verlornes Geld, ſo wußte ich freilich nichts davon. Nun! ich hoffe, er wird ſo ein Gewohnheitsthier geblieben ſeyn, wie er's ſchon in ſeiner Kindheit war, ſo ein blöder Laſtochſe, der abſticht, wenn er nicht am Karren zieht. Ich war immer ein Genie gegen ihn. Ich meine wohl, daß er ſeine alten Gewohnheiten noch nicht vergaß; oder ſeine Natur müßte umgeſchlagen haben. Laß doch ſehen! Wo nicht, muß der Dietrich zum zweiten Mal helfen."

Er ſuchte nun wirklich an dem bezeichneten Orte: ſeine Hoffnung hatte ihn nicht getäuſcht, der Schlüſſel fand ſich vor. Raſch ſteckte ihn Pagliazzo in's Schlüſſelloch; ein Druck, und die Thüre ging auf.

Ein zwar nicht unerwarteter, aber merkwürdiger Anblick bot ſich ihm dar, als er an der Schwelle ſtand. Eine weibliche Geſtalt ſaß an einem kleinen Tiſchchen, ſah mit halb geſchloſſenen Augen zu Boden und ſpann gleichförmig fort, ohne ſich nach dem Eingetretenen umzuſehen oder ihn zu beobachten.

„Guten Abend, Jüngferchen!“ ſprach Pagliazze, und ein höhniſches Lächeln zuckte um ſeine Lippen. „Mamſell, Sie ſind eine fleißige Dirne!“ fuhr er fort; „wahrhaftig! Und nicht ein Mal aufzublicken? In der That, ſolch eine Sittſamkeit iſt mir lange nicht vorgekommen. Nehmen Sie ſich in Acht, Mamſell, daß Ihre Tugend keinen Schiffbruch leide.“ Er trat nun näher an den Tiſch, um die fleißige Spinnerin näher in's Auge zu faſſen.

„Heiliger Gott!“ rief er entſetzt aus, als er ſich gebückt und das Antlitz geſehen hatte. „Hölle und Teufel und blaues Donnerwetter! bin ich der Narr meiner Sinne? oder werden die Todten wirklich lebendig, wie unſere Pfaffen predigen? — Das iſt das Conterfei meiner ſeligen Braut, die im Kindbette ſtarb. Sollte das Töchterlein ſich ſo treu nach dem Antlitz der Mutter ausgewachſen haben? Alle Legionen Teufel! mich ſchaudert's faſt, wenn ich ſie anblicke. Wie iſt ſie doch ſo bleich, als wäre es ein Wachspüppchen! Man ſollte ſchwören: hier ſäße ein lebloſes Wachsbild, wenn nicht die emſige Arbeit ihrer Hände und das raſtlos von ihren Füßchen getretene Spinnrad das Gegentheil zu beweiſen ſchienen. Sie ſcheint taub und ſtumm zu ſeyn;

denn noch hat ſie ſich um meine Anweſenheit nicht gekümmert. Ach, was! und ſei ſie blind und lahm, und taub und ſtumm, ſie lebt doch und iſt ſein Kind, ſein ehrliches Kind, an dem ſeine Seligkeit hängt; und mein Kind, mein in Schanden geborenes Kind, der frechen Menge ſo lange zur Schau hingegeben, mein Kind, mein Kind iſt todt! Heiſa, Pagliazzo, das kannſt du nicht dulden. Sprödes Mamſellchen, laß dich küſſen und, wenn du ſtumm biſt, iſt's um ſo beſſer, ſo kannſt du dann deine eigene Schande nicht verrathen; ich aber will ſie verrathen. Es ſoll mir eine Luſt ſein, den Vater durch die Schande des Kindes zu entehren und elend zu machen!"

Die Spinnerin aber that noch immer nicht, als ob ſie den frechen und rachſüchtigen Pagliazzo gehört hätte, ſondern ſpann emſig und unverdroſſen fort; ihr geſenktes Haupt hob ſich nicht, nur ihr Füßchen trat in gleichmäßigem Takt des Rädchens Brettchen, während ihre Hände den Faden fortleiteten.

„Hella ho!" rief Pagliazzo, „Mamſell! legen Sie die Arbeit bei Seite; wir wollen luſtig ſein!"

In demſelben Augenblick ſtürzte Seſam athem-

les in's Gemach. Von einer innern geheimen Angſt getrieben, hatte er die Wirthsſtube verlaſſen und war eilig nach Hauſe geeilt.

„Bei'm Sakrament!“ ſchrie Seſam, als er den Pagliazzo in der Nähe der Spinnerin erblickte, „hebe dich von dannen, wüſter Geſelle!“

„Wenn's mir beliebte!“ entgegnete Pagliazzo, indem er aus vollem Halſe widerlich lachte. „Sie haben vergeſſen, mein wertheſter Herr Bruder, daß ich zwar als ein ungebetener Gaſt dieſes Haus betrat, aber doch immer als Gaſt; und es iſt ſehr unmanierlich, das Gaſtrecht ſo gröblich zu verletzen.“

„Aus meinen Augen!“ ſprach Seſam, indem er ihm kraftlos mit der Hand hinwegwinkte.

„Nicht aus den Augen!“ kicherte Pagliazzo. „Oder meinen Sie, Herr Bruder: Aus den Augen, aus dem Sinn?! Ich ſage Ihnen: Nicht aus den Augen, nicht aus dem Sinn! Ich habe ein gutes Gedächtniß, Herr Bruder! Darum habe ich auch den gewiſſen „Schurken“ noch immer nicht vergeſſen, den Sie mir an jenem Abend an den Hals warfen, als ich ganz beſcheiden und demüthig kam, um von Ihnen ein Stück des väterlichen Erbes zu erbetteln.“

„Warst du nicht ein Dieb, Battist?“ rief Ambrosius; „du hast mich heimlich bestohlen.“

„Was schert's mich jetzt,“ erwiederte Battist. „Trag' ich die Schuld? Warum hatte unser Vater gerade eine Bouteille Champagner im Leibe, als er mich zeugte? Warum mußte gerade meiner Mutter so feurig zu Muthe seyn, als sie mich empfing? Es ist nicht meine Schuld, daß ich mit einem unmäßigen Genie zur Welt kam, daß ich einen Geist empfing, der jene elenden Schranken des hausbakkenen Lebens der Alltäglichkeit nicht ertragen wollte; wir büßen alle fremde Schuld. Was kannst du zum Beispiel dafür, Herr Bruder, daß du nicht der Erstgeborne bist, wie ich? Aber dafür kannst du, daß du allein den Vater beerbtest, während ich ein Bettler ward.“

„Der Vater diktirte mir das Testament in seinen letzten Augenblicken,“ erwiederte Ambrosius.

„Ei, freilich!“ lachte Battist wild auf; „da begreift es sich, wie der Duckmäuser, der stets des Vaters Lieblingspassionen trieb und der langweiligen Handarbeit und dem Maschinenwesen sich hingab, den Alten so lange kitzeln konnte, bis er ihn zum Alleinerben einsetzte und mir die lange Nase ließ.

„Jeder muß für ſich und die Seinen ſorgen!“ entſchuldigte Ambroſius. „Ich war damals bereits verlobt, darum mußte ich bedacht ſein, mich und mein tugendhaftes künftiges Weib ordentlich zu erhalten; Gott habe ſie ſelig! Es war damals auch nur deine Schuld, daß du nicht gleichfalls den Vater auf ſeinem Sterbebette heimſuchteſt und ihm die letzten Augenblicke erleichterteſt. Wäreſt du dabei geweſen, wer weiß, ob der alte Vater nicht auch deinem wüſten Leben verziehen und dich im Teſtamente bedacht hätte?“

„Elende Ausflucht, du Scheinheiliger!“ rief Battiſt. „Heiſa! ich machte mir's damals luſtig, während du am Sterbelager Thränen — erheucheltеſt (wie ich glauben mag). Ich pflegte in jener Stunde der ſüßen Liebesluſt. Herr Bruder! ſieh, ich will's dir ſogar jetzt nach langer Zeit geſtehen, mit wem ich damals glücklich war. Höre einmal! das war die ehrſame und tugendfeſte Jungfrau, die du mitſammt dem Kränzlein nahmſt! Hoha! he! den Kranz hatte bereits jemand Anderer gepflückt; aber das Glück blieb jedenfalls in der Verwandtſchaft.“

„Lügner! Verläumder!“ raſ'te Ambroſius und wollte auf den Pagliazzo eindringen.

„Laſſ die ſüſſen, ſchmeichelhaften Benennungen,“ ſprach Battiſt ganz gelaſſen; „ſonſt bin ich im Stande, ein ganzes Zeughaus von mühlhäuſer Impertinenzen vor dir auszukramen. Übrigens nimm die Sache, wie ſie eben iſt, und denke dir nur immer dabei, daß ich den Schurken noch nicht vergeſſen habe. Siehe! wärſt du nur etwas ſpäter gekommen, ſo hätte ich auch dies bleiche Püppchen, eine Reliquie deiner Frau, übel bedient.“

„Herr Jeſus!“ ſchrie Ambroſius, „rühre mir dieſe Reliquie nicht an! Es iſt mein Heiligſtes, was ich noch beſitze: aus dieſen Zügen ſauge ich noch Lebenstroſt und Erinnerung. Jahrelang habe ich mich geplagt, um das zarte Weſen zu beleben.“

Ein rohes Gelächter erſcholl aus dem Munde Pagliazzo's. Ambroſius aber ſtellte ſich wie zur Vertheidigung vor die Spinnerin, welche ohne Ablaß emſig fortſpann, das Köpfchen nicht ein Haar breit verrückte und den ganzen Handel nicht zu hören, noch zu ſehen ſchien.

Pagliazzo bemühte ſich jedoch, ſeinen Stiefbruder von dieſem Platze zu verdrängen und ſich der Spinnerin zu nähern.

„Es wäre ſchlimm von mir,“ rief er aus,

„wenn ich mich durch deine Drohungen und Ängsten von einem Plane abschrecken ließe, der mir ein Mal gefällt! Du sollst nicht glücklich sein; denn ich bin elend. Unter Brüdern muß Gleichheit sein. Aber bis jetzt bist du noch glücklich: dein Kind lebt, und in Ehren; und mein Kind wurde in Schanden geboren von einer verhaßten, unnatürlichen Mutter, und mein Kind ist todt!"

„Glaubst du, daß mein Kind lebe?" rief Ambrosius mit unendlichem Jammer. „Mein Kind ist todt! Nein, mein Kind lebt! ich habe ihm Leben und Bewegung geliehen! Es ist todt und lebt, und ich will es tödten. O Gott, ich weiß nicht, was ich rede und denke! Ich hatte das Kind, das mir starb; gar zu lieb."

„Ein Bild von Wachs! sprach Battist mit starrem Staunen; „ein Wachsbild, versehen mit Bewegungskraft! Grauenvolles Gefühl, das mich ergreift! Laß' dich fassen, laß' dich beschauen, du seltsames, lebloses Bild, das die Liebe — fast möchte ich sagen, der Wahnsinn schuf und belebte, das der Haß blind vertilgen wollte. Und noch will ich's; ist es doch seine Freude, sein Labsal, sein Trost. Ich will's vertilgen."

„Halt ein!“ rief Ambroſius. Du ſollſt es nicht vertilgen. Schau her, du Mann, der mich von Anbeginn her betrogen hat, ſchau her, du ſollſt es nicht vertilgen! Die Reliquie iſt zu heilig, als daß ſie durch deine frevelnden Hände zertümmert werden ſollte. Ich aber, der ſie ſchuf, ich will ſie zerſchlagen, damit ſie nicht entweiht werde.“

Er faßte das Bild, riß das zarte, getreu nach dem Leben von Wachs geformte Antlitz ab, ergriff einen auf ſeinem Arbeitstiſch liegenden Hammer, und ſchlug nun gegen die ganze kunſtvolle Geſtalt mit ſo heftigem Ingrimm, daß die vielen hundert, mit Scharfſinn zuſammengeſetzten Räder aus einander fielen, wodurch die täuſchende Lebensbewegung hervorgebracht worden war.

„Fahre hin, fahre hin!“ rief er mit einer Stimme, die ſelbſt in Battiſt's verſteinertes Herz wie ein ſchneidendes Schwerdt fuhr, und warf dann die Trümmer ſeines Werkes mit einer ſtarren Gleichgültigkeit zu Boden.

Pagliazzo ſchüttelte ſich, als ob ihn ein Fieberfroſt überfallen hätte; er ſetzte ſeine weite Filzkappe wieder auf, hüllte ſich in ſeinen weiten Reitermantel und ging.

In des Uhrmachers Seele ward es immer dunkler und dunkler, und die Trauer, welche ſich ſchon ſeit dem Tode ſeines Kindes zu einem fixen Gedanken in ſeinem Haupt verwandelt hatte, zu dem wehmüthigen, halb wahnwitzigen Vorſatz, ſeine Tochter ewig vor ſich zu ſchauen und durch ſeine Kunſt zu beleben, — dieſe Trauer, welche nun jeder Gegenſtütze entbehrte, woran ſich das klare Bewußtſeyn noch hielt, überbrach nun ſein ganzes Weſen. Immer mächtiger und mächtiger wuchs nun der Wahnſinn, der ſeinen Geiſt bald gänzlich umnachtete.

V.

Die Kunſtreitergeſellſchaft der Herrn Pretuccio und Malice hatten einige Tage nach den eben erzählten Begebenheiten eine ganz neue Vorſtellung angekündigt. Es war eine tragiſch-komiſche Pantomime zu Fuß und zu Pferde, die an allen Orten, welche die Geſellſchaft durchzogen hatte, mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen worden war. Das Programm, welches der Zettel unter dem großen Holzſchnitte verkündigte, war in kürzeſter Kürze ungefähr des Inhalts: daß ein Prinz von Utopien

(Herr Protuccio) mit seinem lustigen Schildknappen (Herrn Battist) nach einem Zauberlande zieht, wo seine heimliche Gattin, die Prinzessin Amaranthe (Demoiselle Flora), von einem Centauren (Herrn Malice), der sie aus dem Lande Utopien raubte, gefangen gehalten wird. Ihr kleines Söhnlein (Demoiselle Therese) sucht sie zu trösten, allein umsonst. (Diese Episode mußte für dies Mal ausgelassen werden, denn die kleine Therese konnte ja nicht mehr spielen). — Die untergeordneten Centauren prellen anfangs den als Spion vorangeschickten Schildknappen. Er findet aber dessen ungeachtet Gelegenheit, zu Amaranthe zu gelangen und ihr durch Zeichen die Nähe seines Herrn zu verkündigen.

Mittlerweile besteht der Prinz von Utopien ein Abenteuer mit einem centaurischen Vorposten, und der Schildknappe wird im Zauberschlosse verwahrt und selbst auf seinem kleinen Corsikaner in einen Centauren verwandelt. Als er sich wehrt, feuert der feindliche Schloßherr eine Pistole auf ihn los, wobei er sich mit seinem Pferde todt stellt und es so lange bleibt, bis sein Herrr kömmt. Endlich naht dieser und fordert den Centauren zur Über-

gabe Amaranthens auf. Umsonst! der übermüthige Centaur sprengt aus seinem Schloß heraus zum Zweikampf gegen den Prinzen von Utopien. Beide bekämpfen sich nun mit Schwerdt und Feuergewehr. Fast ist der Prinz schon im Nachtheil; da schleicht der todtgeglaubte Knappe aus dem Hinterhalt hervor, stiehlt dem Centauren eine Pistole und schießt ihn durch den Rücken todt.

Amaranthe wird befreit. Ein glänzendes Feuerwerk beschließt das Ganze.

Diese Pantomime war mit den gewöhnlichen Charlatanerien angekündigt worden. Alles bereitete sich zur Vorstellung vor; die Costüme wurden den ganzen Tag über ausgebessert und die Pferde sauber geputzt. Die ganze Bevölkerung der Reichsstadt war auf die pomphaft angekündigte Vorstellung äußerst gespannt.

Es war indessen die Stunde des präzisen Anfangs herangekommen. Pagliazzo saß einsam von den Andern, säuberte die Tricots des Centauren und putzte zwei Pistolen. Da drang Glockengeläut zu seinen Ohren.

„Ich weiß wohl," sprach er ernst und dumpf,

wenn ſie dieſe Glocken läuten. Gott befohlen, Herr Bruder!“

Herr Malice trat zu ihm, und nahm ihm die Tricots ab, um ſie anzuziehen. Pagliazzo ſteckte ſeine Piſtolen in die Jacke.

„Was biſt du ſo ernſt, Pagliazzo?“ fragte er den Schildknappen. „Sei fein luſtig und würze die heutige Pantomime mit deinen tollſten Späßen! Wir müſſen das Publikum bei Geſchmack erhalten; es iſt unſers und deines eignen Vortheils halber.“

„Mein Vortheil iſt das Wenigſte bei der Sache,“ verſetzte Pagliazzo gleichgültig. „Übrigens kehren Sie ſich nicht an meine Laune, Herr Patron! Mir iſt in den letzten Tagen manches Widerwärtige paſſirt. Sie wiſſen ja: mein Kind brach durch einen Zufall den Hals; — nun, wird nicht wieder geſchehen. Und dann habe ich auch zufälligerweiſe meinen Bruder in dieſer Stadt wieder gefunden.“

„So?“ fragte Malice. „Iſt er reich? iſt er angeſehen? beſucht er unſere Productionen?“

„Er nimmt wenig Antheil daran,“ erwiederte Pagliazzo.

„Und warum?“ fragte Malice weiter; „wie

kommt's, wenn doch ſein leiblicher Bruder bei der Geſellſchaft iſt?"

„Das hat einen eignen Grund," lachte Pagliazzo, „daß er unſere Produktionen nicht beſucht; denn er iſt geſtern im Irrenhauſe geſtorben. Ich ging heute zum Schreiner, um das Gerüſte für's Feuerwerk zu beſtellen; da zimmerte er eben an ſeinem Sarge, und da erfuhr ich durch Zufall, daß er geſtorben ſei. Eben läuten ſie zu ſeinem Begräbniß.

„So?" erwiederte Malice gleichgültig. „Nun, friſch Pagliazzo! tummle dich; das Publikum draußen wird ſchon ungeduldig."

Er verließ ihn. Endlich wurde das Zeichen zum Anfang gegeben.

Die Pantomime nahm ihren Gang; die lebhafteſten Beifallsacclamationen begleiteten die Produktion. Es war Abend geworden. Die Handlung näherte ſich dem Schluſſe. Es kam bereits zu dem Augenblicke, wo Protuccio als Prinz von Utopien mit Malice als Centauren den Zweikampf begann. Sehr lebhaft wurde das Gefecht dargeſtellt; es ſchwankte der Sieg unabläſſig auf beiden Seiten. Da ſchlich ſich, wie es im Programm angegeben war, Battiſt

als Schildknappe hinter den Centauren und that, als ob er aus des Centauren Halfter die Piſtole ſtehle. Mittlerweile zog er aus ſeinem Gurt eine der zwei Piſtolen hervor, mit denen er ſich, wie in lächerlicher Rüſtung, verſehen hatte; — ein Knall! — und der Centauer ſtürzte zu Boden. Das Feuerwerk wurde in demſelben Augenblick abgebrannt und mitten im Brauſen der Feuerräder hörte man einen zweiten Knall. Der Beifall war ungemeſſen. Allmählig zerſtreute ſich das Publikum. Nur einzelne Funken ſprühten noch vom Feuerwerke, und wie ſie verloſchen und nun die Kunſtreiter zurückeilen wollten, lag aber der Centaur wirklich in ſeinem Blute da. Nicht fern von ihm erblickte man den Pagliazzo, gleichfalls in ſeinem Blute ſchwimmend. Er hatte die zwei Piſtolen ſcharf geladen, die eine für Malice, die andre für ſich. Herr Malice war bereits todt. Pagliazzo ſchlug noch röchelnd das Auge auf und ſtöhnte: „Thereſe!“ Hierauf verſchied er.

Die
Wiener im Jahre 1809.

Lebensbilder.

I.

Das Bombardement.

Die Bäckerswittwe Frau Roſalie Schöllin trippelte unruhig in ihrer beſcheidenen, faſt ärmlichen Stube auf und nieder. Die Fenſterläden des Gemachs waren ſorgfältig verſchloſſen. Hinter einem verſchoſſen-grünen Schirme leuchtete die magere Talglerze; das einfache Hausgeräthe, worunter das große Himmelbett mit den grün-kanafaſſenen Vorhängen, wurde von dem matten Schimmer des Lichtes nur ſpärlich beſchienen. Die gute alte Frau, nahe an den ſechzig Jahren, hatte die Hände gefaltet und in den Schooß ſinken laſſen; ihr Auge drückte tiefe Beſorgniß und namenloſe Angſt aus. Sie blieb bald ſtehen, bald ſchlich ſie wieder leiſe mit kurzen Schritten an das Bette, und ſteckte den Kopf durch die Vorhänge. „Sie ſchläft!“ flüſterte ſie, einen ſchweren Seufzer unterdrückend. Der Angſtſchweiß ſtand ihr auf der Stirne. Sie nahm das Gebetbuch zur Hand, blätterte nach

einer beſtimmten Stelle, klappte es aber dann wieder zu, ſchlich zur Hausthüre, drückte ſie leiſe auf und ſah horchend in's Freie. „Und immer kömmt er noch nicht!“ murmelte ſie heimlich. „Großer Gott! und er weiß doch, daß jeder Augenblick die gefürchtete Entſcheidung bringen kann. Es iſt ohnehin ein wahres Wunder, daß das gute Kind von dem himmliſchen Schlaf heimgeſucht wird. Heilige Mutter Gottes, ſtehe ihr bei in dieſer Stunde! hilf uns aus der Noth!“

Eine grauenhafte Stille herrſchte in dem engen, niedern Gemach, worin die fromme, alte Frau von zartlicher Angſt und Erwartung gemartert ward. Nur einzelne fürchterliche Schläge, wie Donner, unterbrachen jene dumpfe Stille. Die Stube zitterte dabei wie vor gräßlichen Stößen eines Erdbebens. Die alte Frau Schöllin ſchlug ein Kreuz, bebend am ganzen Leibe, und wankte zu dem Tiſche hin, wo das Licht ſtand. Da klopfte es draußen ſtark an die Hausthüre. Die Frau Schöllin fuhr erſchreckt zuſammen und raffte ſich auf, um aufzuſchließen. „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ſtammelte ſie in Todesangſt; „er iſt's!“

Als ſie aufgeſchloſſen, ſtand eine ſonderbare Fi-

gur vor ihr, ein Mann, etwas über vier Schuh hoch, in einen chamoisfarbigen Überrock gehüllt, ein spanisches Rohr in der Hand, mit einem verschrobenen, etwas affenartigen Gesicht, dessen letzte Reize die grausamen Pockennarben unerbittlich hinweggerafft hatten, zitternd an Händen und Füßen, kreideweiß. Die Frau Schöllin ließ fast das Licht aus der Hand fallen; sie hatte sich in ihrer Erwartung getäuscht. „Um Gotteswillen!" rief sie halblaut, „Gnadl, wie kommen Sie hieher?"

„Lassen Sie mich nur eintreten, Frau Mutter!" stotterte der Mann; „ich sterbe sonst vor Beklemmung. Lassen Sie mich nur einen Augenblick ausruhen."

Mitleidig betrachtete ihn die alte Frau und gewährte seinem Verlangen. „Meinethalb," sprach sie, als Beide in die Stube traten, „mögen Sie eintreten, Gnadl, obgleich der Augenblick, da Sie kommen, schrecklich ist. Es ist mir am Ende sogar lieb, um doch Jemand zu haben, der mir an die Hand geht, wenn es zur Entscheidung kömmt. So verlassen bin ich! — Wissen Sie, daß ich von Stunde zu Stunde der Entbindung meiner Tochter entgegensehe, und ihr Mann, der schon seit Mittag aus ist,

kömmt unbegreiflicher Weiſe noch immer nicht. Da ſetzen Sie ſich und bleiben Sie nur ganz ſtill und ruhig. O lieber Gnadl! denken Sie jetzt nicht daran, daß Ihnen meine Tochter den guten Dreull vorgezogen hat; denken Sie jetzt nicht daran, und laſſen Sie ihr's halt nicht entgelten, wenn wir Sie vielleicht um eine oder die andere Gefälligkeit in dieſer gefährlichen Lage anſprechen müſſen."

„O Gott!" erwiederee Gnadl, noch immer zitternd und bleich, obgleich ſein Mund lächelte; „ich bin ja immer ein guter Kerl geweſen, und habe juſt nichts anders thun können, als den Korb annehmen. Der Himmel halte uns alle Bomben, Haubitzen und Granaten vom Leibe, oder wie das hölliſche Geſchütz ſonſt noch heißt. Wie geht es denn der armen Joſephine?"

„Sie ſchläft!" gab ihm die Frau Schöllin Beſcheid. „Da mein Schwiegerſohn Chirurg iſt, ſo mag ich mein armes Kind gar niemand Anderm anvertrauen in dieſen Nöthen. Heilige Mutter Anna! nun denken Sie ſich, Gnadl! der Dreull, — ich weiß nicht, ob ich Ihnen's ſchon geſagt habe — iſt ſchon ſeit Mittag außer Hauſe; ein Paar Bürger haben ihn in der größten Eile geholt, ohne ein

Wort zu reden, kaum daß er noch seine Instrumente zu sich stecken konnte.“

„Werd, tausend Element!“ fiel ihr Gnadl in's Wort, „es ist Noth an Mann! Die vermaledeiten Franzosen, Frau Mutter, das wird's sein. So soll ja doch gleich das polnische Donnerwetter mitten in die fremden Schwadronen hineinschlagen! Wissen Sie, Frau Mutter, daß, wie ich über den Stephansfreithof ging, eine Bombe neben mir niederfiel? Da schauen Sie her! ein Stück Backenbart ist mir verbrannt bei der Affaire. Mein schöner Backenbart! Was war denn immer meine schönste Zierde? Ja! — Frau Mutter, es ist gräulich, die Franzosen wollen uns den Stephansthurm zusammenschießen, daß er ihnen auch ein Compliment mache, und zwar ein etwas tieferes, als damals Anno sechzehnhundert drei und achtzig. Aber, Frau Mutter, der alte Herr ist ein rechtschaffener Wiener und macht keinem Franzosen seinen Serviteur.“

Ein leises Ächzen Josephinens unterbrach das Gespräch. Die Frau Schöllin sprang schnell auf und eilte zu ihrer Tochter. „Um Gotteswillen,“ rief sie dem Schwätzer zu, „eilen sie, Gnadl! suchen Sie

meinen Schwiegerſohn auf, laufen Sie zur Madame Veindlin; Alles ſteht auf dem Spiel.“

Gnadl erhob ſich erſchreckt und eilte der Thüre zu. Er war eine gute Haut, und obwohl Joſephine ſeine Heirathsanträge abgewieſen, ihm ſogar das Haus verboten hatte (was er auch erſt dies Mal wieder betrat), ſo jammerte ihn doch jetzt ihre Hülfloſigkeit; alle ſeine gewohnte Luſtigkeit ließ ihn im Stiche, der Schrecken hatte ihn ſeiner Bonmots beraubt, was im jetzigen Augenblicke ſehr werthvoll war.

Als er zum Hauſe hinaus wollte, begegneten ihm Leute. Er bleibt ſteh'n; ſeine hochaufgeriſſenen Augen erſtarren, als er gewahrt, daß man auf einer Bahre Joſephinens Mann hereinträgt, von Blut überſtrömt, das aus einer gräßlich klaffenden Bruſtwunde quillt. Der alte Vater Anſelm, deſſen finſtre Barbierſtube in der Wollzeile, nahe am Stubenthore, liegt, ſchreitet neben der Bahre. Seine Stirn iſt finſter; ein tiefer Ernſt umſchattet die flammenden Augen des Greiſes. Sein ehrwürdiges ſilberweißes Haupt iſt von ſtumpfer Verzweiflung niedergepreßt; er ſieht, daß hier ſeine Kunſt, mit der er grau geworden, zu Schanden werde. Ach!

er hat ihn ja geliebt wie seinen Sohn, diesen todeswunden Mann; wie einen Sohn hatte er ihn aufgenommen, als er aus dem fernen Geburtslande, dem unwirthbaren Krain, nach der Kaiserstadt gekommen. Der alte Anselm war sein Landsmann, er war noch mehr, er war sein Großvater. Vor ihm auf der Bahre lag jetzt der Enkel, mitten im Vollmaß der Kraft, des männlichen Alters, der Wissenschaften und des häuslichen Glücks, mit der tödtlichen Wunde im Herzen, das von Feindes mörderischem Blei durchbohrt worden war.

Einzelne dumpfe Klänge der großen Glocke zu St. Stephan heulten wie Stimmen des mahnenden Weltgerichtes, pochten wie schwere Flügelschläge des Leichenvogels an jedes Herz. Die unabläßig schrillenden Töne des Zügenglöckleins wimmerten dazwischen.

„Sie schlagen an!“ sagt der Wiener, wenn er die furchtbaren, von regelmäßigen Pausen durchbrochenen Klänge der Feuerglocke hört. O Wien, du edle Stadt! sie schlugen an, an deine festen Mauern und Schanzen schlugen sie an, die Brandkugeln; schlugen an deine hohen, prangenden Häuser, wo sonst tausend Glückliche, Sorglose wohnten; schlugen an die stolzen Thürme, daß Kreuz und Adler sich

beuge und zerſchmettert in den Schooß der heiligen Muttererde ſtürze. Und die ſich in den Kellern verborgen hatten, mit Weib und Kind, hörten es, mit hochklopfendem Herzen, draußen im Freien und über ihren Häuptern ziſchen und ſauſen und dröhnend niederfallen auf Steine oder Sparrwerk; hörten es praſſeln und zuſammenbrechen, derweil ſie in Grüften ſich bargen. Und — die auf den Wällen ſtanden, auf denen ſonſt lachende, freie Menſchen im kühlen Schatten der Nußbaumalleen wandelten, — die treuen Bürger von Wien, in ihren ſchlichten Röcken, die ſchlichten, wackern Herzen, ſie ſahen mit Grauen hinab auf die grünen, luſtigen Raſenteppiche der Glacieen, auf die alten Kaſtanienbäume, auf die gähnenden Feuerſchlünde, die von den verlaſſenen Vorſtädten her der ehrwürdigen Altſtadt den Untergang drohten. Ja! da iſt manche Wunde geſchlagen worden, und wen ſie traf, der trug ſie wie ein Ehrenkreuz.

„Jeſus, Maria, Joſeph!“ ſtöhnte die Frau Schöllin, als ſie den ſterbenden Schwiegerſohn gewahrte, den man in die Stube gebracht hatte. Die Träger entfernten ſich eilig, um ihren Pflichten anderweitig ſich zu unterziehn. Dreull's Augen waren geſchloſ-

ſen; er athmete kaum. Die Frau Schöllin erwachte aus der Betäubung ihres Entſetzens und zog den alten Anſelm raſch an das Bette, worinnen Joſephine Mutter ward und mit Todesnöthen rang.

Gnadl kniete an der Bahre; über ſein unſchönes Geſicht hatte die Flamme des Mitleids einen milden Schimmer geſendet. Unbeholfen, wie er war, wußte er nicht Rath noch Hülfe; Beide hätten auch nichts mehr genützt. Joſephinens Gatte war nicht mehr zu retten; der kecke Franzoſe, welcher ſich aus den Reihen ſeiner Kameraden weit vorgewagt und, hinter einem dicken Baumſtamme verborgen, auf den geſchickten Artilleriſten gezielt hatte, der ſein Geſchütz auf dem Wall meiſterhaft bediente und den Belagerern bedeutenden Schaden zufügte, hatte, obgleich er ſein Opfer verfehlte, doch gut getroffen, denn der Chirurg Dreull, welcher keine Gefahr ſcheute und immer vorne bei der Hand war, war von jenem Schuß des Feindes taumelnd zu Boden geſunken. Umſonſt war es, daß die braven Bürger den tollkühnen feindlichen Schützen mit unabläſſigem Feuer verfolgten; er zog ſich zurück, als wäre er ſchußfeſt.

Man hatte den wackern Chirurgen eilig vom

Wall fortgeſchafft, um ihn verbinden zu laſſen. Die Träger, welche ihn wohl kannten, brachten ihn nach Hauſe, nicht ohne eigene Todesgefahr; denn allenthalben ziſchten verderbenbringende Bomben durch die Straßen. Auf dem Wege nach Dreull's Wohnung, nahe an derſelben, war ihnen Anſelm begegnet, der ſich nur zu bald von der Rettungsloſigkeit überzeugte.

Eine lange, ſchwere Pauſe dumpfen Schweigens lag brütend im Gemach. Des Sterbenden Bruſt hob ſich höher, er ſchien aus ſeiner Ohnmacht zu erwachen. Die Frau Schöllin eilte geſchäftig umher, bald von Joſephinens Lager hinweg, bald wieder zu demſelben hin, dies und jenes holend, beſorgend, ordnend; auf ihrem Antlitz lag die ſtumme Sprache des brünſtigen, gläubigen Gebetes aufgeprägt. Haſt und Beſorgniß beflügelte ihre Schritte, ein Geiſt der ſichern Ordnung waltete über ihr.

Nach einer geraumen Weile trat der alte Anſelm zwiſchen den Vorhängen des Bettes hervor, ein neugebornes Kindlein auf den Armen tragend; Thränen glänzten in ſeinen Augen. Er ſtand da, wie der fromme Simeon; Wehmuth hatte ihn zum Hohenprieſter geſalbt, urväterliche Liebe ſchmückte, wie mit einem fürſtlichen Purpurmantel, den ſchlich-

ten, von der Laſt des Lebens gebeugten Greis. Die Frau Schöllin kniete an Joſephinens Lager, hatte die Hände gefaltet und betete. Joſephine war vor Entkräftung in die Kiſſen zurückgeſunken, ihre Augen waren geſchloſſen, ihr Geiſt ſchien mit Weſen einer unſichtbaren Welt zu verkehren; denn eine himmliſche Ruhe, ein Friede der Engel lag auf dem todtenblaſſen Angeſicht der Gebärerinn.

Der ſterbende Dreull erhob matt ſein Haupt, ſchloß die Augen auf und ſtarrte den alten Anſelm wie ein Träumender an; ſeine Arme ſtreckten ſich, wie magnetiſch angezogen, nach dem Kinde aus, das in Anſelm's Armen lag.

„Iſt es mein Kind? — ein Sohn?“ ſtammelte er leiſe.

Anſelm konnte faſt nicht ſprechen vor Thränen; Gnadl unterſtützte des Sterbenden Haupt.

„Es iſt dein Kind, Michael!“ erwiederte ihm Anſelm ebenſo leiſe, als der Sterbende gefragt hatte; „es iſt ein Söhnlein. Lege deine Hand auf ſein zartes Haupt, ſegne dein Kind, meinen Urenkel!“

Da leuchteten Michael Dreull's faſt brechende Augen noch einmal wie im Widerſcheine heiligen Morgenroths; er winkte dem Großvater, mit dem Neugebornen

näher zu kommen. Höher hob ſich ſeine Bruſt in letzter Anſtrengung; er küßte den Sprößling ſeiner Liebe auf die Stirne, legte ſeine Hände auf deſſen Haupt und ſprach:

„O du mein Erſtgeborner und Letzter, wachſe und blühe und werde ein ſtarker Baum, der frei zum Himmel rage und deſſen Zweige die Mutter einſt beſchützen mögen! Eines Sterbenden Segen hat heilige Kraft, und eines Vaters Segen wie viel mehr! So möge dich der ſtarke Gott beſchützen und bewahren und groß werden laſſen, wie ich dich im Geiſte jetzt vor mir ſehe, wie dich dies ſterbende Auge nicht mehr erblicken wird. Du mein Sohn, du mein Sohn! biſt mir Bürgſchaft und Gleichniß: denn deine Mutter hat dich geboren in der Sterbeſtunde deiner Vaterſtadt und deines Vaters. Und ſo wie du geboren wardſt, ſo möge das Vaterland neu geboren werden in Noth und Elend zu friſchem Wachsthum, zu unſterblicher Kraft und Herrlichkeit. Der Urgroßvater hält dich in den Armen, du mein Kind; und du mein Vaterland mögeſt auch ruhen und wachſen am Herzen in der Pflege deines Urvaters, des Ruhms; und die Liebe müſſe dich taufen, neugebornes Vaterland, und an den Mutterbrüſten

der Treue ſauge und werde löwenſtark und mannbar und groß! Meine Wange wird bleich wie Schnee, — ich fühle es am Froſt —; aber warm iſt mein Herz und roth meines Herzens Blut bis zum letzten Tropfen. So ſterb' ich als rechtſchaffener Bürger, ſchneeweiß und blutroth, in altöſterreichiſchen Farben; bin ein Wiener geworden in Wien, und dich, mein Kind, hat eine Wienerin geboren. Wo iſt mein Weib, Großvater?"

„Sie iſt todesmatt, ſie weiß nichts von Allem!" erwiederte Anſelm leiſe, mit bebender Stimme.

„Grüße ſie!" fuhr der Sterbende mit erlöſchenden Worten fort. „Wenn ſie erwacht, bin ich entſchlafen." Seine Bruſt röchelte. Gnadl bemühte ſich, ſeine letzten Augenblicke zu erleichtern, und wiſchte ihm den Todesſchweiß von der Stirne.

Anſelm konnte faſt nicht ſprechen; das Herz wollte ihm die Bruſt zerſprengen. „Wie ſoll dein Sohn getauft werden?" fragte er den Sterbenden; „nach deinem Namen, Michael? oder Joſeph, nach ſeiner Mutter Namen?"

„Laſſe ihn taufen," erwiederte Dreull mit letzter Kraftanſtrengung, „wie unſer aller Vater heißt."

Anſelm wußte die leiſen Worte nicht zu deuten;

er befürchtete, Michael's scheidender Geist begänne zu schwärmen. „Wie meinst du?“ fragte er nochmals.

„Lasse ihn taufen, wie der Kaiser heißt!“ flüsterte Dreull; „sind wir nicht alle seine Söhne? Franz soll er heißen. Ein Österreicher ist er, ein Österreicher leb' und sterb' er, wie ich. — — Franz ist ein schöner Name, hat einen guten Klang — — Licht wird's — mein Geist wird frei, frei! — mein Vaterland werd' es auch — bis mein Sohn mannbar ist. — — Gott erhalte Franz den Kaiser! — — Hoch, Wien! — —“

Draußen läutete man immer noch in hellen Klängen das Zügenglöcklein. Wer in jener Stunde heimlich, in Kellern verborgen, für das Heil aller abscheidenden Seelen betete, für die man das Zügenglöcklein zog, der hat wohl auch unbewußt für den guten Dreull ein andächtiges Vaterunser oder Ave Maria gesprochen.

Die feierliche Stille der Sterbestunde wurde plötzlich durch einen schmetternden Donnerschlag unterbrochen. Dicht über den Häuptern schien er niederzukrachen; zischend und krachend wob und wüthete es oben durcheinander. Es war eine Bombe, die das Haus in jenem Augenblicke getroffen, das

Dach durchschmettert hatte, in den verlassenen Raum des obern Stockwerks eingedrungen war und nun die Dielen zu entzünden begann.

„Um Gotteswillen!“ heulte Frau Schöllin, „meine Tochter, mein Kind!“ Gnadl war entsetzt aufgesprungen; er schien sinnlos vor Angst und rannte wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder.

„Gott sei uns gnädig!“ betete der alte Anselm. „Retten Sie Josephine, Frau Schöllin. Ich flüchte eilig mit dem Kind in den Nachbarkeller, lege es dort unsrer Nachbarin in den Schooß und eile herauf, um mit Ihnen die Wöchnerin in Sicherheit zu bringen. Doch hier steht ja Herr Gnadl! Legen Sie Hand an, helfen Sie der Frau Schöllin die Matratze anfassen. Im Augenblick bin ich bei Euch. — Frau Schöllin! wecken Sie Josephinen doch nicht. Es ist ihr wohlthätiger, wenn wir sie im Schlafe fortbringen. Er eilte mit dem Kind im Arm fort. Gnadl wußte sich nicht zu rathen und zu helfen; er raufte sich das Haar, warf Alles durch einander, was er anfaßte, und konnte sich selbst vor Schrecken kaum auf den Beinen halten.

Josephine war von dem Lärmen aus ihrer Betäubung erwacht; sie blickte um sich, und sah durch

die offen gelaſſenen Bettvorhänge ihres Mannes Leiche. Dieſer Anblick ſchien ihr Kräfte aus der Lethargie zu erwecken, zu verdeppeln, zu verdreifachen. „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie ſie außer ſich; „Mutter, hab' Erbarmen und hilf!“

Die Frau Schöllin warf in der Eile eine Menge warmer Decken auf die Kranke, und ſtellte ſich vor dieſelbe, um ihr den blutigen Anblick zu verbergen. „Faſſen Sie an, Herr Gnadl!“ rief ſie dem Bebenden zu; „wenn Sie auf die ewige Seligkeit hoffen, ſo helfen Sie retten, ehe uns die Decke über dem Kopfe zuſammenſtürzt. Das Haus brennt über uns. Retten Sie! retten Sie!“

Joſephine unterbrach ſie ſtöhnend mit dem Wehruf: „Mein Mann, mein Mann! Heiland, mein Kind! Wo iſt mein Kind? Mutter, Mutter! wo iſt mein Kind?“

„Es iſt gerettet!“ rief in demſelben Augenblick Anſelm, der zur Thüre hereintrat. „Dem Ewigen ſey Dank! es iſt gerettet.“ Er faßte das Lager an, und forderte die alte Frau ſo wie Gnadl auf, ein Gleiches zu thun. Die Frau Schöllin ſchien in dieſem Augenblick Rieſenkraft zu gewinnen; Gnadl ſank kraftlos zuſammen. Anſelm ſtieß ihn hinweg,

machte ſich Bahn und hob mit der Schöllin die Gebärerin auf, um ſie zu flüchten. Als ſie an der Leiche vorbei kamen, erhob ſich Joſephine mit Macht und ſchrie: „Nicht ohne ihn, nicht ohne ihn! Bei ihm will ich ſterben! Ohne ihn will ich nicht fort!“

Ihre Stimme verhallte; denn Anſelm und die Schellin ſchleppten ſie aus dem Gemache.

Inzwiſchen ziſchte und praſſelte oben der Brand immer heller und wüthender. Gnadl erhob ſich aus ſeiner Betäubung. Dieſes gewaltſame Näherrücken der Gefahr, die beinahe ſchon Stirn an Stirne entgegen kam, ſowie Joſephinens letzte Worte, der himmliſche Klang ihrer Stimme, die bezaubernde Gewalt ihrer Liebe, ihres Schmerzes, welcher faſt an Wahnſinn gränzte, gaben ihm die Beſinnung wieder; ſeine Alltagsnatur, welche dem Drang des Außergewöhnlichen beinahe erlegen war, beſeelte jetzt, da eben das Außergewöhnliche alltäglich zu werden begann, ein Strahl von Kraft und Muth. Er faßte raſch die Leiche von Joſephinens Gatten, deſſen bleiches, kaum erkaltetes Haupt an ſeines gelehnt war; deſſen ſchlaffe Arme hingen über ſeinen Rücken, deſſen blutige, todte Bruſt ruhte an ſeinem ängſtlich pochenden, mächtig wogenden Herzen. Mit erhöhter

Kraft umklammerte er den Todten, den er im Leben nie geliebt, wenn auch nicht gehaßt, doch oft beneidet um den köſtlichen, königlichen Schatz, um Joſephinens Liebe. Beflügelten ſtarken Schrittes trug er die Leiche aus dem Orte des Schreckens und Jammers von hinnen zu Joſephinen!"

In dem bezeichneten Keller ging es indeſſen toll her. Der dumpfe, feuchte, unterirdiſche Ort war bereits von einer Menge von Leuten überfüllt, welche ſich, um den Schrecken aus der Seele zu verbannen, mit allerlei leiblichen Stärkungsmitteln verſehen hatten. Der Wiener kann die Lebensluft noch auf dem Todtenbette nicht miſſen; eine Maas Biſamberger hilft ihm beſſer, als ein unmäßiger Gebrauch von Biſampulvern, wodurch die Ärzte gemeiniglich die letzten Lebenskräfte noch einmal anzufachen pflegen. Er kurirt ſich meiſt durch Schinken, gebackne Hühnchen oder Kalbskeulen; nach dem Schmauſe ſind dies ſeine Reliquien, die ihn zur Zeit der Noth ſchirmen und bewahren. Wenn ihm das Salz mangelt, würzt er die kalte Küche mit einem „Bonmot;"

wenn das Waſſer in den Brunnen verſiegt, trinkt er den Wein „pur“. Humor ſchwebt ſchützend über ihm in allen Lagen, leichter Sinn ſpannt dem Müden die wiegenartige Hangmatte auf.

So eine bunte Wirthſchaft war auch in jenem Keller aufgeſchlagen, der einem reichen Weinhändler gehörte, mit einigen Rieſenfäſſern meublirt war und den Vorhimmel des groſſen Weinvorraths bildete. Zwei Kaufmannsdiener, deren Courage nicht länger war, als die Elle, die Kaufmannsfrau, ihre Mägde und ein ſteinalter böhmiſcher Buchhalter trieben dort ihr Weſen. Außer ihnen hatte ſich auch eine Obſthandlerin in jenes Aſyl geflüchtet und ein alter Hageſtolz, ein k. k. Ingroſſiſt, eines von jenen ſteifen Kanzleiweſen, bei welchen man Mühe hat, ſie für Menſchen anzuſehen, weil ſie den ganzen Tag in aſchgrauen Schreibärmeln herumwandern, in einem ſilberfarbenen Rock mit ſchwarzſammtenem Kragen, einem manchesternen Beinkleid und niedrigen Kappenſtiefeln; ein Coſtüm, in welchem die alten Griechen die Langeweile vorgeſtellt haben würden, wenn es damals ſchon Kanzleien gegeben hätte.

Die Ellenhelden hatten neben den groſſen Fäſſern Poſto gefaßt, zechten und ſangen, als wie im

ewigen Leben; das Lied „lieber Auguſtin" ſchmetterte aus ihren Kehlen. Die dicke Kaufmannsfrau ſaß vor einem mächtigen Berge von Eßwaaren und ſeufzte bei jedem Biſſen: „Ach Gott, wenn ich nur eine Taſſe Kaffee hätte! Ohne Kaffee muß ich verſchmachten." Die Obſthändlerin wiegte indeſſen Joſephinens Kind, und der alte böhmiſche Buchhalter brummte, während die zwei Ladendiener ihrer Trunkenheit den Zügel ſchießen ließen, unwillig in den Bart: „Kellereſel!"

Am poſſirlichſten gebärdete ſich der Ingreſſiſt, welcher, eng zuſammengekauert, theilnahmlos in einer Ecke ſaß und ſeine Schnupftabacksdoſe wehmüthig betrachtete. „Ach, du meine einzige Freundin!" redete er ſie mit tiefem Schmerz an, „auch du leideſt Mangel, wie ich; unſer Loos und Schickſal iſt gleich: du biſt leer, ich bin leer. Hätte ich mir die Fatalität im Voraus denken können, ja, hätten es die Flegel von Franzoſen doch wenigſtens vierzehn Tage voraus angekündigt, ſo hätte ich mich doch vorſehen können bei'm Paradeis-Apfel; aber ſo kommen ſie wie die Diebe und ich muß Alles im Stich laſſen, putzig wie ein blutjunger Praktikant, der auf einem Hausball den Frauenzim-

mern den Kaſperl vorſpielt. Wenn meine Regiſtratur verbrennt, will ich nichts davon wiſſen; der Hofkriegsrath mag dann ſelbſt zuſehen, wie er fertig wird; ich waſche meine Hände.“ Er betrachtete die leere Doſe nicht ohne große Wehmuth und ſchabte aus allen Winkelchen derſelben den uralten Tabaksſtaub ab, der noch irgendwo klebte.

Indeſſen hatten Anſelm und die Schöllin die arme Joſephine hereingebracht und legten ſie ſanft nieder; nach einer kleinen Weile kam auch Gnadl mit Dreull's Leiche. Das Erſcheinen derſelben veranlaßte allgemeines Entſetzen in der leicht- und ſtumpfſinnigen Geſellſchaft.

„Jeſus, Maria!“ kreiſchte die dicke Kaufmannsfrau, ſprang aus ihrer phlegmatiſchen Ruhe auf und räumte den Platz. Anſelm benutzte dies und bereitete Joſephinen ein bequemes Lager. Gnadl hatte ſich zu dem Ingroſſiſten begeben und zog, um ein Geſpräch zu beginnen, ſeine Doſe aus der Taſche, ihm eine Priſe anbietend. In den Augen des alten Kanzleimannes glänzten Thränen, wie bei einem Siegestedeum; er naſchte wie ein ächter Gourmand von der leckeren Naſenſpeiſe, und betrachtete Gnadl, den Freund in der Noth, wie ein Weſen höherer

Art. „Sie retten mich vom Tode," ſprach er mit vieler Rührung; „ſehen Sie, ich kann Hunger leiden, Durſt aushalten, Nächte lang in meiner Kanzlei arbeiten, wie ein Pferd; aber meine Naſe muß verſorgt ſeyn. Da hat auch meine Zimmerfrau, die Obſthändlerin, die ſonſt immer meine Aushülfe iſt, *heute ihre Doſe vergeſſen in der allgemeinen Confuſion.* Ich war ein verlorner Mann. Freund! Sie ſind der Retter meines Lebens."

„Das iſt eine Kleinigkeit;" verſetzte Gnadl, „ich wollte, daß ich Ihnen ſonſt dienen könnte mit irgend einem kleinem Geſchäft, einer Unterhändlerin, kurz mit allem, was Sie wollen; denn Geſchäftchen machen, iſt meine Sache, iſt mein Leben. Meine Bekannten heißen mich im Spaß blos den „G'ſchaftlhuber." Hin und wieder rennen, den Freiwerber machen, Einem ein Kapital in Sicherheit bringen, einen jungen Menſchen, der dumme Streiche macht, auf den rechten Weg führen, den Frauenzimmern Lazzi vormachen, Pfänder beſorgen und Pfänderſpiele arrangiren, das iſt meine Sache. Im Verſatzamt bin ich wie zu Hauſe. Pudel abrichten iſt meine Hauptforce. Ich nehme mich um Alles an, Alles macht mir Spaß und ich mache Allen Spaß.

Haben Sie vielleicht eine reiche Mamſell auf dem Korn? ſollen ſie kriegen! — Wie viel hat ſie Vermögen? einige tauſend in Papiergeld? gut, ſoll Ihnen nicht auskommen! — Sind Sie in Verlegenheit, ein Paar goldene Uhren am vortheilhafteſten anzubringen? ich ſchaffe Ihnen einen Käufer. *Alles unter der Hand! Alles unter der Hand, ganz* ſtill und akkurat. — Trinken Sie gerne Kaffee und wiſſen gerade nicht, wo man das beſte „Oberd“ *) kriegt? da laſſen Sie mich ſorgen. Ich weiß ein Milchweib vom Lande, welches eigentlich kein Milchweib iſt, ſondern nur Milchjungfer; ſie iſt zufällig eine Milchſchweſter zu mir, und verſorgt alle Milchſchweſtern von gutem Geſchmack. Und hübſch iſt das Mädel, ich ſage Ihnen, wie Milch und Blut Unter Anderm! — ich habe eine prächtige Chokolateſorte ausfindig gemacht; mein Vetter in Prag ſchickt ſie mir en gros. Ah! das iſt eine famöſe Chokolate. — Na, wenn Sie meinen Kasperl gekannt hätten, das war ein Kerl zum freſſen, ſage ich Ihnen. So einem hübſchen Schweif hatte er. Ich habe mir den Spaß gemacht und ihm den Schweif roſenfarb

*) Rahm.

gefärbt. Das war ein Pummerl, der ſeines Gleichen ſucht. Auf Ehre! auf zwanzig Gänge apportirte Ihnen der Kasperl einen Kupfer-Sechſer. Am Schanzel war immer ein Auflauf, wenn er in's Waſſer geſprungen iſt. Ich verſichere Sie, wegen des Vieh's ſind ein italieniſcher Graf und ein böhmiſcher Baron in Todfeindſchaft gerathen. Kommt ein Mal der Baron zu mir (er hat meinen Pummerl am Schanzel kennen gelernt, und mich auch) — alſo, kömmt mein Baron zu mir und ſagt: „Gnadl, Sie ſind ein Gott!“ — Sag' ich: „O ich bitte recht ſehr, Herr Baron, ich bin zwar ein hübſcher Kerl, ein göttlicher Kerl, — aber — ich bin auch nur ein Menſch, wie jeder Andere.“ — Das hab' ich in meiner Beſcheidenheit ſo geſagt; wiſſen Sie, die Beſcheidenheit iſt meine ſchwache Seite; nun ja, und ich habe mich halt entſchuldigt, daß ich kein Gott bin. — Sagt der Baron: „Hören Sie, Gnadl, der Pummerl gefällt mir und ſie gefallen mir auch! Wollen Sie mir den Hund verkaufen?“ ſagte er. „Nun!“ ſag' ich, „der Pummerl iſt zwar mein Abgott“ — wiſſen Sie, das hab' ich aus Beſcheidenheit geſagt, weil er mich einen Gott hieß, und mein Pummerl war ein Baſtard; ſo hab' ich ihm anzei-

gen wollen, daß die Cultur dieſes Pummerls von mir abſtammt, — „Ja!“ ſag' ich ihm, „Herr Baron, das Vieh iſt geſcheider, als mancher Menſch.“ — Da tritt er mir durch Zufall auf den Fuß, gerade auf mein Hühnerauge; ich ſchreie alſo und ſage: „O, ich bitte recht ſehr, Herr Baron, es war nicht ſo gemeint. Wenn Sie den Pummerl haben wollen, ſo geben Sie mir fünf und zwanzig, — Gulden nämlich, und verſprechen Sie mir, den guten Hund gut zu verpflegen; denn die Perſon iſt eine gute Behandlung gewohnt. Und es haben ſich ſchon ein Paar Gräfinnen bei mir melden laſſen wegen des Hundes, und ich glaube: der Hund erſetzt Ihnen einen guten Freund; denn es iſt ein Kapitalhund, was man nicht von jedem Menſchen ſagen kann.“ Da lacht der Baron über meine Rekommandation und meint, ich ſey ein rechter Hundenarr. „O,“ ſag ich, „ich bedank mich für das Compliment, Herr Baron!“ — — Inzwiſchen geht die Thüre auf und es kommt ein welſcher Graf zu mir, fragt mich, ob ich der und der ſei. Sag' ich: „Ja, ich bin der und der; mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“ Erwiedert er mir: „Ich bin der Graf von ſo und ſo, und möchte ihren Hund kau-

ſen.“ „Aha!“ denk' ich; „nu wart, Graf!“ — Ich ſtreiche mir den Backenbart, mache meinen Servi-teur und ſage grade heraus: „Es thut mir ſehr leid, ich bin grade in einem Großhandel begriffen, wobei ich den Hund um dreißig Gulden Papiergeld anbringe.“ „Was!“ ſchreit er, „um dreißig Gulden? Ich gebe vierzig!“ Mein böhmiſcher Baron hört das, und ſagt: „Vierzig Gulden? Das iſt mir der Hund auch noch werth; ich gebe fünfzig.“ — „Und ich ſechzig!“ ſchreit der Graf. Stellen Sie ſich vor: wird der Hund förmlich licitirt, wie ein Bauplatz. Die Herren ſchießen immer wildere Blicke auf einander. Da denk' ich mir: um Gotteswillen! es wird doch kein Unglück geſchehen! Nun kommt mir ein guter Gedanke wie der Blitz: ich ſtelle mich vor die Beiden hin, ſchaue ſie ein, wie der Bonaparte — daß ich ſie mit den Blicken nicht durch und durch gebohrt habe, war alles — und ſpreche den Grafen ganz kalt mit einer ſo gewiſſen Nobleſſ' an: „Herr Graf, wo liegen Ihre Güter?“ Antwortet er mir, mit einem Zug des Erſtaunens auf dem Geſichte: „Was geht das Sie an?“ — Denk' ich mir heimlich: „Grobian! nun, mit dem iſt's nichts.“ Er aber heitert ſich wieder etwas auf, und ſagt endlich

lachend: „In Italien. Guter Freund, kennen Sie das Land?“ „Ja!“ antwortete ich ihm kalt, „ich kenne das Land, wo die Limonaden blühn.“ Da fängt er ganz unbändig zu lachen an, und meine Antwort war doch gewiß poetiſch; ich aber kehre ihm ſtolz den Rücken, drehe mich zu dem Baron und frage: „Lieber Baron, wo liegen denn Ihre Güter?“ Er, ganz freundlich, antwortet mir: „In Böhmen, lieber Gnadl, im Bunzlauer Kreis.“ „Gut!“ ſag' ich drauf, „wenn Sie den Pummerl haben wollen, ſo geben Sie mir hundert Gulden und machen mich zu Ihrem Verwalter auf einem Ihrer Güter und, wo möglich, auf dem beſten Gut, und ich bin auch von Ihrer Güte überzeugt; denn Sie haben einen Tituskopf.“ Das war prächtig geſagt von mir. Der böhmiſche Baron ſchlägt ein, und ich habe die hundert Gulden und bin Verwalter. Ich zieh' mit ihm, der Pummerl zieht mit uns. Wir leben alle drei en famille (der Baron war Wittwer); kurz, wir leben dort einige Zeit wie die Engel im Himmel. Der Baron macht mich nebſt meiner Verwaltung noch zum Hofmeiſter ſeiner jungen Jagdhunde und reiſ't ab. Während der Zeit richte ich die Hunde ab, lern' ihnen apportiren, Bratzen geben, küſſen,

deutſch und Menuet tanzen; kurz, ich und die jungen Hunde werden die intimſten Freunde. Ich gebe ihnen Alles zu eſſen und zu trinken, was ich ſelber eſſ' und trinke. Es iſt Alles gut. Eines Tages, was geſchieht?! Ich gehe in aller Frühe in den Hundeſtall, ſehe nach, was meine guten Bekannten machen, — finde ſie alle todt! — Da hatte ſo ein verdammter Dickkopf, ein böhmiſcher Bauer, der mich nicht ausſtehen konnte, weil ich mit ſeinem Weib öfter zuſammenkam (na! wir haben uns immer recht gut unterhalten), den armen Hunden Gift gegeben im Stall. Mein Baron kommt zurück, erfährt den Spektakel, läßt mich vor ſich kommen, nennt mich einen Eſel her, den andern Ochſen hin, daß ich ſchon glaubte, ich wäre bei der Geburt Chriſti an der Krippe geweſen, regalirt mich noch zu guter letzt mit einem Stockfiſch, und gibt mir den guten Rath, ich möchte hingehen, wo ich hergekommen wäre. Nun denk' ich mir: wo bin ich hergekommen? von der Laimgrube *); wo werd' ich alſo hingehen? auf die Laimgrube. Ich überlege

*) Eine Vorſtadt Wien's.

nur daß die Laimgrube ein ſehr guter Grund *) iſt; ich ſehe alſo keinen andern Grund vor mir, und komme als penſionirter Verwalter wieder zurück. — Ja, mein Kaſperl, das war ein ſchöner Hund!"

Der Ingroſſiſt hatte während dieſes Geſchwätzes viele Priſen aus Gnadl's Doſe nehmen müſſen, um ein gewiſſes Gefühl zu unterdrücken, welches mit dem Schlaf bedeutende Ähnlichkeit hat. Als Gnadl eine Pauſe machte, um Athem zu ſchöpfen, entſchloß ſich der Ingroſſiſt, ſelbſt den Faden des Geſprächs aufzunehmen, um dadurch die Redſeligkeit des Faden in Abnahme zu bringen. Er räuſperte ſich, und ſprach dann mit vieler Salbung: „Mein beſter Herr! Ihre Talente ſind erſtaunungswürdig, und obgleich ich ſelbſt nicht davon Gebrauch machen kann, ſo erlaube ich mir doch, Ihnen einen jungen Mann zu empfehlen, an deſſen Schickſal ich einigen Antheil nehme —"

„Aha! ich verſtehe; Sie haben Theil an ihm, und er hat einen Antheil von Ihnen!"

„Herr! Sie werden unverſchämt. Sehe ich etwa

*) Grund iſt ein Wiener Provinzialismus und bedeutet einen Vorſtandsdiſtrikt.

aus wie ein heimlicher alter Vater? He! Beleidigt man, mir nichts dir nichts, einen rechtſchaffenen kaiſerlichen königlichen Beamten? He! — Was? Ich bin ein Junggeſell, und habe von jeher meine Akten lieber gehabt, als das Scherwenzen. Wiſſen Sie, wer Sie ſind? Ein Verläumder ſind Sie, und — wenn Sie jetzt nicht meine Providenz wären, wollte ich Sie einen Ehrabſchneider heißen.“

„Gehorſamer Diener! Heißen Sie mich Alles in der Welt, nur keinen Schneider; ich haſſe alle Männer- und Frauenſchneider, alle Beutelſchneider, Mieder- und Schlafrockſchneider, alle Haarbeutelſchneider und andere Schneider. Es gibt nichts miſerableres auf der Welt, als das Loos, als Schneider heimzugehn. Ja! wenn man noch etwas davon hätte. Und kurz, ich möchte eben ſo gut ein ſchlechter Kerl ſein, als ein Schneider. — Womit kann ich dem jungen Menſchen dienen? Iſt er vielleicht in mißlichen Umſtänden? Hat er etwa ſeine Garderobe auf dem Verſatzamt aufzuheben gegeben? Wo iſt der Verſatzzettel? Geſchwinde her damit! Sobald das Bombardement vorüber iſt, will ich —“

„Halt! Halt! Um Gotteswillen, halt! Ich rede

in einem ganzen Jahre nicht so viel, als Sie in der kurzen Viertelstunde, seit wir Bekanntschaft machten. Der junge Mensch, von dem ich rede, ist der Sohn meiner Zimmerfrau, ein rabiates Blut, seines Handwerks ein Friseur, und jetzt unter den Bürgern. Die gute Frau, seine Mutter, hat heute schon genug um ihn gejammert; denn sie weiß nicht, wo er sich befindet. Wenn wir daher wieder von diesem Ort fort sind, so könnte es Ihnen wohl nicht schwer werden, zu erfahren, ob er noch lebt, oder todt oder verwundet ist."

„Herr! ich weiß Alles; ich bin ein lebendiges Zeitungsblatt. Verlassen Sie sich nur auf mich. Ich bringe Ihnen Nachricht, und wenn er neun Mal in Amerika wäre. Ist seine Mutter vielleicht hier? Zeigen Sie mir sie doch. Wie heißt sie?"

„Sie sitzt dort und wiegt das Kind; sehen Sie sie? Sie ist Obsthändlerin, wohnt in diesem Hause und heißt Barbara Schmalzlin. Ich wohne als Afterpartei bei ihr."

Gnadl blickte die bezeichnete an, wurde feuerroth und kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. „So," sprach er mit gedämpfter Stimme, „die ist's? Nun

gute Nacht. Erlauben Sie mir nur eine Frage noch: Kennen Sie die Frau ganz intim?“

„Ja! Warum?“

„Nun, ich meine nur. Ich könnte mich eben leicht in der Person irren. Wenn sie aber die rechte ist, die ich meine, so ist sie grob, famös grob.“

„Ja! das ist —“

„Gott steh' mir bei! sie ist dieselbe, die ich meine. Es gibt zwar viele grobe Leute in der Stadt, aber so ganz grob, — wissen Sie? — so innerlich grob, so von ganzer Seele ist's keine zweite auf der Welt. Das ist ein fatales Zusammentreffen!“

Gnadl verstummte. Er kannte sie gar wohl; denn er war ihr Geld schuldig, und zitterte daher vor einer zärtlichen Erkennungsscene. Jedoch raffinirt, wie er war, ersann er schnell einen Plan, um dieser Scene zu begegnen: er hielt das Sacktuch vor die Wange, als ob er an Zahnweh litte, und schlich sich, an der Frau Barbara vorüber, zu den beiden Kaufmannsdienern, welche in der Nähe eines grossen Fasses ihre Orgien hielten. Auf dem Faß hing ein Kellerleuchter, worin das einzige Licht brannte, welches den Ort spärlich beleuchtete. Dessen ungeachtet zitterte der Ex-Verwalter vor einem möglichen

Erkennen; denn er wußte durch ein Paar bittere Erfahrungen aus ſeinem Leben, daß die Schmalzlin, welche übrigens ein herzensgutes Weib war und nur in Geld- und Verſatz-Affairen durchaus keinen Spaß verſtand, Luchsaugen beſitze. Er näherte ſich daher behutſam den beiden betrunkenen Ellenhelden, welche in der Hitze ihrer Begeiſterung ſpektakelten, ſchrieen, ſchimpften und johlten. Die dicke Kaufmannsfrau, deren Ruhe ſchon ein Mal geſtört werden war, rief ihnen mit einem Aufwand von herkuliſcher Stimme zu: „Soll ich Krämpfungen bekommen, ſoll ich in Ohnmacht fallen? Gott ſtehe mir bei, iſt das ein mörderiſcher Spektakel! Wenn alle Heiden, Türken und Franzoſen in dieſem Keller beiſammen wären, könnte man ſein eigenes Wort beſſer hören, als vor dem Getöſe dieſer unanſtändigen Meſſieurs.“

„Wer ſpricht von Franzoſen?“ bramarbaſirte der eine Kaufmannsdiener. „Der Teufel hole die Franzoſen! Ich wöllte lieber die Schwerneth auf dem Halſe haben, als die verfluchten Franzoſen.“

„Hätte ich ſie nur da!“ fiel ihm der andere betrunkene Held in's Wort; „zwiſchen dieſen beiden Fäuſten wollte ich ſie zerreiben, wie Kleie.“

Gnadl miſchte ſich in's Geſpräch, indem er ihrem Muth beiſtimmte: „Recht ſo! Nur zu, immer zu, ſo! Wenn mir ein Franzoſe begegnet, und ich ihm nicht ausweiche, will ich ein Quadratſpitzbube ſein. Geſetzt, Sie, meine Herrn, wären ſo ein Paar Flegel, zwei Franzoſen, und ich begegnete einem nun auf der Straße, bei Nacht, mit der Laterne in der Hand, wie ich jetzt dieſes Licht in der Hand habe (er ergriff den Leuchter); ich würde ihm zwar aus dem Wege gehn, aber anreden müßte ich ihn doch..."

„Nun, was würden Sie denn ſagen?" fragte fragte der eine Kaufmannsdiener.

„Was ich ſagen würde?" verſetzte Gnadl leiſe, um ſich der Schnalzlin nicht zu verrathen; — „Lump! würde ich ſagen, mache, daß du fort kommſt, würde ich ſagen; denn einer von uns beiden muß fort, und es iſt am beſten, wenn du es biſt. Iſt es etwa eine Kunſt, eine unſchuldige Stadt anzuzünden? He! wie viele Kaiſerſtädte gibt es denn? Glaubſt du, die Kaiſerſtädte wachſen ſo mir nichts, dir nichts? Was? wie ſchlechte Kerle herzukommen, ohne daß man eingeladen iſt? Iſt es eine Kunſt, einen Hundsvott von General bei Ulm zu fangen und einige tauſend ehrliche Öſterreicher mit? Ich mag den

ſchlechten Kerl nicht bei'm Namen nennen, dem das Herz bei Ulm in die Hoſen fiel; aber ich möchte meinen ſchlechteſten Hund, der nicht in's Waſſer will, — nicht Mack nennen."

„Ja," fiel ihm der Kaufmannsdiener in's Wort, „und dieſe Starmätze von Franzoſen! Na, wenn mir einer begegnete, ich wollt' ihn packen und ihm ſeine Jakobinermütze ſo lange unter die Naſe ſchlagen, bis er alle Engel ſingen hörte. Ich habe eine Wuth in mir, daß ich mich gar nicht kenne." — „Ich auch!" ſtimmte der andere Bramarbas ein; „Himmel-Kreutz-Mohren-Sakrament! ich bilde mir ein, aller Wein in dieſem Faſſe ſei Franzoſenblut. Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich es nicht in vollen Zügen trinke."

„Ja! und wenn mir einer begegnet," fuhr Gnadl fort, „ausweichen würde ich ihm zwar (denn Selbſterhaltung iſt die erſte Pflicht, und der Kaiſer kann keinen braven Bürger vermiſſen); aber ſein Lebenslicht wollt' ich ihm doch ausblaſen. — Wenn dies Licht in meiner Hand ein Franzoſenleben wäre — —."

„So wollt' ich's ausblaſen," fiel der betrunkene Kaufmannsdiener taumelnd ein, — und blies mit vollen Backen das Licht aus, welches ihm Gnadl

mit vieler Schlauheit dicht vor die Nase gehalten.

„O ihr verdammten Trunkenbolde!“ donnerte jetzt Anselm ingrimmig; „das ging zu unserer Noth, zu unserem Elend auch noch ab, daß wir nun im Stockfinstern sitzen, während ihr eurer Sinne gar nicht mehr mächtig seid und in der Confusion noch Unglück anstiftet. Das Donnerwetter soll in euch fahren. Daran sind Sie schuld, Sie heilloser Pudelnegociant, Sie verrückter pensionnärrischer Verwalter! Geschwind, Gnadl, machen Sie Ihren Fehler gut, tappen Sie hinaus und holen Sie Licht; denn jene beiden Trunkenbolde richten nur Unglück an.“

„Was höre ich?“ rief die Schmalzlin erbittert; Gnadl, Sie sind hier? Nein, mit Vergunst, der darf nicht von hier fort; der ist mir schuldig.“

„Besorgen Sie nichts,“ erwiederte Gnadl zitternd; „ich gehe ohnehin nicht fort, Gott soll mich bewahren! Ja, daß eine zweite Bombe mir auch noch die andere Seite meines schönen Backenbartes zu Grund richtete. Lieber will ich Sie schimpfen hören, als mein unschuldiges Leben einbüßen oder

meinen Backenbart. Verflucht, daß ich verrathen wurde! Nun iſt Alles hin!“

Der Ingroſſiſt und der alte Buchhalter knurrten unmuthig dazwiſchen; die dicke Kaufmannsfrau heulte um Kaffee; die betrunkenen Kaufmannsdiener liebkoſten johlend die Mägde und ſangen wüſte lerchenfelder Gaſſenhauer.

„Heilloſes Volk!“ ſchalt Anſelm. Joſephine ſtöhnte ſchwer auf; mitten in dem wirren Gewühl, in der rabendunkeln Nacht erblickte ihr geiſtiges Auge, ihr wundes Herz die ganze Größe, den rieſigen Umfang ihres namenloſen Jammers. Die Frau Schöllin ſaß an ihrer Seite; ſie hatte der Nachbarin den Säugling abgenommen und wiegte ihn. „O mein Mann, mein Mann!“ wimmerte Joſephine. — Ja! mein Bewußtſein kehrt nur wieder, um mir den Verluſt meines einzigen Gutes zu zeigen. Großer Gott! womit habe ich das verdient?“

„Tochter!“ ſprach der alte Anſelm dumpf und feierlich, „die Nacht wird tagen. Haſt du nicht dein neugebornes Kind? Mutter Roſalie, geben Sie Joſephinen ihr Kind! Es iſt das einzige Gut, was uns auf Erden bleibt; es wiegt Königreiche auf.“

„Engel des Lichts!“ rief Joſephine, „an die-

ſem Anker will ich mich halten. Großvater, Mutter! habt Dank für dies milde himmliſche Wort!“ Sie ſank, den Säugling am Buſen, matt in die Kiſſen zurück.

Anſelm aber murmelte mit bitterm Zorn, mitten in dem Gewühl der lärmenden, ſtreitenden und zechenden Geſellſchaft: „Pfui! ſind das auch Wiener? Solch ein grenzenloſer Leichtſinn in dieſer ſchweren Zeit, da ihre Brüder bluten, da die Knechtſchaft und der Tod und die Schande über ihren Häuptern hängt! Doch ich will nicht läſtern, dem Himmel will ich vielmehr danken; denn auch in ihnen ſchlägt ein gutes Herz, wenn auch die äußerſte Noth ſie mit Blindheit und Verwirrung ſchlägt. Gott ſchütze Wien! Es iſt meine zweite Vaterſtadt geworden; es iſt eine wahre Mutter und ihre tauſend Söhne kämpfen ja draußen für ſie. Starker Herr Gott Zebaoth! Du taufſt uns in Feuer und Blut, in Jammer und Noth. Möge dies zur Verherrlichung ſein! Und ſo wird die Nacht tagen und das Volk einſt rein und geläutert aus den Schlacken hervorgehn, frei, wie Vater Joſeph ſich's dachte, herrlich, wie Joſeph es in göttlicher Ahnung ſah, glücklich durch den Morgen der Eintracht und Liebe, woran ich feſt glaube, den ich heilig hoffe und für den ich

inbrünſtig bete. Wie dieſe Mutter ihr Kind ſäugt mit Milch und Thränen, ſo tränkt Wien ſeine Söhne mit Thränen und Blut! — —“

Er ſchwieg eine kleine Weile; es war, als ob ihm ſelbſt Thränen in die Augen träten. Leiſer, mit halb-erſtickter Stimme betete er an Dreull's Leiche: „Herr! vergiß auch deiner Todten nicht!“

II.

Die Franzoſen in Wien.

Vier und zwanzig Stunden des Jammers, des Entſetzens und der Furcht vor einem gräßlichen Untergange waren verfloſſen, ſeit die erſte franzöſiſche Haubitz-Granate die altehrwürdige, lebensfrohe Kaiſerſtadt getroffen hatte. Auf zahlreichen Fahrzeugen ſchwammen Feinde über die ſchmalen Arme der Donau, die mächtig zürnend unter den verrätheriſchen Kähnen und Plätten dahinbrauſte nach Ungarn hinab, um die Noth des bezwung'nen Vaterlandes freien und kräftigen Magyaren zu verkünden.

Aus den Auen jagte der Sturm feindlichen An-

drangs die ſchützenden Beſatzungen. Es war am dreizehnten Tag im Mai, als die Hauptſtadt dem Überſchwall wich; die Truppen zogen wie ein gebeugtes Leichengefolge, wenn man den Sarg hinabgeſenkt, die letzte Erdſcholle darauf geſtreut hat, dumpf und ſchweigend über die große Taborbrücke von hinnen. Wie ein Leichenfeuer hinter ihnen ſchlug die Flamme der Brücke lichterloh, unheilkündend, hoch empor; praſſelnd, ſchwer knarrend, ſtürzten Balken und Joche, dampfend, halb verkohlt. Ja, es war ein Leichenfeuer, eine Aſchermittwochsflamme; aber kein Carneval war ihr vorhergegangen.

Franzoſen ſchwärmten auf allen Straßen und Plätzen, bald einzeln, bald in großen Haufen, neugierig, ein Abbild ihres Paris zu finden, dabei auch wieder voll Hohn gegen Wien, worin ſie ſich übrigens ſehr wohl befanden, welches ſie aber im Gegenſatz zu dem einzigen Paris immer in Schatten ſtellten und lächerlich machten; bald höflich, delikat, naiv, drollig, eitel, munter, witzig, wie jeder Franzoſe von ſeiner Geburt an bis in's Grab dieſe nationellen Eigenſchaften nie verläugnet; bald aber ächte Zöglinge, verhätſchelte Pflegekinder des Mars, ungeſtüm in Forderungen, ſchrecklich im aufbrauſen-

den Unmuth und Übermuth, wirblig von Glück, Ruhm und Habsucht, ungeduldig über die Sprachverschiedenheit und oft drollige babyloniſche Verwirrung der guten Wiener, deren breites Patois franzöſiſchen Ohren unverſtändlich war und, von franzöſiſchen Zungen nachgeahmt, im Gegentheil wieder den Wienern ein Chaos wurde.

Es iſt nicht unmöglich, daß in jenen Tagen in Wien mehr Flüche gewechſelt wurden, als baares Geld; und doch wieder ſchwebte auch damals mitten über dem Irrſal, über dem drohenden, unheilbringenden Chaos der Jupiter Xenius Wien's, der Humor. Dieſer zauberte Poeſie in die nackte Wirklichkeit, ſtählte die Wiener, goß Balſam in die Wunden der Behaglichkeit. Und ſo glich Wien einer holden Frau, die um den fernen Geliebten trauert, ſo innig und aufrichtig, bis das Abendroth ihres Glückes, das auf den zauberiſch-reizenden Wangen im zarten Wiederſchein glühte, vom durſtigen, bleichen Mondesſtrahl hinweggeküßt iſt, und der Mondesſtrahl ſelber — der Kummer — bemüht ſich, neue, ungekannte Holdſeligkeit auf das liebliche Antlitz zu hauchen. Wie eine Königin ſchien Wien ſelbſt ihre neidiſche Feindin, die Noth, zu beherr-

ſchen, daß ſie ſich ohnmächtig unter den Ferſen der Gebieterin krümmte, wenn auch der giftige Stachel nicht ermüdete, zu verwunden. Wie ein Saatfeld war Wien, wie ein üppiges, unermeßliches Saatfeld, deſſen gold'ne Häupter noch majeſtätiſch herablaſſend nicken, während des blinden, tollen Roſſes Huf ſchon zu zermalmen begann; jedes Korn, das in den Mutterſchooß des Schmerzes fiel, war von den Keimen des friſchen Lebens, der Hoffnung, der Auferſtehung geſchwellt. Nur ein Gefühl wurzelte damals am tiefſten in den wieneriſchen Herzen: das war der glühende Haß gegen die deutſchen Hülfstruppen, welche dem Heere des Welteroberers auf ſeinen Zügen folgten, welche auch Wien bedrohten. Schon befanden ſich mehrere kleine Abtheilungen derſelben, von dem Magnet des Hauptquartiers herbeigezogen, in der Kaiſerſtadt. Der Baiern unerſättliche Grobheit, der Schwaben feſte, bittende Forderungen, wie ihre anmuthige Mundart, ſeit undenklichen Zeiten eine Zielſcheibe wieneriſchen Witzes, ſchlugen mehr als einmal die öſterreichiſche Gutmüthigkeit auf das Haupt. Viel lieber, als mit den Verboten der Rheinbundestruppen, verkehrten die Bürger von Wien ſelbſt mit Franzoſen, de-

ren Revolutionsgräuel, damals im Andenken aller andern Nationen längſt verblichen, noch friſch und blutig vor der Wiener Augen ſchwebten. Die Begriffe: Franzoſen und Jacobiner, galten ihnen eins. Und wirklich ſchieden ſich auch die Truppen, die Wien beſetzt hielten, in drei Partieen merklich ab, wie ſie auch von dem klugen Feldherrn mannichfach vertheilt waren. Am gefälligſten bezeigte ſich die nicht geringe Zahl von Überreſten der ehemaligen königlichen, chevalereſken Zeit, — Leute, gewohnt, ihren Leichtſinn allenthalben hinzupflanzen, des Kaiſers Fahnen folgend, weil es zum guten Ton gehörte und weil — am Rande bemerkt — in der Vendee längſt keine Märtyrerkronen mehr zu holen waren; neben dieſen, rauher, kriegeriſcher, weniger beugſam, aber feſt, römerthümlich, eiſern, bewegten ſich die eigentlich Kaiſerlichen, die in ihrem Feldherrn den Gott des Jahrhunderts, den Menſch gewordenen Heiland, den chriſtlichen Mavors anbeteten, begeiſtert für Ehre und Ruhm. Die dritte Sorte waren ſteife, heimliche Republikaner, deren Talismann das Wort: liberté war, die ihre rothe Mütze wie eine Reliquie auf der bloßen Bruſt trugen und noch immer einen Umſchwung der Dinge hofften; unter-

ſchütterlich, mehr zäh, als ſpröd, mehr gehämmert, als aus dem Guß.

Die feindlichen Truppen wurden, nach dem Befehl Napoleon's, in mehrern Vorſtädten am rechten und linken Ufer der Donau kantonnirt und überſchwemmten nunmehr alle Theile der Kaiſerſtadt. Die Bürger Wien's begegneten ihnen auf den Straßen mit bitterſüßen Geſichtern, mit dem kochenden Ingrimme im Herzen, mit dem herben Gefühl, von der Übermacht bezwungen zu ſein, ſich der verwünſchten Nothwendigkeit, den verhaßten Siegern gefällig bezeigen zu müſſen.

Die Polizei war übrigens faſt noch ärger daran, als die guten Bürger Wien's ſelbſt. Nicht genug, daß ſich vor den ſiegreichen galliſchen Adlern dieſe nächtige Eule ſcheu zurückziehen mußte; — die Bürger ſelbſt, durch den Einmarſch der Feinde dieſer laſtenden Bürde enthoben, ließen ſelten eine Gelegenheit ungenützt vorüberſtreichen, durch Spott und Schimpf ihr Müthchen an der verhaßten zu kühlen, welche aber ihrerſeits — wie die Feinde geſchäftig verbreiteten — kein Mittel unverſucht ließ, den Pöbel gegen die fremden Gäſte aufzuwiegeln. Betrogene, leichtgläubige, allzueitle Franzoſen! Um Wien's

Bürger gegen die Feinde des Vaterlandes zur Wuth zu entflammen, um in wieneriſchen Herzen heilige Liebe und Treue anzufachen, bedurft' es nicht ſolch armſeliger Mittel. So leichtſinnig der Wiener iſt, er kniet doch nicht allzuſchnell vor fremden Götzen, ihn braucht man nicht mit hundert Luchs-Augen zu bewachen, damit nicht etwa Verrath ſich in den Hochaltar ſeiner Bruſt ſchleiche; nein! er ſelber iſt des Heiligthums ſicherſte Wache. Fiele in einer Zeit, da man Kronen nicht der Mühe werth findet aufzuheben, aus einer Krone der reichſte Diamant und der ärmſte Wiener fände den Edelſtein im Staube; — er brächte ihn treulich dem rechten Herrn wieder, keinen andern Finderlohn begehrend, als: Vertrauen für Vertrauen!

„Halt, Bürger! halt!“ riefen zwei franzöſiſche Soldaten einen langen, alten Herrn an, der gerade aus der Mündung des Krautgäßchens auf den Graben zuſteuern wollte.

„Laſſen Sie mich gehn!“ verſetzte der alte Herr, mit ziemlich unerſchrock'ner Stimme, wenn auch am

ganzen Leibe zitternd; „ich muß in mein Büreau. Laſſen Sie mich gehn, meine Herrn; — ich habe keine Zeit; — ich komme ſonſt zu meiner Nachmittagsarbeit zu ſpät und es wird bald dunkel.“

Die franzöſiſchen Soldaten kehrten ſich aber nicht daran, ſondern erwählten einen bairiſchen Unteroffizier, der ihnen begegnete, zu ihrem Dollmetſcher. „Was?“ ſchrie der Baier, „du Malefiz-Wiener zerrſt dich? Dieſe Herren und ich wollen heute deine Gäſte ſein; du mußt uns traktiren, und weil man in dem vermaledeiten Land keinen guten Tropfen Bier bekömmt, wirſt du uns wohl in einer Weinkneipe von Eurem ſauren Landesgewächs aufmutzen müſſen!“

„Wiſſen Sie, wer ich bin?“ rief der alte Herr ingrimmig, indem er beide Hände in die Taſchen ſeiner manchesternen Beinkleider ſteckte und ſich in Poſitur ſtellte, — „ich bin ein k. k. Ingroſſiſt.“

„Qu'est-ce que c'est que cela?“ fragte der eine Franzoſe den Baier.

Dieſer räuſperte ſich verlegen und wußte nicht Beſcheid. „Es wird halt ſo ein k. k. Rindvieh ſein!“ erwiederte er nach einer kleinen Pauſe, einem damals beliebten Nationalfluch Luft machend.

Inzwiſchen hatten ſich mehrere Wiener bereits um die vier Perſonen verſammelt; die guten Wiener können nicht leicht drei bis vier Perſonen auf der Gaſſe beiſammen ſehen, ohne ihre kleine Neugierde daran zu wetzen. „Was wäre das?“ riefen ein Paar, die des Vaters Schimpf gehört hatten; „das iſt ein ſchlechter Kerl, wer ſo etwas ſagt; ein rechter Hausthorlumpe, wer ſo etwas ſagt, der ſoll eigentlich eine Stelle im Antoni-Klöſterl*) haben, aber nicht als Inſpektor.“ —

Der Auflauf vergrößerte ſich, als zwei and're Stimmen plötzlich in den Kreis hinein riefen: „Mord, Portugall und Nachtigall! wer iſt Herr im Haus? — Still! ſtill! aus einander!“ —

„Ich gehe ohnehin ganz aus einander vor Gift und Galle. — — Herr Je, der Pudelnegoziant! Guten Abend!“

„Den möcht' ich ſehn, der einem bairiſchen Soldaten kommandiren wird. Still! — Wurſt und Bock!“ — —

„Herr! ich bin Kleidermacher und kein Bock.“ — —

---

*) Wieneriſcher Witzausdruck ſtatt: Strafhaus.

„Ein Jakobiner, da iſt ein Jakobiner! Der hat eine rothe Naſe; ſchlagt ihn todt!“ —

„Was? der böhmiſche Verwalter iſt auch dabei?“

„Ich bitte mir's aus, Sie! Erlauben Sie; eine Ohrfeige iſt kein Roſtbraten.“

„Still, Kameraden! keinen Auflauf! — Keinen Rummel! Still, ſtill!“

„Wer ſagt uns dies? — Wir laſſen uns heute nichts ſagen. — Wer will unſern Hofmeiſter machen?“

„Ja! wer will ſich unterſtehn, uns kuſchen zu machen? Wir appertiren nicht mehr; damit iſt's aus. Wer will uns kommandiren?“

„Ein Dekreter.“ *)

Die Menge wich aus einander, als ſie dieſen Namen hörte; der Sprecher, ein junger Menſch von martialiſchem Ausſehn, in der Uniform der bezeichneten Abtheilung der Wiener Bürgermiliz, ſtand als Friedensſtifter da.

„Guten Abend, Herr Schmalzl!“ riefen plötzlich Mehrere aus der Menge. Der Mann, welcher früher bei Portugall und Nachtigall geflucht hatte,

---

*) Eine Abtheilung der wiener Bürgermiliz.

— es war Gnadl — hatte den Namen Schmalzl nicht sogleich gehört, als er ihn unter den Arm nahm und mit Liebkosungen überhäufte. „Finde ich Sie endlich!“ rief er mit vieler Emphase.

„Was? der Friseur soll uns kommandiren?“ schrieen Mehrere durch einander, welche Schmalzl's Rede nur gestreift, nicht getroffen hatte.

Gnadl nahm für diesen das Wort: „Friseur hin, Friseur her, jetzt ist er ein Dekreter; und weil er Friseur war, so hat er schon manche Köpfe zurechtgesetzt.“

„Satisfaction, Satisfaction wollen wir haben!“ spektakelten Mehrere durch einander.

„Ja, Satisfaction von den Jakobinern! — Satisfaction von den Baiern! — Satisfaction von allen Kreuztibidomineschwerenoths-Kerlen!“

„Mich hat er einen Bock geheißen.“ —

„Wir wollen ihn in Bock spannen!“

„Wir brauchen kein Regensburger Bier!“

„Was, so eine sitzengebliebene Dampfnudel?“

„Wir lassen uns nicht dämpfen!“

„So eine abgehäutete Augsburger Wurst! — Mir wächst ein Bouquet von Ohrfeigen aus der Hand.“

„Ja, ein Hanswurſt ohne Hoſen! Ein Robespierre!“

„Hinaus mit den Baiern! — Sind wir von Löſchpapier, um ſolche Ferkel einzuſaugen?“

„Still! — aus einander!“ —

„Friede! Friede!“

„Juſt nicht, juſt nicht! Nichts wird pariet! — Da hat's einen Spagat von Wien nach Baden! — Was? ſchöner Friede, wenn Einem die brennenden Knödel*) unentgeltlich in's Haus geſchickt werden Wozu brauchen wir ſolche Fidibus?“

„Hinaus mit den Baiern! Vivant die Franzoſen! Lieber ſollen die Franzoſen wirthſchaften, als die Baiern! Vivant!“

Ein langes, ſpitzbübiſches Geſicht blickte verſtohlen in den Kreis. Ein Paar der eifrigſten Zänker erblickten es kaum und ſchrieen alſobald aus Leibeskräften: „Was? ein Raderer? Raderer da! Raderer da! Schlagt den Raderer todt! Wir brauchen keine Polizeiſpitzel; wir ſind ſchon ſo rechtſchaffene Leute. — Vivat unſer Franzl! — Schlagt den Spitzel todt!“

---

*) Knodel — Provinzialismus ſtatt: Kloße; brennende Knodel ſtatt: Bomben.

Der arme Blihableiter, ein ſeit Kurzem penſionirter Polizeiſpion gemeiner Klaſſe, wollte ſich leiſe abführen; die Wiener hatten aber einen Kreis geſchloſſen, deſſen Centrum der Baier und die beiden Franzoſen bildeten. Dieſe Drei wollten zu den Säbeln greifen, welche ihnen aber die Menge entwand.

„Nichts da!“ ſchrieen Einige. „Wir bleiben gute Freunde; wir wollen's nur dem Spitzbuben da eintränken!“

„Was? gute Freunde ſollen wir ſein? Saubere gute Freunde, die ſich gleich bei'm „Stoß im Himmel“ einquartieren.“

„Lieber im „tiefen Graben“ oder im „Elend.“ *)

Indeſſen hatten ſich mehrere franzöſiſche Soldaten um die Gruppe verſammelt und machten ſo fatale Geſichter, daß den guten Wienern doch das Herz im Leibe etwas zu zittern begann. Der Friſeur und Dekreter Schmalzl, welcher einiges Franzöſiſch verſtand, hatte ſich mittlerweile über den Wunſch der feindlichen Soldaten aufgeklärt, nämlich: in einem wohlconditionirten Keller bewirthet zu werden. Er fand es für gerathener, dieſem

*) Benennungen zweier Straßen Wien's.

Wunſche ſich zu fügen; begütigte, radebrechend, die Franzoſen mit der Verſicherung ſeiner Bereitwilligkeit, und forderte nun in folgender improviſirter Standrede ſeine Landsleute auf, ein Gleiches zu thun.

„Landsleute! Wiener! Landwehrmänner! Ehrenmänner!

„Es wird keiner von Euch ſo auf den Kopf gefallen ſein, daß er nicht einſehen ſollte, was die Klugheit fordert. Die Klugheit aber fordert in dieſen ſchwierigen Zeiten, daß man den Kopf nicht verliere; denn wenn man auch, wie Ihr, das Herz nie verliert, ſo iſt es doch auch beſſer, den Kopf zu behalten. Ich ſpreche dies aus Erfahrung, nicht bloß als Soldat und Dekreter — was ich gewiß nicht geworden wäre, wenn ich den Kopf in meinem andern Rocke zu Hauſe vergeſſen hätte, — ſondern auch als Friſeur oder, nobler geſagt: Kopfkünſtler, als welcher ich gar nicht beſtehen könnte, wenn jede meiner Kundſchaften den Kopf verlöre. — Alſo, das wäre gut. — Nun weiter! Da Ihr alleſammt (um mich in Kürze zu faſſen) den Kopf nicht verlieren wollt, ſo glaube ich: wird es gut ſeyn, wenn Ihr Euch für das Vaterland aufopfert und bewirkt,

daß dieſe Herren etwas in den Kopf bekommen; ſonſt dürfte es ſich nämlich gar leicht ereignen, daß wir ſie mit unſerm Starrſinn vor den Kopf ſtößen, wodurch uns ſelbſt vielleicht Mehreres vor den Kopf kommen dürfte. Seht Ihr ein, warum wir für nichts und wieder nichts — wenn wir ſie nämlich nicht tractiren — ſelbſt tractirt werden ſollen, — mit Schlägen nämlich? Ich ſehe das nicht ein, ich bin viel zu unvernünftig, um dies einzuſehn. Wiener! wir haben ſchon oft Etwas im Kopf gehabt, wir haben ſo manchen Haarbeutel ehrlich nach Haus getragen (ich wenigſtens gewiß), daß wir dieſen Bären wohl auch ein Mal einen Affen aufſetzen können. — Wiener! wißt Ihr, was Gaſtfreundſchaft iſt? — Ich will es Euch ſagen. Gaſtfreundſchaft iſt erſtens eine Freundſchaft, die man im Gaſthauſe oder mit Gäſten ſchließt. Nun ſagt aber nicht bloß das Evangelium, ſondern auch die geſunde Vernunft, daß man trachten ſoll, ſeine Feinde in Freunde umzuwandeln, beſonders da man von den Feinden nichts hat, als Verdrießlichkeiten; und dann wißt Ihr auch, daß dieſe Herren als Gäſte gekommen ſind, als ungebetene nämlich. — Wißt Ihr auch, was die Gaſtfreundſchaft zweitens

iſt? — Das wißt Ihr auch nicht? Gut! Ich ſehe nicht ein, warum Ihr das nicht einſehen und wiſſen ſolltet. Gaſtfreundſchaft iſt unſre alte Nationaltugend. Wißt Ihr, was eine Nationaltugend iſt? Eine Nationaltugend iſt eine Tugend, durch die ſich eine ganze Nation auszeichnet. — Wißt Ihr vielleicht auch nicht, was eine Nation iſt oder daß Ihr eine Nation ſeid? — Was? das wißt Ihr auch nicht? — Pfui Teufel! — Bedankt Euch bei einem Künſtler, der Euch zwar nicht lehrt, daß Ihr eine Nation ſeid (denn das ſolltet Ihr doch vor Allem von ſelbſt wiſſen), der Euch aber doch erklärt, was für eine Nation Ihr ſeid? Ihr habt zwar leider noch nichts von der Illumination in Euch; Ihr ſeid auch nicht die groſſe Nation, wie die franzöſiſche, — aber doch die gute, die beſte! würde ich ſagen, wenn ich kein Wiener wäre; denn eigen Lob ſtinkt, und das ſoll in honetten Geſellſchaften nicht vorkommen. Ihr ſeid eine aufrichtige Nation, pur und lauter, wie Biſamberger, ungeſchwefelt, leichter, als der ſchwere Ungar; macht kein Kopfweh oder Beſchwerden. Wenn man Euch gegen das Licht hält, glänzt Ihr wie Gold, wärmt den Magen und das Herz. Durch und durch kann man

Euch ſchauen, ſo rein und hell ſeid Ihr. Ihr müßt verſtehen, daß ich vom Wein ſpreche, und daher wird meine Rede nicht wie ungeſchliffenes Lob klingen. Ihr ſeid die rechtſchaffene Hausmannskoſt unter den Nationen, gerade ſoviel geſalzen, als hinlänglich iſt, um den Gaumen nicht zu beleidigen, gewürzt und gepfeffert, wie man es braucht; Lorbeer iſt auch ſo viel beigemengt, als die ſaure Sauce erfordert. — Ich will auf der Stelle an einem ſteyriſchen Kapaun erſticken, wenn ich nicht Recht habe, da ich ſage: das ſeid Ihr, und Gaſtfreundſchaft iſt Eure Nationaltugend. Alſo, Landsleute, ſeid patriotiſch, indem Ihr klug ſeid, und ſeid klug, um patriotiſch zu bleiben; es iſt aber Patriotismus, ſich den Umſtänden zu fügen. Darum, wenn auch dieſe Gäſte bis jetzt die Zeche ohne den Wirth machen, ladet ſie ein, trinkt ihnen zu, zeigt Eure Charakterſtärke, indem Ihr Euch bezwingt, mit ihnen anzuſtoßen; beweiſ't Euer Chriſtenthum, indem Ihr auch Euern Feinden bene thut; mit Einem Worte: tractirt ſie und — wenn Ihr mir für dieſen meinen guten Rath Dank ſchuldig zu ſein glaubt, ſo will ich Euch erlauben, — auch mich zu tractiren.“

Dieſe, wie eine allgewaltige Proclamation abgefaßte Standrede des Friſeur-Dekreters Schmalzl hatte ihre Wirkung nicht verfehlt; die erhitzten Köpfe wurden allmählig ruhig. Auch auf den ingrimmig bebarteten Geſichtern der Franzoſen hatte ein gewiſſes behagliches Schmunzeln Platz genommen, welches, wie eine ſammtweiche Mädchenhand, alle drohenden Falten auf den Stirnen der rauhen Kriegsleute glättete. Die Neugierigen, welche der Gruppe zugeſtrömt waren, zerſtreuten ſich, und die Hauptperſonen der kleinen Aufſtandskomödie (welche der Wiener ſchlechthin mit dem Wort „Rummel" bezeichnet) ſchickten ſich gutmüthig an, die feindlichen Soldaten zu bewirthen. Wohlgemuth ſchritten dieſe im Geleit Schmalzl's und Gnadl's (der ſich dem Letzteren in den Arm gehängt hatte), des Ingroſſiſten und mehrerer Anderer weiter, den Geizer Keller aufzuſuchen. Sie waren kaum ein paar Schritte gegangen, als Gnadl den alten Anſelm bemerkte, der auf der andern Seite der Straße wandelte. Er rief ihm aus Leibeskräften, herbeizukommen, und da ſich Anſelm anſtellte, als hörte er von Allem nichts, riß Gnadl ſeinem neuen Freund Schmalzl ſchnell aus, ſprang wie ein Raubthier mitten durch die

Wagenburg der Fiakers, trat einem dieſer ehrwürdigen Stammhalter der Grobheit auf den Fuß und verſchwand mit Anſelm, flügelſchnell, ehe die zarte Seele des beleidigten Roſſebändigers und Wagenlenkers noch Zeit gefunden hatte, ihm unter vielen ausgiebigen Flüchen den ausgiebigſten herauszuholen.

„Mein alter Freund!“ ſprach er, zur Geſellſchaft zurückkommend und Anſelm vorſtellend, „monsieur le chirurgien! Sie gehen mit uns, lieber Herr Anſelm; wir wollen eine Maaß Wein zuſammen trinken.“ —

„Erlauben Sie,“ unterbrach Anſelm den Redſeligen; „es iſt mir unmöglich, ich habe dringende Geſchäfte.“

„Ah! kommen Sie nur mit — eine Viertelſtunde nur.“

„Meine Patienten — —“

„Ah pah! patience! Anſelm. Hehe! ein gutes Bonmot! N'est-ce-pas, Messieurs? Ja, ich bin ein verfluchter Kerl! — Haben Sie meinen ſeligen Kaſperl nicht gekannt, Herr Schmalzl?“

„Ich habe nicht ein Mal das Vergnügen, Sie zu kennen.“ —

„O! ich danke recht ſehr; ich hatte auch bis vor

Kurzem noch das Vergnügen, Sie nicht zu kennen, und das thut auch gar nichts; aber da nannte zufällig Jemand Ihren Namen und Ihr Name iſt zufällig auch der Name Ihrer Frau Mutter, und Ihre Frau Mutter habe ich die Ehre zu kennen, beſonders weil ſie mich überall erkennt; denn ich bin ſo ein verflucht pakſchierliches Haſcherl *) und ſtehe Jedermann zu Dienſten, darum bin ich auch der G'ſchaftlhuber. Alſo! ich und Ihre Frau Mutter hatten große Sorge um Sie, wegen des Dekrets." — —

„Wie ſo?"

„Wollte ſagen, weil Sie unter die Dekreter gegangen ſind; und Ihre Frau Mutter hat mich gebeten, Sie zu ſuchen. Denke ich mir: wenn ich Sie ſuche, iſt mir die Mutter etwas ſchuldig, Dank nämlich. Nun freut mich's, daß ich Sie gleich ſo aus dem Stegreif gefunden habe, und nehmen Sie's nicht ungütig, daß ich Sie nicht ſuchte; denn ich denke mir immer: wenn man etwas ſchon gefunden hat, braucht man es nicht mehr zu ſuchen."

„Wer ſind Sie denn aber?"

---

*) Pakſchierlich, Provinzialismus für: herzig; Haſcherl, Provinzialismus für: armer Teufel.

„Ich? Herr! ich bin Alles; ich heiße Gnadl. Cela auffit. — Sie! merken Sie jetzt etwas?“

„Nun?“

„Französisch spreche ich wie Wasser. — O Herr Anselm! Ich hoffe nicht, daß Sie uns eschappiren wollen! Sie bleiben bei uns, ja wohl!“

Er faßte Anselm fest am Arme und hängte sich mit seinem linken Arm in Schmalzl ein, sah ihm zutraulich unter die Nase, bot ihm die Hand und sprach: „A propos. Also ein Wort, ein Mann! Sie müssen mir etwas versprechen.“

„Das wäre?“

„Versprechen Sie mir nur, mir eine Bitte zu gewähren, wenn Ihnen mein Beweis einleuchtet, den ich Ihnen jetzt führen werde.“

„Meinethalben.“

„Also das Versprechen hab' ich; jetzt den Beweis! — Haben Sie Ihre Frau Mutter lieb, Herr Schmalzl?“

„Wie mich selbst.“

„Gut! Sind Sie, wie man sagt, ganz ein Herz, ein Sinn mit ihr?“

„Ein Herz, ein Sinn.“

„Ganz gut. — Was also Ihnen geschieht, geschieht auch Ihrer Mutter?“

„Sie machen mich confus; wozu diese Frage?“

„Antworten Sie nur!“

„Meinetwegen. — Meine Mutter liebt mich herzlich. Was mich angeht, greift auch sie an.“

„Vortrefflich! Daraus ist also zu schließen: was Sie nicht angeht, geht auch Ihre Frau Mutter nicht an.“

„Natürlich! Wozu aber diese Folgerung?“

„Das werden Sie schon hören. — Auf Ehre? — Sagen Sie, können Sie Ihren Ausspruch auf Ehre behaupten?“

„Auf Ehre, in's drei T.....s Namen!“

„Herr Schmalzl, geben Sie Gott die Ehre und lügen Sie nicht! Sagen Sie aufrichtig: bin ich Ihnen auch nur einen Kreuzer Geld schuldig?“

„Herr! Sie sind ein Narr. Wollen Sie mir denn etwas schuldig sein? Nichts sind Sie mir schuldig.“

Gnadl drückte einen Kuß des Entzückens auf die Wangen des verwunderten Dekreters. „Gott sei Dank! — Meine Herren, Sie haben es gehört; — ich habe also Zeugen. Herr Schmalzl und seine

Frau Muttet ſind ein Herz, ein Sinn. Ich bin ihr nichts ſchuldig. — Alſo auch wir vergeben unſern Schuldigern.“

Die Geſellſchaft war während dieſes Geſpräches in der Weinkneipe angekommen.

Die großen Maasflaſchen, voll öſterreichiſchen Rebentrankes, ſtanden auf dem Tiſche aufgepflanzt; die durſtigen Seelen hatten ſich rings um dieſe Strahlenſonnen niedergelaſſen, nippend, ſchlürfend, anklingend. In der Ecke des Kellers ſaß der ſteinalte böhmiſche Buchhalter, ſteif und bleich wie ein Marmorbild, beide Ellenbogen auf den Tiſch geſtemmt, den ſchneeweißen Kopf in den dürren Händen verbergend. Die beiden Kaufmannsdiener, ſeine Subordinirten, lärmten und johlten, vom ſüßen Rebenſaft bereits übermannt. Sie näherten ſich mit vielen Reſpektsbezeugungen den feindlichen Gäſten demüthig und ohne durch irgend ein Wort die Bramarbaslaune an den Tag zu legen, welche ſie noch während des Bombardements begeiſtert hatte.

Von Glas zu Glas wurde indeſſen die Geſellſchaft lebendiger; Scherze und Schnurren wurden

gewechſelt. Die Franzoſen unterließen nichts, ihre neuen Bekannten durch tauſenderlei Sprachverwirrungen zu unterhalten und die Wiener gaben dieſe getreulich wieder zurück. Die Franzoſen fragten wiederholt, was denn der gute Ingroſſiſt eigentlich ſei, der wortkarg und verdrießlich nach jedem Schluck Wein, mit dem er ſeine Kehle regalirte, auch ſeine Naſe nicht vergaß, die er mit dem beliebten nikotiſchen Staub vollſtopfte. Der Baier, der ſchon ein Mal durch ſeine falſche Interpretation auf offner Straße ein Ärgerniß genommen hatte, verſtummte dies Mal; denn das ungewohnte entflammende Getränk hatte auf ſeine ſchwere, dumpfe Biernatur betäubend eingewirkt. Er ſaß mit verglaſten Augen da, zum nicht geringen Vergnügen der luſtigen Wiener, welche ſich heimlich unter einander fragten: „Wie heißen die drei bairiſchen Vögel?“ worauf Gnadl eben ſo leiſe antwortete: „Ein Entvogel, eine Gans und eine Spanſau!“

Gnadl, welcher ſich auf ſeine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache ſehr viel zu Gute that, verſuchte auch, den Franzoſen eine befriedigende Erklärung zu geben, was ein k. k. Ingroſſiſt ſei.

„C'est un homme qui ingrosse," erläuterte er; „entendez vous, messieurs?"

Der Accent, mit welchem er das Wort ingrosse betonte, mußte seltsam genug sein; denn die Franzosen lachten überlaut, auch Schmalzl, der den geschäftigen, unbeholfenen Dollmetsch mit jener vernehmen Miene betrachtete, welche durch das Bewußtsein einer geistigen Überlegenheit hervorgebracht wird.

„Un engrossevr," fuhr er eifrig in seiner Rede fort, „ist ein fonctionnaire impérial-royal."

Die Franzosen lachten immer ärger und teller. Da sprang Gnadl wüthend auf, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief: „So geht's, wenn man Einem Gefälligkeiten erweist. Was? Kann ich etwa nicht französisch? Undank ist der Welt Lohn. Sehe ich wie der Kasperl aus? Was? Ich bin ein honetter Mensch, bin selbst ein Beamter, ein pensionirter Verwalter." — —

Der alte Anselm, dessen Gedanken bei Josephine'n waren, schlich sich vom Tische weg und zu dem böhmischen Buchhalter, der sich abwechselnd in die zahnlose Ober- und Unterlippe biß; der Buchhalter gewahrte ihn kaum. Als Anselm ihm ganz nahe stand und sich verdrossen auf dem Stuhl neben ihm

niederließ, ſtieß ihm der Buchhalter mit dem Arme leiſe an und flüſterte: „Wollen wir dieſen Raben die Rechnung ſaldiren?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Anſelm leiſe.

„Wir ſind freilich zwei ſteinalte Leute, aber von gutem Schrot und Korn. Ich haſſe dieſe verdammten Gäſte wie Operment.“

„Ich auch! Was iſt aber zu machen? Die Nothwendigkeit hat uns in's Bockshorn gejagt.“

„Was zu machen? Operment in ihren Rauſch gießen! Sie ſind ja ſo ein Quackſalber, Bader oder Wunderdoktor! Iſt eine Staffel zum Himmel.“

„Pfui Teufel! So ein ſchneeweißer Kopf und ſo ein rabenſchwarzer Gedanke drin. Herr! wollen Sie etwas wiſſen? Ich danke dem Herrgott, daß Sie kein Wiener ſind; ſonſt könnt' ich alter Mann einen dummen Streich an Ihnen begehn für dieſen Höllengedanken.“

Der Buchhalter ſtand verdrießlich auf, griff nach dem Hut und ging fort. Anſelm, bekümmert um Joſephine, ſeinen Urenkel und die alte Schöllin, wollte ein Gleiches thun und ſich auf holländiſch empfehlen. Als er die Thüre aufklinken wollte, traf ihn gerade noch der Blick eines Chaffeurs, der

ſtink vom Stuhle aufſprang, ihn bei'm Arm ergriff und feſthielt. „Citoyen!“ rief er, „Burger! il faut rester, bleiben da. Vous êtes un brave chirurgien; vous resterez chez nous! Vive monsieur le chirurgien!“

Mit einem Seufzer, aber doch freundlich, that Anſelm Beſcheid. Der Dekreter hatte ſich zu des Wirths ſchöner Tochter geſchlichen, mit welcher er ein Liebesverhältniß unterhielt. Die feindliche Invaſion war ſtörend zwiſchen die Hoffnungen der Liebenden getreten, welche ſeit einem halben Jahre verlebt waren.

Indeſſen der Dekreter mit der Wirthstochter koſ'te und ſcherzte, hatte ſich mittlerweile der Geiſt der Trunkenheit ſein Recht zu verſchaffen gewußt. Die luſtigen Zecher waren auf jene Stufe des Rauſches gelangt, wo man den Geſang herbeizurufen pflegt, um ſich in ſeliger Selbſtvergeſſenheit, im überſchwenglichen Taumel höher emporzuſchrauben. Verſchiedene Lieder wurden vorgeſchlagen, wobei Gnadl, wie natürlich, wieder die Hauptrolle ſpielte und unerſchöpflich war, den Schatz ſeiner muſikaliſchen Kenntniſſe aufzuſchließen.

„Was meinen Sie, meine Herren?“ fragte er, „was halten Sie von einigen Geſängen aus dem

rudelnärrischen Kasperl-Stück: „Evakathel und Schnudi,“ oder „die Belagerung von Ypsilon?“ Oder von einem Hausmeisterlied? Nicht appellirt? Gut! ich will etwas davon vorschlagen, zum Beispiel:

„Es reiten drei Reuter auf der Regensburger Brücken;
Hat jeder ein braungebratenes Rostbratel auf'm Rücken — —“

oder, da fällt mir ein guter Gedanke ein — Sapperlot! ein französisches Nationallied, was den Herren gewiß gefallen wird:

„Auf der Brucke zu Paris,
Geht der Weg nach St. Denis.
Da sitzen die Bruder in Gloria,
Und trinken von solcher Materia....“

„Jetzt muß Einer zu trinken anfangen, das Glas auf einen Zug leeren, während die Andern singen:

Materi — Materi — Materi — Materi — Materi—a!“

„Eigentlich soll nämlich Madera dabei getrunken werden; der Grinzinger thut es aber auch, und dann stimmen Alle wieder an:

Bravo, Bravissimo!
So ist es recht!
Und noch ein Mal getrunken
Und noch ein Mal gezecht!“

„Das Lied ist vortrefflich, es kömmt zwar nicht von Paris, aber Paris kömmt doch darin vor und darum ist es ein französisches Lied; denn wenn es ein österreichisches wäre, so würde man nicht singen: „Paris,“ sondern „Steckerau,“ oder statt: „der pariser Brücke“ singen:

„Auf der hohen Brücke in Wien
Geht eine schöne Hausmeisterin.“

„u. s. w. — Oder was meinen Sie zu dem lieben Augustin? Oder wir könnten auch die Andacht zum heiligen Johann von Nepomuk singen, weil dieser Heilige vor Wasserschäden hilft, daher ihm der Wein nicht zuwider sein wird; das Lied ist in dieser Melodie:

„O Sankt Johann von Nepomucken,
Der du stehst auf Prager Brucken
Und hast müßen
Dein Leben büßen
Im Moldau-Flußen.“

Die Franzosen waren indessen gleichfalls warm geworden, angesteckt von Liedeslust. Verschiedene Gesänge strömten aus ihren Kehlen, je nachdem alte Erinnerungen wieder in ihnen erwachten. Einer von ihnen, ein alter steifer Republikaner aus der Schreckenszeit, schleuderte sein Glas mit Ingrimm

gegen die Decke, daß es in tauſend Scherben zerbrach. Seine Blicke flammten wie verderbende Blitze, ſein zerhacktes Geſicht ſchwoll blutroth an, als er mit Löwenſtimme anſtimmte:

„La mère Veto avait promis, (bis)
De faire égorger tout Paris; (bis)
Grâce à nos canonniers,
Son coup a manqué.
Dansons la carmagnole,
Vive le son, vive le son!
Dansons la carmagnole;
Vive le son
Du canon!“

Er wollte das wilde Mordlied wiederholen, aber ſein Kamerad fiel ihm in den Geſang, den Gaſſenhauer gurgelnd:

„Où peut on être mieux,
Qu'au sein de sa famille . . . .“

Der Terroriſt brüllte ſchnaubend dazwiſchen:

„Ah! ça ira, ça ira, ça ira, ça! — — —“
„La mère Veto avait promis . . . .“

Die guten friedlichen Wiener waren wie vom Blitz getroffen, als ſie die wüſten, unheimlichen Melodieen hörten, die rollenden, blutgierigen Augen der Sänger, ihre wüthenden Gebehrden, die Raſerei, die Berſerkerwuth gewahrten, von welchen die

rauhen, bärtigen Geſichter verzerrt waren. Es graute jenen Lebensluſtigen vor dieſer gräßlichen Begeiſterung, von der ſie in ihrer Unſchuld bis jetzt gar keinen Begriff hatten, obgleich ſie ſich die Revolutionsgräuel ſtets lebhaft genug gedachten. Jetzt ſtand ganz Paris in der Zeit ſeiner blutigſten Krämpfe vor ihren Augen. Sie ſahen einen gutherzigen, milden König vor ſeinen Richtern ſtehn, vor dem Auswurf eines Pöbels, deſſen Ideal Schamloſigkeit war; ſahen die blutigen Fäuſte in ſeinen Nacken gekrallt; ſahen die ſchöne Tochter ihrer Maria Thereſia, die durchlauchtige Erzherzogin von Öſterreich, über deren Abſchied Wien Trauer angelegt hatte, die reizende Königin von Frankreich, Maria Antoinette, in den letzten Tagen ihres Lebens von ihrem Sohn getrennt, auf das Blutgerüſt geſchleppt; ſahen das blutige königliche Haupt! Entſetzen lähmte die Herzen der Bürger von Wien, weckte ſie aus dem Taumel, in welchen die Überraſchung des Augenblicks ſie verſetzt hatte.

Da ſcholl es mächtig aus den franzöſiſchen Kehlen, uniſono, immer höher und höher anſchwellend, bald wie Ermuthigung, bald wie ſchmerzliche, ingrimmige Klage, bis endlich ein allgewaltiger Aus-

ruf alle Ahnungen und Beſtrebungen zur That zu reifen ſchien, bis mitten aus den kunſtloſen Wogen der Töne, aus dem ſtürmiſchen Meer ein Götterbild emporſtieg, wie eine gewappnete Anadyomene, in deren rechter Hand das Banner des Ruhmes flatterte, auf deren blankem Schild das Meduſenhaupt ſtarrte, jeden Gegner verſteinernd, der das neue Ritterthum der Freiheit zu bekämpfen wage. Das Lied trug, wie ein ſto'zes, üppiges Weib, Himmel und Hölle im Buſen, ſtrömte in jeden Pulsſchlag franzöſiſchen Blutes die geheimnißvolle Wunderessenz des Lebenstrankes, der alle Phiolen ſprengt. Das Lied war die Marſeillaiſe!

Die Wiener wurden dringend und drohend aufgefordert, in den Geſang einzuſtimmen, und als es ſchell:

„Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé;
Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé;“

da riß der ſchäumende Waldſtrom auch die ſchlichten friedlichen Bürger im Wirbel fort, denen noch vor ein paar Sekunden das Herz im Leibe erſtarrt war vor Gräuel und Abſcheu. Es war ihnen zu

Muthe, wie dem ſorgloſen Schiffer, deſſen Fahrzeug vom Strom einen ſtäubenden Fall hinabgeriſſen wird, daß ihm die Sinne vergehn vor Taumel, Wolluſt und Bangen. Sogar der k. k. Ingroſſiſt ließ ſeine Stimme erſchallen, eine Stimme, durch die man Löwen verjagen könnte; wie denn überhaupt der Hahn Löwen verjagt.

Der alte Anſelm war der einzige, der ſeinem Bewußtſein treu in den Zügel fiel; finſterer Ernſt lag auf ſeiner ehrwürdigen, vielbefurchteten Stirne. Er ſtand etwas abſeit von den Andern, hielt ſein Glas feſt in der auf dem Tiſche ruhenden linken Hand, während die rechte im Gilet ſteckte, als wollte ſie das hochklopfende Greiſenherz vor den Sirenenklängen behüten.

Und als nun im Geſang die Worte kamen:

„Entendez vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats!
Ils viennent jusque dans nos bras
Egorger nos fils et nos compagnes!“

da mußte ihm die wehmüthige Tonart in's Herz ſchneiden, eine Thräne trat in ſein Auge; er fühlte den Sinn der Klage. Dachte er an ſeinen Enkel oder an ſein Vaterland? —

Da donnerte im plötzlichen Aufschwung die Melodie zu den Worten:

„Aux armes, citoyens, formez vos bataillons!
Marchons, qu'un sang impur abreuve nos sillons!"

Er bewegte die Lippen, als ob er einstimmte in den brausenden Hall. Seine alte leise Stimme aber sang das Lied nicht mit, sang, im furchtbaren Überschwall ungehört verhallend, die einfach rührende vaterländische Weise:

„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Dann schwang er sein Glas und leerte es auf einen Zug. Seine Augen glänzten. —

Es war Nacht. Auf dem Josephsplatze standen zwei Männer vor dem herrlichen Standbild des unvergeßlichen Joseph. Der eine jener beiden Männer war der Franziskaner-Mönch Pater Polykarp, der von einem späten Krankenbesuche nach Hause ging: ein ächter Diener der Kirche, ein Tröster im Elend, ein Freund in der Noth; keiner jener feisten Müßiggänger, die das Volk wie einen Geldbeutel betrachten, aus dem die Habsucht unersättlich

ſchöpft; keiner jener unlautern Geſellen, die nicht ohne Grund mit geſenkten Häuptern umhergehen, weil ſie ihr Auge zum redlichen blauen Himmel emporzuheben ſcheuen; keiner jener ſchlauen Wuch'rer, die, wie ſchmutzige Juden, ſich bei den großen Herren in die geheimen Kabinette ſchleichen und mit den Sünden der Gewaltigen Mäkelei treiben. Leider wandeln ſie in der biedern Kaiſerſtadt zu Dutzenden von Palläſten zu Hütten, dieſe falſchen Propheten; ſtrecken ihre diebiſchen Hände nach dem Allerheiligſten aus, nach dem hochwürdigen Gut des Vertrauens; donnern von den entweihten Predigtſtühlen, daß dem erſchreckten Volke vor Bruderliebe und Fürſtentreue graut; ſpinnen und weben Trugſchlüſſe und Aberglauben als rieſige Netze; blaſen den Fürſten und Herren, die da gebieten, betäubenden Wahnſinn in's Ohr; kirren üppige Weiber und lüderliche Greiſe; beſolden die Knechte und verknechten die Herren. Du Gott der Wahrheit, warum läßt du dieſe ungeſtraft dein Ebenbild in den Schlamm zerren und entheiligen? Doch wir wollen nicht murren; deine Langmuth iſt groß und deine Großmuth lang. Du läßt ja jeden Morgen die Sonne aufgehen; wir wollen in der Nacht nicht verzagen.

„Vater Joseph!“ redete Pater Polykarp das ernste Standbild an, „Vater Joseph! du treuer Wächter, sieh' auf ein treues, hoffendes Herz herab, vergönne ihm, an deinem Angedenken, wie an einem Brunnen in der Wüste, zu rasten.“

„Was halten Sie von dem höchstseligen Kaiser?“ fragte ihn der andere Mann, der sich ihm genähert hatte, mit einer unsichern, ausholenden Stimme.

„Er war ein Mann!“ erwiederte Pater Polykarp; „er war ein ächter Gesalbter! Ihn salbte die Hand des Herrn mit der heiligsten Weihe, mit der Vernunft.“

„Wie?“ sprach der Andere, „Sie tragen dies Priestergewand und urtheilen so günstig von Joseph, der die Geistlichkeit tödtlich befehdete? Glauben Sie, daß ihn der Fluch der Geistlichkeit im Grabe ruhen läßt?“

„Die Liebe zu den Seinen,“ versetzte Polykarp mit Wärme, „läßt ihn nicht ruhn, der Feuereifer für die Herrschaft der Vernunft und Freiheit. O! ich sehe ihn noch vor mir, im Vollmaas seines Willens, seiner Begeisterung; lebendig sehe ich ihn vor mir, wie er die alten Fesseln der Ohnmacht entzweibricht. Sein Herz war ein Lichtgedanke, ein

Freudelächeln des Schöpfers! So hatte der Allvater gelächelt, als er sprach: es werde Licht! Käme Joseph jetzt in dieser nächtlichen Stunde, die Hände zum Segen ausgestreckt — das Andenken an ihn macht mich jung —, schritte er, wie er im Leben oft gethan, nächtlich durch die Straßen der Stadt, an die Thüren des Elends anpochend; welch' einen weiten Spielraum fände er für sein heiliges Lieblingsamt! Wien ist ein großer Kerker geworden, worein die Fremden als Schließer und Stöcker wandeln; er wäre wie der Engel des Lichtes, der den Apostel befreite. Ich glaube an Geister, mein Herr! und an eine Herrschaft der Geister; denn ich habe Joseph gesehn, einen starken, schützenden Geist; und so mag ich noch gern im Vorübergehn an seinem Denkmal weilen und mir dabei denken: sein edler Geist wandle noch immer, gerade jetzt, in der Zeit der Noth und Schmach, durch die Straßen seiner Kaiserstadt. Er kann jetzt nicht ruhn im Grabe; die Jammer und Seufzer müssen ihn wecken."

Er senkte das Haupt und die gefalteten Hände und schwieg sinnend, zu Boden starrend. Kriegerische Gesänge einer nahenden Menge weckten ihn; er sah sich nach seinem Gesellschafter um, der die

einſylbigen Fragen an ihn geſtellt hatte. Der Mann war nirgends zu ſehn. Sollte es einer jener zahlreichen Mouchards geweſen ſein, welche ſich in Engel des Lichtes, in honette Leute verkleiden? — Pater Polykarp ſann hin und wieder, dann gedachte er wieder der letzten Frage des Mannes, der ernſten, ehrwürdigen Stimme. Er fühlte ſich ſeltſam aufgeregt; die Stimme des Mannes, deſſen Antlitz er nicht geſchaut, kam ihm bekannt vor; deutlich klang ſie ja noch in ſeinen Ohren. Sie klang faſt wie Joſeph's Stimme. — — —

Indeſſen war die lärmende Menge näher gekommen: es waren Franzoſen, die nach ihren Kantonirungen in die Mariahilfer Vorſtadt heimkehrten. Zwei Landsleute waren in ihrer Mitte, Schmalzl und Anſelm. Als ſie des wackeren Pater Polykarp gewahr wurden, riefen ſie ihn an und baten ihn, ihren Anverwandten über ihren Aufenthalt Nachricht zu geben. Die Franzoſen hatten den guten Dekreter als Kopfkünſtler und den alten Anſelm zur Pflege eines verwundeten Kameraden mitgenommen. Anſelm's bekannte groſſe Erfahrung in der Wundarzneikunde, ſo wie die Rechtſchaffenheit und Menſchenfreundlichkeit, die auf ſeinem Antlitz klar aus-

geprägt lag, hatte ihnen unbedingtes Vertrauen eingeflößt. Schmalzl, deſſen gewandtes Benehmen und Flinkheit ihnen wohlgefiel, durfte ſich gleichfalls nicht kränken, als ſie ihn in übermüthiger Weinlaune zum Haarmeiſter der Compagnie feierlichſt ernannten.

III.

Das Kaffeehaus. — Die Wanderung durch die Stadt. — Polizei.

„Appert!“ rief Gnadl mit einer wahren Stentorsſtimme zu einem rieſenmäßigen Windhund, den er ſeit kurzer Zeit als Penſionär in ſein Hunderziehungsinſtitut aufgenommen. Der Hund, ſo hoch wie das Billard, neben welchem er ſtand, ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen; holte den gelben Ballen, den ſein Herr ſo eben in ein Eckloch gejagt hatte, mit ſeiner Schnauze aus dem unglückſeligen Eckloch und überbrachte ihn, wie ein geſchäftiger Marqueur, ſeinem Herrn, über deſſen Geſicht ein Schimmer von Verklärung ausgegoſſen war. Der zweibeinige Marqueur ſtemmte ſich mit beiden Händen auf den Fangſteck, und riß, in ſtummer und dummer Be-

wunderung, den Mund ſperrangelweit auf. Er ſah ungefähr aus wie eine Salzſäule, mindeſtens wie ein Salzſtock aus dem Salzgries. „Gnadl!“ rief der Fabrikant, welcher mit ihm ſpielte, „Gnadl, Sie ſind ein Genie!“ Er warf den Billardſtecken auf das Billard hin. „Sagen Sie doch, in's Teufelsnamen, wie Sie den Beſtien die Vernunft beibringen! Am Ende lehren Sie ihnen noch marquiren, und — hol' mich der oder jener (wer halt einen Guſto auf mich hat) — ich wette ein Fünfguldenſcheinl, daß Einem der Hund auch noch eine Taſſe Kaffee bringt, wenn man's haben will!“

„Ja, das iſt ſo eine kurioſe Geſchichte!“ erwiederte Gnadl, ſich die Hände reibend; — — „'s iſt famös, wie weit ich es in der Bildung dieſer Beſtien ſchon gebracht habe! Wiſſen Sie, daß ich mein Erziehungsinſtitut erſt ſeit Kurzem, ſeit ein Paar Tagen eröffnet habe? Hören Sie, es iſt ſchade, daß ich nicht bei der Univerſität angeſtellt bin. — 's iſt freilich wahr, daß ich meine jungen Leute alle nur durch die Aufklärung ſo zur Raiſon bringe; aber was macht es denn, wenn ſie auch ein Bischen aufbegehren? Ja, mein Pariſerl! — — wiſſen Sie! das iſt ein himmliſcher Stich, daß ich

den Hund so genannt habe. Ich versichere Sie, es gibt eigentlich gar kein besseres Leben, als was man so ein Hundeleben heißt, besonders wenn man, wie ich, eine wahre Hundenatur ist. Ich habe es schon tausend Mal bereut, daß ich kein Hund geworden bin. Sagen Sie selbst, hat denn ein Mensch ein besseres Leben, als ein Hund? Und wenn man schon von Anfang her ein Hund ist, kann man gewiß nie auf den Hund kommen. O! ich versichere Sie, so ein Hund hat auch sein Gefühl und oft mehr Verstand, als ein Mensch. Wenn ich meinem Hund die Cour mache, so weiß er recht gut, warum ich's thue; das ist sein Verstand! Und wenn ich ihm Prügel gebe, so spürt er es gewiß; sehen Sie, das ist sein Gefühl: Wenn ich meinen Pariserl frage: „Pariserl, bist du ein schlechter Kerl?“ so denkt er gewiß: nein! Denn wissen Sie, so eine Zumuthung beleidigt ihn. Apropos! und was ist denn zum Beispiel für ein Unterschied zwischen einem Hund und einem Sachsen? *) Gar keiner; denn

*) Die Ausfälle der Wiener gegen Sachsen und Norddeutsche überhaupt, wie ihre Witzworte gegen andere deutsche Stamme sind charakteristisch. Der Verfasser dieser Nationalbilder ver-

beide tragen den Schweif hinten. O! ſehen Sie ein Mal durch's Fenßer, da kommen gerade ſolche Hungerleider; wenn man den Wolf nennt — — O da müſſen wir ſie papierlen *), wir müſſen ihnen etwas anhängen, wir müſſen ſie ein Bischen hetzen. Was! wenn der Stuwer jetzt da wäre, der würde aus ihren Zöpfen Raketten machen. Hören Sie, wir müſſen mit ihnen Komödie ſpielen. — Apropos! wiſſen Sie, Herr von Flanell, was wir den Sachſen anthun wollen? — Na, Sie ſollen ſehen, daß ein Pudelnegoziant einen pudelnärriſchen Streich ſpielt. Gibt es denn noch etwas Lächerlicheres, als ſo einen ſächſiſchen Quartiermachersgeſellen? Jetzt kommen dieſe Wenigen; Gott ſtehe uns bei, wenn wir erſt die ganze Nation über dem Halſe haben!" —

„Fidibus!" rief der Herr von Flanell, der Fabrikant, der mit Gnadl Billard geſpielt hatte. Der

---

wahret ſich jedoch feierlich gegen die Zumuthung, als ſey jene Abneigung, welche er dem luſtigen Wiener in den Mund legt, ſein eigenes Glaubensbekenntniß.

*) Zum Beſten haben.

Marqueur ſtand noch immer wie ein Ölgötze da und ſtarrte, ohne den Befehl zu hören, bald den Wunderhund, der ihm in's Handwerk pfuſchte, bald die Sachſen an, welche in lächerlicher, altfränkiſcher Tracht zur Thüre hereintraten, in langen rothen Röcken, deren grüne Schöße umgeſchlagen aufgeheftet waren, mit langen Zöpfen à la Frédéric le grand und dreieckigen Hütchen auf dem Kopfe, welche eher das Anſehen von Schmelztiegeln hatten.

„Das iſt hundedumm!“ brummte der Marqueur den Sachſen in's Antlitz; ſie wären beinahe über ſeinen weitvorgehaltenen Fangſtecken geſtolpert — der Marqueur meinte den Hund. „Wenn jeder Hund heut zu Tage Marqueur werden kann,“ helferte der Marqueur ferner, „ſo ſpringe ich am Schanzel in's Waſſer, wie ein Pudel! Ein Windhund als Marqueur! Das ſoll wahrſcheinlich ein Stich ſein, um anzuzeigen, daß ein Marqueur eigentlich geſchwind ſein muß wie der Wind; na! und ich frage Jemand, ob ich nicht geſchwind bin, wie der Wind am Stephansplatz . . . .“

„Fidibus!“ ſchrie der Fabrikant zum zweiten Male. Die Sachſen hatten ſich an ein rundes Tiſchchen geſetzt, ſteckten die Köpfe zuſammen und

kommandirten mit demüthiger Stimme, Kaffee herzubringen. Der pfiffige Marqueur fuhr, in seine Gedankenlosigkeit vertieft, also in seinem Selbstgespräch fort:

„Was geht mir denn ab, daß mich so ein Hund ausstechen soll? Bin ich nicht ein bildsauberer Kerl? Freilich ist es wahr, daß ich eine Ähnlichkeit mit dem Windhund habe, nämlich die Magerkeit; aber das kommt blos daher, weil mir mein Herr nichts zu essen gibt, und also ist die Magerkeit bei mir kein organischer Fehler. Weiter: der Hund ist eine gescheidte Person, ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen; er hat eine gute Nase und ich rieche auch schon von weitem den Braten, wenn mir ein Gast durchgehen will. Nur eine Unähnlichkeit hat der Hund vor mir voraus, und das ist sein eigener Profit: Ich muß Acht geben, wenn sich Einer verläuft, und der Hund verläuft sich, ohne daß man Acht gibt, gerade weil man nicht Acht gibt. Was? ich will nicht, daß der Hund etwas vor mir voraus hat! Ich halte es nicht länger mehr aus; ich gehe durch. Es ist ohnehin ein Durchhaus hier in der Nähe; ich muß durchaus ein Durchhaus durchgehen. Ich thu's; denn ich

bin ein verfluchter Pfiffikus, — so sagen wenigstens die Leute."

„Der Marqueur ist doch ein Esel wie kein zweiter," wetterte gerade Gnadl, als er bemerkte, daß der dicke Fabrikant zum dritten Male vergebens nach einem Fidibus rief. Gnadl wollte dem reichen Mann seine Ergebenheit beweisen und selbst einen herbeischaffen; doch der Herr von Flanell hielt ihn mit einer vornehmen Miene zurück, und sprach, die Wangen aufblasend: „Lassen Sie das, mein lieber Gnadl! Zum Glück fällt mir gerade ein, daß ich Fidibus bei mir habe." Er zog seine Brieftasche aus dem Rock, nahm einen Einlösungsschein von fünf Gulden heraus, und legte ihn als Fidibus zusammen.

„Bomben und Crovaten!" rief Gnadl, vom Stuhle auffahrend, „das ist ein theurer Fidibus! So ein Feuerwerk ist noch theurer, als eins im Prater. Aber wissen Sie, was ich thun will, um das hübsche Papier zu erhalten?"

„Nun, das wird was Rechtes sein!" versetzte der geldstolze Fabrikant. „Ein wiener Fabrikant wird doch noch so viel aufbringen, um einen Fünfguldentabak rauchen zu können! Wie wollen Sie

es denn anfangen, damit das Scheinel nicht verbrennt?“

„Wie gesagt,“ erwiederte Gnadl; „ich gebe es für ein Feuerwerk aus, und bitte den Stuwer, daß er seine schwarze Tafel aushängt; dann regnet's gewiß. Überdieß haben Sie ja noch kein Feuer! Geben Sie den Fidibus her, ich will Ihnen denselben in der Küche anzünden.“

„Meinethalben,“ sprach der Fabrikant gähnend; „wenn Sie meinen Bedienten machen wollen, so thun Sie's!“

Wer war schneller, als Gnadl? Wie der Wind flog er in die Küche, und kam mit einem hochflammenden Fidibus zurück. — Als er in der Mitte des Zimmers war, warf er den abgebrannten Fidibus mit dem Rufe zu Boden: „Verflucht! da verbrenne ich mir die Finger um fünf Gulden.“ — Er zerrieb die Asche mit dem Fuße, näherte sich dann dem Fabrikanten und sprach: „Herr von Flanell! die Fünfguldenscheine haben ein gar schlechtes Papier und sind zu klein. Sie brennen eher ab, als man an Ort und Stelle kömmt. Wollen Sie

nicht einen Zehner*) probiren; der wird etwas länger seyn, glaube ich.“

Der eitle Fabrikant griff mit nobler Miene in seine Brieftasche und überreichte Gnadl den Einlösungsschein. Gnadl machte damit dasselbe Manoeuver, wie früher, und kam dann, um — zu berichten, daß der Zehner noch nicht lang genug gewesen sei. Dem Fabrikanten wurde es jetzt doch etwas zu arg, und er erwiederte ihm auf die weitere Anfrage: „Man könnte es zur Abwechslung noch ein Mal wieder mit anderm Papier probiren.“

„Nun, geniren Sie sich nicht!“ sprach Gnadl hierauf gutmüthig und treuherzig. „Haben Sie vielleicht kein Papiergeld mehr bei sich? Das macht nichts aus; geben Sie mir's in Zwanzigern.“ — In demselben Augenblicke fühlte er, daß er sich verrathen hatte und schnell lenkte er wieder pfiffig ein. — „Ja, wenn Sie kein Papiergeld mehr haben, geben Sie mir nur Zwanziger; ich lasse sie in Papiergeld umwechseln, und dann können sie immer wieder ihren Spaß am Fidibus haben.“

„'s ist nicht nothwendig!“ erwiederte der Fa-

*) Einlösungsschein von 10 fl.

brikant lachend, und Gnadl eilte, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, ihm dienſtbefliſſen einen andern Fidibus zu bringen. „So leicht habe ich ſeit lange keine fünfzehn Gulden verdient,“ dachte er, indem er ihm einen wahren Rieſenfidibus überreichte. —

Wenn ich nun die Ballen mit dem Maul aus den Löchern holen müßte,“ philoſophirte noch immer der von Bewunderung beſeſſene Marqueur; — „ſo würde ich gewiß dieſen meinen Fangſtecken nicht brauchen, obgleich ich ſchändlicher Weiſe dann nicht blos ein Windſpiel, ſondern auch ein Fanghund wäre, ſo ein Beſt, welches in ſeinem eignen Dach und Fach legirt. Ach! und es wäre doch nicht ſo übel, ein Hausherr zu ſeyn.“

Inzwiſchen hatte Gnadl, zum großen Spaß des reichen Fabrikanten und der andern ſtändigen Billardgäſte ſich an die Sachſen gemacht, welche durch ihr altväteriſches Ausſehen allgemeines Lachen erregten. „Haben Sie ſchon die Merkwürdigkeiten der Kaiſerſtadt geſehen?“ fragte er den einen derſelben, der ſich auch gleich gutmüthig zu ihm wendete und antwortete: „Ach ne, lieber Herr! Sagen Sie doch 'Mal, was gibt es denn nu ſo eigentlich

hier zu ſehen?“ — „Allerlei!“ erwiederte Gnadlgeſchäftig; „da iſt erſtens unſer alter Steffel.“ —

„Sagen Sie nun 'Mal, wer iſt dieſer Herr? Iſt er ein Gelehrter, ein Hofrath? Gibt er Thee?“

„Nein, aber er hätte bald welchen bekommen!*) — Er ſteht auch nicht auf dem Hof, ſondern blos auf dem Stephansfreihof, nicht weit von der Brandſtatt, Biſchofgaſſe, Schulerſtraße und dem Deutſchen Haus.“

„Deutſches Haus? — Was iſt das für ein Haus? Ein Verein zur Beförderung deutſchen Sinnes, deutſcher Sprache?“

„Warum nicht gar! es iſt blos eine Antiquität. Wir haben das Haus Öſterreich, da brauchen wir kein anderes.“

„In welcher Straße liegt das Haus Öſterreich?“

„Verzeihen Sie, das iſt eine dumme Frage. Nun! weil Sie's aber wiſſen wollen, will ich's Ihnen expliciren. Gehen Sie immer auf dem graden Weg und Sie werden das Haus Öſterreich gewiß finden. Es iſt ein altes fideles Haus, iſt noch gut gebaut, zwar nicht ſo voll Fenſter, wie die

*) „Den Thee kriegen,“ öſterreichiſcher Provinzialismus, ſtatt: „übel dran ſein.“

neuen Häuſer, die eher einer Laterne gleich ſehen und oft zum Umblaſen leicht ſind, aber es hat doch Licht genug; denn, wiſſen Sie, es hat einen groſſen Hof, der kein anderes Dach hat, als das Firmament, und eine Lampe, die nie auslöſcht, nämlich die Sonne. Um den Hof herum iſt das Haus gebaut, hat auch keine Fenſter nach außen, ſondern alle nach innen zu, gegen den Hof; von da aus bekommt es jeden Morgen ſeinen Sonnenſchein. Und, wiſſen Sie: ich finde dies eine ſehr gute, vernünftige Einrichtung; denn wenn man die Fenſter gegen den Hof zu hat, ſo genirt Einem der Lärm außen auf der Straße oder auf dem Markte nicht, man lebt viel ruhiger. In der Mitte dieſes Hofes ſteht ein uralter Baum, es wachſen Reinetten d'rauf, — nein, ich habe mich geirrt; Kaiſerbirnen wachſen d'rauf. Das iſt ein Baum, ſage ich, der nirgends mehr ſeines Gleichen findet; hat Äſte, die ausgeben, und Früchte, die der Herr Gott eigens erſchaffen hat. Weiter iſt in dem Hof ein alter Brunnen, der niemals zufriert, auch bei der ſtrengſten Kälte nicht. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen, wenn Sie ein Wiener wären, werden Sie mich — mein' ich — wohl verſtehen; wenn

Ihnen aber das Bild zu hoch ist, will ich's Ihnen expliciren: der frische Brunnen, der nie zufriert, auch in der strengsten Zeit, das ist unsere Anhänglichkeit. Weiter sind ringsherum in dem Hof — wissen Sie? an den Grundmauern und Pfeilern des Hauses Österreich — eine Menge von Obstbäumen und Stauden angepflanzt, daran wachsen die bekannten wiener Früchtel. Vor allen kommen die Stachelbeeren besonders gut fort. *) Drinnen aber im Haus Österreich ist das ewige Leben, und hängt der Himmel voll Fortepianos und Geigen, worauf Walzer gespielt werden; da wird geschafft und gekocht und die ganze Welt ist eingeladen. Über dem Speisesaal stehen die fünf Selbstlaute „A E I O U." Das soll ein alter Kaiser haben hinschreiben lassen; und die Schriftgelehrten legen es so aus: „An Ehren ist Österreich unbegränzt." Ich glaube aber, der alte Kaiser hat sich ganz etwas anders dabei gedacht. Nämlich: damit, daß er blos die fünf Selbstlaute hinsetzen ließ, wollte er sagen: Österreich ist sich selbst genug, es ist selber ein Selbstlaut; man braucht es nur zu nennen, ohne

*) „Fortkommen," statt „gedeihen."

einen andern fremden Laut hinzuzugeben, ſo verſteht man doch gleich, was es heißt und was es gilt. Bei einem Mitlaut iſt's freilich anders; da muß man oft ein ganzes Wort dazuſetzen, zum Beiſpiel: „Rhein-Bund!“ bis man ſo einen Mitlaut verſtehen lernt. — Mitlaut, Mißlaut, Mitleid! das kommt auf Eines heraus. — O Haus Öſterreich! — du gutes, altes, ſtarkes Haus, aus dir möchte ich nicht ausziehen, wenn ich geſteigert würde; in deinen Kellern liegt genug köſtlicher Wein, der dir niemals mangelt, obgleich du Jedermann reinen Wein einſchenkſt, wenn auch keinen Rheinwein. Ja, meine Herren Sachſen! wiſſen Sie jetzt, was das Haus Öſterreich iſt? Gott erhalte das Haus Öſterreich für ewige Zeiten und die Hausherrn natürlich auch. Im Haus Öſterreich wird nicht geknauſert oder Hunger gelitten, nicht geſpart und gedürſtet, nicht geleckt, ſondern geſchmeckt. Vivat! Ich weiß freilich, daß Hungerleiden in andern Ländern Sitte iſt, aber dabei kann man doch nicht ſagen: ländlich ſittlich; denn das Hungerleiden iſt unmoraliſch oder unſittlich, alſo: ländlich unſittlich! Stellen Sie ſich vor, es gibt 'Mal ein Land, wo die Leute Kaffee mit „Sahne“ trinken. Nun frage ich Sie als

ehrliche Leute, könnten ſie nicht eben ſo gut ſagen: Kaffee mit „Obers?“ — Sohne! Sahne! Das iſt ſo ein abgeſchmacktes Wort, das hat gar keine Haut! Und Sie werden mir doch eingeſtehen, daß ein gutes Obers ſeine Haut haben muß. — Aber was thun die gewiſſen Leute, in dem gewiſſen Lande, wo die hübſchen Mädchen wachſen, noch weiter? Hören Sie? Kaffee wird dort wie Waſſer getrunken, d. h. der Kaffee wird nicht ſtatt des Waſſers getrunken, ſondern man trinkt Waſſer ſtatt des Kaffee's, ſo ein warmes, braunes, bittres Waſſer, was man dort zu Lande Kaffee heißt. Was thut man aber, um bei dem bittern Getränk doch etwas Süßes im Mund zu haben, und doch nicht viel Geld für Süßigkeiten auszugeben? Denn, wiſſen Sie, der Grund, warum die Leute dort Hunger leiden, iſt kein andrer, als weil ſie kein Geld haben. Nun will ich Ihnen zeigen, wie man in dem gewiſſen Lande Kaffee trinkt.“

Der geſchwätzige, von Übermuth ſprudelnde Gnadl zog mit größter Schnelligkeit ein Stück Bindfaden aus der Taſche, nahm eben ſo raſch ein bedeutendes Stück Zucker aus der auf dem Tiſch ſtehenden Zuckerdoſe, band den Zucker an den Bindfaden,

ſchob mit geſchickter Behendigkeit ein Paar kaffeetrinkende Sachſen bei Seite, ſprang auf den Tiſch, um welchen ſie mit vieler Zierlichkeit ſaßen, und ließ das Stück Zucker am Bindfaden wie einen Uhrpendel über ihren Lippen ſchweben. „Stellen Sie ſich vor," ſprach er dann mit ſchlauer Artigkeit: „Sie, meine Herren, wären Hungerleider und ich wäre ein Nagel, und dieſes Stück Zucker hinge am Nagel, und dieſer Kaffee, den ſie hier trinken, wäre nicht blos ein ſchlechter Cichorien-Kaffee, ſondern ein noch viel ſchlechteres Getränk ohne Cichorien und ohne Kaffee. Nun geben Sie Acht! Stellen Sie die bewußten Leute vor, und thun Sie, als ob der Kaffee nicht ſüß genug wäre. Nun bemühen Sie ſich gefälligſt, Einer nach dem Andern, Ihre wertheſten Mündungen — (das habe ich ſehr gut geſagt) nun! — verſtehen Sie mich nicht? — (ach, das iſt infam gut!) Ihre wertheſten Mündungen.... nun Ihre Lippen und Zungen zu dieſem Stück Zukker, koſten gefälligſt ein Bischen daran und ſchlukken dann eine Portion dieſer braunen Medizin, — ich meine den Kaffee, — hinab. So macht man's in — in dem gewiſſen Lande."

Die Sachſen ſchienen die thätliche Darſtellung

dieſes volksthümlichen Schimpfwitzes nicht gutmüthig hinzunehmen; ſie fuhren ingrimmig von den Stühlen auf, ſchlugen mit geballten Fäuſten auf den Tiſch und hätten ohne Zweifel dem zitternden unbeſonnenen Witzbold übel mitgeſpielt, wenn nicht der treue Windhund, der neumodiſche Marqueur, Pariſerl, ſeinen Herrn durch einen Genieſtreich aus der Klemme gezogen hätte. Der Fabrikant hielt ſich den Bauch vor Lachen, als Pariſerl, der bisher lauernd die ganz mimiſch-declamatoriſche Darſtellung ſeines Herrn und Lehrmeiſters mit angeſehen, mit einem salto mortale über die Achſeln der ſorgloſen zornerhitzten Sachſen nach dem Stückchen Zucker haſchte und daſſelbe ſammt dem Bindfaden aus ſeines Herrn Händen riß. Gnadl kam in ſeiner gefährlichen Situation aus dem Gleichgewicht, ſprang ſchnell vom Tiſch, und warf in der Eile ein Paar Taſſen herab.

„Nun da haben Sie's!“ rief er, ſich raſch beſinnend. „Sie hätten mir bald meine ſchönen Beinkleider beſchmutzt; Sie haben in der Confuſion die Taſſen herabgeworfen. Und was ſagen Sie zu dieſem Hund? He! hab' ich ihn nicht dreſſirt? Ich

gehe mit ihm zum Theater; wir laſſen uns engagiren."

„Verfluchtes Kerlchen," ſchrieen die Sachſen, — „So ſoll ihn doch das Donnerwetter in zehntauſend Stücke zerſchlagen! — Es iſt Beleidigung da! ne, es iſt Beleidigung! das iſt 'Mal Beleidigung, und wir wollen das Kerlchen neunundzwanzig Mal aufſpeiſen auf Butterbemmchen."

„Meine Herren!" erwiederte Gnadl mit der ernſthafteſten Miene von der Welt, — „wo iſt Beleidigung?"

„Da iſt Beleidigung!" wetterten die Sachſen. „Auf uns iſt 'Mal Beleidigung. — Er hat uns geſchimpft; Er hat uns verkleinert; Er hat uns verſüßt! Ne! das iſt 'Mal Beleidigung!"

„Meine Herren!" verſetzte Gnadl ſich aufgebracht ſtellend, „jetzt beleidigen Sie mich, indem Sie mir ſo eine Beleidigung zutrauen. Sprach ich von Sachſen? Wachſen in Sachſen auch hübſche Mädchen? Ich dachte nicht daran. Ich habe noch keine hübſche Sächſin geſehen. Was das Übrige betrifft, ſo müſſen Sie verſtehen, daß ich, wenn ich von Hungerleiden ſprach, an die Windhunde dachte, nicht an die Windbeutel .... die Pariſer, ſondern

an meinen Windhund, den Pariſerl! Haben Sie vielleicht die Windhunde auf ſich bezogen? Thut mir leid; aber ich kann nichts dafür. Kurz, meine Herren! Sie haben mich beleidigt, und ich bitte mir Satisfaction aus; Satisfaction! Satisfaction!"

Der Zorn, der in ſeinem drolligen Geſichte auflederte, ſchien den verdutzten Sachſen ſo natürlich, daß ſie kein Wort aus der Kehle zu ſtottern vermochten, ſondern ſtill beſcheiden ihre Zeche bezahlten und ſich fertig machten, das ominöſe Kaffeehaus zu verlaſſen.

Gnadl beobachtete eine lange ernſte Pauſe, dann näherte er ſich den Sachſen, tippte einen von ihnen auf die Schulter und ſprach mit einer Art von noblen Herablaſſung zu allen:

„Meine Herren! ich verzeihe Ihnen. Ich bin ſchon wieder verſöhnt. Ich weiß, daß es eine meiner ſchlechten Eigenſchaften iſt, daß ich gar ſo ein guter Kerl bin; allein, wer kann für ſeine Natur? Wie geſagt — ich verzeihe Ihnen. Ich will Sie ſogar in der Stadt herumführen, will Ihnen die Merkwürdigkeiten zeigen, will Sie in's Theater bringen; kurz! Sie ſollen ſehen, wie ſich ein Wiener gegen ſeine Feinde benimmt."

Mit dieſen Worten hing ſich Gnadl mit der Miene des gutmüthigſten Bonvivants von der Welt an die Sachſen, welche nicht wußten, wie ihnen geſchah, und Alles über ſich ergehen ließen. Lachend und ſchwätzend führte er ſie zur Thüre hinaus und vergaß dabei, ſeine verlorenen Billardpartieen zu bezahlen.

Der melancholiſche Marqueur ſtand noch immer mit derſelben unveränderten Miene an ſeinen Fangſtecken gelehnt und ſtarrte ſeinem vierfüßigen Nebenbuhler nach, welcher gravitätiſch hinter den Sachſen zur Thüre hinaus ſchlich und ſich in ſeinem einfältigen Hundsverſtand mit den langen ſchwanzartigen Zöpfen der fremden Gäſte allerlei zu ſchaffen machte.

„Zucker frißt er auch!“ ſprach der Marqueur, ſeine überſtrömende Bewunderung in Worte kleidend.

Die Sachſen hatten mit ihrem neuen Cicerone eine Wanderung durch die innere Stadt angetreten, um alle Merkwürdigkeiten derſelben kennen zu lernen. Als ſie zum kärnthner Thor hereinwandelten, wurde Gnadl's Begleitern etwas ſchwindlich. „Ach

was gibt es hier viele Leute!“ — „Ach du mein Däuschen, wie viele Leute!“ sprachen sie unter einander.

„Und wie viele Menschen darunter,“ fiel ihnen Gnadl in's Wort; „in der einen Straße gibt es mehr Menschen, als in manchen ganzen Ländern Leute. Ja, liebe Leutchen, das ist ein Leben! Nun, wir wollen uns gleich etwas links halten, sonst ersticken Sie mich noch — wollte sagen, sonst ersticken Sie mir noch; oder wie spricht man es eigentlich aus? Sagt man im Hochdeutschen: Geben Sie mich einen Zwanziger, oder: Nehmen Sie mir einen Gulden. — Wir wollen gleich in die Augustinerkirche gehen, und das Grabmaal der Herzogin Christine anschauen; es ist von einem Welschen, dessen Namen ich vergessen habe. Die welschen Namen sind fast noch schwerer auszusprechen, als die böhmischen, und bei den böhmischen kegelt man sich die Zunge aus *). Ich kann zwar auch ein Bischen böhmisch: „Doje heske dopscheda!“ das heißt auf deutsch ungefähr mit andern Worten: „Hast ihn gesehn, wirst ihn auch nicht sehn **). Die böh-

*) „Auskegeln.“ Provinzialismus statt: „verstauchen.“

**) Wiener Sprichwort, bedeutet: „Es ist rasch um die Ecke.

miſche Sprache iſt ein Teufelsding, ſo kurz, ſo bündig; mit einem einzigen Wort kann man ganze Tage lang auskommen *), wenn man nämlich grade nicht mehr kennt, z. B. ich ſage: „Bowidl **),“ ſo heißt das auf gut wieneriſch: „Mein guter Freund, Sie haben ein Geſicht, wie aus dem Schmalz gebacken, und ſind blau angelaufen wie eine Zwetſchke. Ich werde mir die Freiheit nehmen, nächſtens auf einen Löffel Suppe und einen Kalbsſchlägel zu Ihnen zu kommen; ſagen Sie nur wann, denn ich mache mir ein Vergnügen daraus, und es iſt mir heute lieber als morgen.“ Sehen Sie, das liegt Alles in dem einzigen Wort „Bowidl.“ — Das iſt eine Sprache, kurz wie die Blumenſprache, in welcher die Türken und Katzen reden. Mit einem einzigen böhmiſchen Wort kann man eine ganze Geſellſchaft beleidigen, und es iſt doch ein ganz unſchuldiges Wort — man kann es auch eſſen, — man braucht nämlich blos zu ſagen: „böhmiſche Dalken.“ ***)

---

*) Ausreichen.

**) Böhmiſche Nationalſpeiſe, eine Art Gebäck mit Zwetſchken-Muß.

***) Böhmiſche Nationalſpeiſe; Dalk heißt übrigens im wieneriſchen Sprachgebrauch ſo viel als Tropf.

Die Fremden und ihr Cicerone waren in die ehrwürdige Auguſtinerkirche eingetreten und ſtanden vor Canova's herrlichem Werk, dem Grabmaal der Erzherzogin Chriſtina, Gattin des Erzherzogs Albert von Sachſen-Teſchen. „Wiſſen Sie, was dies alles iſt,“ fragte Gnadl, „was Sie hier ſehen?“

„Ne, ne, Männchen! Erklären Sie 'Mal!“ erwiederten die Sachſen.

„Das will ich Ihnen ſagen,“ ſprach Gnadl mit ſchnellbereiter Zunge. „Sehen Sie, meine Herren, das ſind lauter arme, ſteinarme Leute, die hier über die Stiege hinaufgehen; ſie haben es, beſonders die Mannsbilder, noch gar nicht bis zu Hoſen gebracht, und der junge Menſch auf der andern Seite iſt ein Genie. Wiſſen Sie, was ein Genie iſt? Ein Genie, das iſt ein Menſch von Talenten; dieſes Genie nun iſt das Talent des Lebens, und iſt vor Schmerz ganz weg, obſchon man ihn ſieht, — wiſſen Sie, — er drückt aus, wie ein ſchmerzhaftes Gemüth niedergedrückt iſt. Und der faule Löwe an ſeiner Seite der will bedeuten, daß der Menſch in ſeinem Schmerz eigentlich ein reißendes Thier wird — und faul auch, und daß der Schmerz ſelbſt ein reißendes Thier rheumatiſch macht, und das iſt wahr; denn wenn

ich z. B. ſtürbe, mein Pariſerl und meine andern Schüler könnten gar nicht leben vor Betrübniß. Und den armen Leuten dort geht's auch ſo; und beſonders miſerabel iſt der blinde Greis, der nicht ſehen kann. — Schau'n Sie, ich begreife eigentlich auch nicht, wie denn die andern Perſonen ſehen können; denn ſie haben ja doch eigentlich auch keine Augen. Das iſt eine traurige Geſchichte."

„Sagen Sie doch 'Mal, wo gehen denn aber alle jene Kläger eigentlich hin?"

„Was, Kläger? Es ſind weder Kläger, noch Beklagte. Oder iſt Ihnen auch das nicht recht? Auch das finden Sie beklagenswerth!"

„Wohin die Leidträger durch die dunkle Pforte hingehen? fragen wir."

„Fragen Sie's ſelber; ich weiß es nicht."

„Nun, der Künſtler wird doch es gewußt haben, und ſo wird wohl des Künſtlers Anſicht auch in's Volk gekommen ſein."

„Verzeihen Sie, das ſoll ein Stich ſein, weil ich auch ein Künſtler bin, ein Hundekünſtler."

„Wir ſprechen von dem Meiſter..."

„Das hoffe ich... Oder meinen Sie wohl gar, ſo ein Werk hätte ein Lehrjunge gemacht?"

„Gut! aber des Künſtlers eigene Idee? Die Ausführung iſt recht ſchön, ganz göttlich, aber die Idee des Werks iſt uns durchaus nicht klar; es muß doch eine Idee zu Grunde liegen.“

„Verzeihen Sie! bei uns zu Lande legt man Geld in den Grundſtein und keine Idee. Das iſt kurios, daß Sie juſt eine Idee haben wollen. Iſt eine Idee etwas zu Eſſen? Oder glauben Sie, Ihnen zu lieb wird der welſche Bildhauer eine Idee gehabt haben? Es thut's ſo auch.“

Die Sachſen entſetzten ſich in's geheim über die rohe Ketzerei des Hundekünſtlers, verließen dann die Kirche und folgten ihrem Cicerone auf den Mehlmarkt, wo ſie bewundernd vor Donner's ſchönen Brunnen ſtanden. „Von wem iſt dieſer ſchöne Brunnen gegoſſen?“ fragten ſie.

„Verzeihen Sie,“ verſetzte Gnadl, „das iſt eine dumme Frage. Ein Brunnen wird nie gegoſſen, ein Brunnen ergießt ſich immer ſelbſt. Ja, wenn Sie noch gefragt hätten, wer die ſchönen Figuren gegoſſen hat!“

„Alſo die Figuren?“

„Wer ſie gegoſſen hat? Warten Sie ein wenig, es iſt 'was von einem Gewitter in dem Namen.“

„Sturm?“

„Warum nicht gar!“

„Hagel?“

„Gott behüte! — Wahrhaftig, was Namen betrifft, da bin ich blitzhageldumm.“

„Also vielleicht Blitz?“

„Nein, nein, nein! Mir fällt es ein — Professor Donner heißt der Mann.“

„Was ſtellen denn die Figuren vor?“

„Es ſind die berühmteſten Flüſſe in der Welt.“

„Und welchen hat man dieſe Auszeichnung erwieſen?“

„Das wiſſen Sie nicht? Das ſehen Sie dieſen Flüſſen nicht an? — Wen wird man denn abporträtirt haben? Die berühmteſten Flüſſe, das ſind: die Donau am Schanzl *), die Wien **), der Alſerbach ***) und der Canal †).“

---

*) Der ſchmale Arm der Donau, welcher die Stadt von der Leopoldsſtadt trennt.

**) Kleiner, unreintlicher Fluß, der ſich in der Nähe der Schlagbrücke in die Donau ergießt.

***) Ein kleiner Bach, ähnlich dem Neſenbach in Stuttgart, oder dem Landgraben in Karlsruhe.

†) Schiffahrts-Canal, der von Wien nach Wienerisch-Neuſtadt geht.

„Und wer iſt denn die Figur in der Mitte des Brunnens?“

„Die kennen Sie auch nicht? — Das iſt zum Schlagtreffen! Das iſt die Schlagbrücke *). Der Spiegel in ihrer Hand bedeutet, daß man ſich an einer ſo ſchlechten Brücke ſpiegeln ſoll **) und daß am andern Ufer die Kaffeehäuſer liegen, auf deren Läden ſich die Mohren, Raizen und Juden ſpiegeln, und in deren Innern es nicht gar ſpiegelhell ausſieht ***).“

„Mein Herr, Sie haben Alles im kleinen Finger.“

„Wollen Sie noch mehr Merkwürdigkeiten ſehen? Gut, ſollen Alles ſehen! Kommen Sie geſchwind mit mir zu den Kapuzinern!“

„Warum nicht gar! Was ſollen wir bei den Kapuzinern? — Was muthen Sie uns zu?“

„Die Kapuziner, meine Herren, ſind ehrliche Leute. Wiſſen Sie, was für Schätze in der Kapuzinerkirche liegen? Unſre todten Fürſten liegen drunten. Schau, ſchau! Sie wollen nicht zu den Kapuzinern? Sie reden ja faſt wie der Kaiſer Joſeph

*) Jetzt Ferdinandsbrücke genannt.

**) Seither wurde eine neue treffliche Brücke erbaut.

***) In der neueſten Zeit iſt es anders geworden.

zu den Herren vom Adel, die ſich der bürgerlichen Geſellſchaft weigerten und nur bei ihres Gleichen ſein wollten. „Wenn auch ich nur bei meines Gleichen ſein wollte,“ ſagte der Kaiſer Joſeph — Gnadl zog ehrfurchtsvoll den Hut, indem er vom Kaiſer ſprach — „ſo müßte ich den ganzen Tag bei den Kapuzinern in der Gruft zubringen.“ Da kommt uns nicht mehr mit Eurem großen Fritz, ihr Preuſſen und andern Nordleute. Der alte Fritz war nur ein König und ein ungerechter obendrein. Mir fällt unſere Maria Thereſia ein. — Der Joſeph war Kaiſer und — Menſch! — Nun, meine Herrn, ich ſehe, daß Sie nicht viel Luſt haben, die Todtengruft zu beſehen, und die Todten werden ſich juſt auch nicht viel kränken, wenn ſie keine ſolche Viſiten bekommen. Alſo wollen wir in die Plankengaſſe wieder einbiegen und dann in die Dorotheengaſſe und dann auf den Graben zuſteuern, wo die große Dreifaltigkeitsſäule ſteht, oder lieber gleich zu der Einfältigkeitsſäule, zu dem Stock im Eiſen; denn mit der Einfältigkeit muß man anfangen. Wiſſen Sie die Geſchichte vom Stock im Eiſen? Ich will ſie Ihnen erzählen; denn ſie iſt glaubwürdig, approbirt und geſtempelt. Alſo die Geſchichte iſt folgende:

Vor langen, aſchgrauen Zeiten iſt ein Mal ein baieriſcher Handwerksburſche nach Wien gekommen, der nicht wußte, wo aus, wo ein. — Nun, das geſchieht öfters! Kurz, der junge Menſch iſt nahe am Verhungern, weil er nirgends eine Arbeit bekommt und weil er die fixe Idee hat, daß er auch nicht arbeiten will. Was thut er alſo in ſeiner Verzweiflung? Er ſetzt ſich dort — ſehen Sie? — nieder, und ruft dem Teufel. Mein guter Teufel hat lange Ohren und horcht immer auf, wie ein Spitzel; kurz, er hört ihn, erſcheint und fragt ihn, womit er ihm dienen könne. Der baieriſche Handwerksburſche beſinnt ſich nicht lange und ſagt: Er möchte gern einen Wunſch frei haben. Der Teufel antwortet ihm: „Nun, mein Freund, wenn's keine andere Freiheit iſt, ſo frei darf Er ſchon ſeyn.“ Auch gut. Darauf verſchwindet der Teufel — Der Handwerksburſche ſitzt noch immer da, läßt Gott einen guten Mann ſein, und denkt ſich juſt in ſeinem Kopfe: Ach, da ſitze ich nun wie ein Stock; wie gut hat's doch der Stock, der braucht ſich mit gar nichts zu ſtrapaziern, nicht einmal mit Eſſen und Trinken. Wenn ich doch nur ſo ein Stock wäre! — Denkt ſich's und — iſt ein Stock. — Verwünſcht iſt er; iſt ein Stock und

bleibt ein Stock. Seit jener Zeit ſind ſchon manche ſeiner Kameraden nach Wien gekommen, und ſchauen ſich den Stock an, und ſchlagen jedes Mal einen Nagel in den Landsmann. Nun iſt er bereits ſo vernazelt, daß man von dem Stock gar nichts mehr ſieht, als die Köpfe ſeiner Kameraden, die Nagelköpfe nämlich. Und das iſt der Stock im Eiſen."

„Die Landsleute haben immer den Nagel auf den Kopf geſchlagen, guter Freund, nicht wahr?" rief plötzlich hinter Gnadl ein ſtämmiger baieriſcher Korporal, der mit ſeinem geſchwungenen Stock auf den betroffenen Erzähler unverdroſſen einhieb.

„Meine Herren," rief Gnadl in ſeinen Nöthen und Drangſalen zu den Sachſen, „nehmen Sie ſich um mich an! Bin ich Ihnen vielleicht etwas ſchuldig, mein Herr Korporal?"

„Auf den Rücken quittirt!" erwiederte dieſer, immer fort Gnadl's Erzählung vom verſtockten oder ſtockgewordenen Baiern commentirend. Die Sachſen wollten ſich in's Mittel legen, allein es war umſonſt. Der Baier ließ ſich nicht beſänftigen; der einzige Rettungsanker in der wachſender Fluth der Schläge war ein an der Straßenecke über Bord geworfener Polizeimann, welcher zwiſchen die ominöſen Stöcke

ſeinen eigenen, einen ächten und gediegenen Haslinger*) ſinken ließ. Die Polizei, welche ſeit einigen Tagen von den Siegern wieder in ihre alten Rechte eingeſetzt worden war, ergriff nun begierig jede Gelegenheit auf's Neue, um ihre Autorität auch sub umbra alarum des ſtolzen, einköpfigen, hartköpfigen franzöſiſchen Adlers geltend zu machen. Alle Einſprache nützte daher nichts; der arme Cicerone, in deſſen Arm ſich der unerbittliche Raubfiſch, der unausſprechliche Hechtgraue hängte, mußte, wie er ſich auch immer ſträubte, mit der Polizei zur Polizei.

Der Polizeier und ſeine Beute ſchlüpften gerade durch das Paternoſtergäßchen um die Ecke, wo ſeit undenklichen Zeiten eine unermeſſene Zahl von Zettelchen und Rieſenplacaten ſtets eine Menſchenmenge zu verſammeln pflegt, wo ein fünffacher Paß mündet, indem der nicht allzubreite Kohlmarkt dort ſenkrecht von der Paternoſter- und, vis à vis demſelben, von der berüchtigten Naglergaſſe durchſchnitten wird, während zugleich auch die Stagnergaſſe

*) Haſelſtock.

und Tuchlauben in zwei divergirenden Richtungen von demſelben Punkte ausgehen. Stets treibt ſich dort eine Menge müßigen Volks herum, welches theils den Kohlmarkt auf und abſpaziert, theils in den zahlreichen Kaufläden mäkelt. Kärner ſind in den großen Specereihandlungen immerwährend beſchäftigt; Dienſtmägde drängen ſich mit ihren Körben vom Graben auf den Kohlmarkt oder Hof; Graben- und Kohlmarkts-Unholdinnen und die verworfene Sorte ihrer Schweſtern, der Naglergaſſe verrufene böſe Geiſter, kreuzen und laviren, kapern und entern, üben ihr Standrecht. Was vollends dem Gewühl, der Verwirrung in jener Paſſage die Krone aufſetzt, ſind die vielen Fuhrwerke, welche dort durch das Zuſammentreffen von vier Fahrſtraßen immerwährend in Colliſion gerathen, die Fuhrwerke der Fiakers und herrſchaftlichen Kutſcher, Miſtkärner und Schiebkärner, ſo wie jene kleine Geldwagen, bei bei welchen der Kutſcher zugleich Pferd iſt; Küfer und Wagner, welche oft mitten durch die bunte, verworrene Menge Reife, Tonnen oder Räder wälzen, vermehren die Lebensgefahr der friedlichen Fußgänger; und überdies verengen noch im Paternoſtergäßchen einige Kleinkrämerinnen, welche Zwirn,

Garn, Bänder, Pomeranzen, Zitronen, Backwerk, Spielzeug u. dgl. feil halten, den dunkeln Durchgang.

„Haſt du deinen Spitzbuben?“ fragte der Polizeier mit hochaufgeriſſenen Augen einen Kameraden, der ihm im Gewühl des Volkes plötzlich begegnete.

„Nein!“ erwiederte der Kamerad; „er iſt mir ausgekommen: haſt ihn nicht geſehen, wirſt ihn auch nicht mehr ſehen. Aber ich habe dafür einen andern erwiſcht. Weißt du, es iſt Alles eins, den oder jenen, wenn's nur einer iſt.“

„Du biſt ein rechter Eſel!“ replicirte der Hechtgraue, mit klugdummer Miene; „wer wird denn ſeinen Vogel entwiſchen laſſen?! Nein, ſo dumm bin ich nicht.“

„Was? mich einen Eſel zu heißen!“ ſchrie der Kamerad ingrimmig. „Was biſt denn du, wenn man fragen darf? — Ich bin Vicegefreiter geweſen, bevor ich unter die Polizei geſteckt wurde. Du warſt blos ein miſerabler Menſch vom Fuhrweſen.“

„Na!“ ereiferte ſich der Wächter Gnadl's, „du biſt auch nicht umſonſt degradirt worden; dir iſt auch ein Mal ein Stück Leinwand am Bajonett hängen geblieben, und der Eigenthümer ſagte, es ſei

ihm gestohlen worden. Du hast noch Noth, unser einen zu schimpfen. Als ob unser eins nicht auch wüßte, wie man zum Polizeidienst kommt."

„Gift, Mord, Teufel, Sakerment!" polterte der Kamerad und machte sich fertig, mit dem andern Händel anzufangen, der sich deren nicht weigerte. Die beiden Diener der Gerechtigkeit vergaßen Alles um sich her und begannen ihre Worte in Thätlichkeit zu verwandeln, als die Volksmasse, sonst flüchtig und immerwährend ab- und zuströmend, sich plötzlich um die Beiden verdichtete, lachend, schimpfend, spottend. Die Affaire drohte in ein Skandal auszuarten, und der an der an der Ecke herumlugende Polizeipoſten schob sich also endlich herbei, um die Personen der Streitenden in Augenschein zu nehmen. Als er gewahrte, daß es Kameraden seyen, mischte er sich verdrossen dazwischen; denn das Volk begann bereits auf die Saumseligkeit des Mittelmanns zu schimpfen. Kaum war er jedoch in ihre Mitte gerathen, als sich die Hitze des Streites auf ihn selbst entlud, so daß er gezwungen wurde, seinen taschenmesserähnlichen Säbel zu ziehen, um den Stockschlägen beider Parteien zu entgehen.

Endlich gelang es ihm und dem Volke, welches

ob der gesperrten Passage des Streites müde war, den Kampf zu beenden; und die beiden Polizeier, welche Friede geschlossen, dachten erst jetzt wieder an ihre Gefangenen, welche aber klug genug gewesen waren, die günstige Gelegenheit zu benutzen und zu entwischen. Auf's Neue begannen sie nun zu fluchen, und der Eine, welcher Gnadl hatte einführen *) wollen, griff nun, um sein Vergehen gut zu machen, nach dem nächsten Besten in der Volksmenge, welche ihn umgab. Er erwischte unglücklicher Weise den Ingrossisten, welcher ruhig seine Wege gegangen war.

„Er irrt sich, mein Freund!“ wollte sich der gute Ingrossist verdrossen, aber sanftmüthig entschuldigen.

„Ich irre mich nie, die Polizei irrt sich nie!“ erwiederte rasch der Hechtgraue, ihm die Vertheidigung vom Munde abschneidend.

„Ich bin unschuldig.“

„Das ist nicht wahr; Er will Fremde beleidigen und den Stock im Eisen explicíren.“

„Das ist mir nicht im Schlafe eingefallen.“

---

*) Lokalausdruck, für: in Verhaft bringen.

„Er hat ſich auch nichts einfallen zu laſſen.“

„Ich komme gerade aus meiner Kanzlei.“

„So kehre Er wieder mit mir um! Die Polizei iſt auch eine Kanzlei.“

„Aber in's . . .! ich bin ja nicht der . . .“

„Das iſt alles eins, ob Er der oder der iſt . . .“

„Ich ſage Ihm ja, ich komme vom Hofkriegsgegebäude “

„Und wenn ich's nicht glauben will, was wendet er dann ein? He! Er mag ſelbſt vom Himmelpfortgrund kommen; Er iſt doch nicht weit her. Marſch!“

Damit faßte der Unerbittliche den unſchuldigen Ingroſſiſten feſt am Arme. Indeſſen hatte der andere Polizeier, gleichfalls um ſeine entronnene Beute wüthend, einen harmloſen alten Herrn gepackt, der eine rothe Mütze auf dem Kopfe trug und ruhig in der Ladenthüre des Kaufgewölbes ſtand.

„Hab' ich Ihn wieder, Jakobiner!“ rief der Polizeier, und zerrte ihn am Arme mit ſich fort.

„Ich bin ein Böhme von Geburt, und kein Jakobiner,“ erwiederte der Angegriffene.

„He! und was wäre denn die rothe Mütze? Und

warum hat Er denn ſo ein confiscirtes Spitzbubengeſicht? Marſch, alter Sünder! Solche Ausreden kennen wir. Marſch!“

„Nichts: Marſch! Der Teufel kommandirt: Marſch! Ich bin ein Buchhalter, ein honetter Mann, bin eben erſt in Geſchäften zum Hund*) gekommen.“

„Er wird noch auf den Hund kommen, wenn Er nicht parirt.“

Inzwiſchen war der wachthabende Polizeimann an der Ecke abgelöſ't werden, und machte die Anzeige von dem Verfall. Und ſo geſchah es denn, daß plötzlich, ehe man ſich's verſah, die beiden Polizeimänner, welche auf's Gerathewohl ihre Entſprungenen erſetzt hatten und nach der Polizei transportirten, ſelbſt, mitſammt den Gefangenen, eskortirt wurden. Es ſah ſehr komiſch aus — die beiden beſiegten Sieger, die ganz von Doppelkräften überwundenen, noch immer heftig, aber umſonſt proteſtirenden Gefangenen — alle vier freundſchaftlich von zwei andern Polizeiſoldaten geleitet!

Dem böhmiſchen Buchhalter kam ein guter Gedanke. Er drückte ſeinen zwei hechtgrauen Wäch-

*) Aushängeſchild des Kaufladens.

tern rechts und links die Hand so inbrünstig, als ob er nunmehr einsehen gelernt hätte, wie unrecht sein Widerstreben sei. Kurze Zeit nach diesem Händedruck verschwand er und die Polizeimänner wußten wahrhaftig nicht, wo er plötzlich hingerathen sei, so groß war das Gewühl des Volkes. —

Als der böhmische Buchhalter am Abend vor dem Schlafengehen seine täglichen Ausgaben summirte, — wie er zu thun pflegte — notirte er auch folgenden Posten in sein Buch:

	fl.	kr.	C. M.
„ Item an zwei Polizeimänner für Schapplirung à 20 Kreuzer Conventions-Münze	—	40	—

IV.

Die feine Gesellschaft. Das Mährchen vom falschen Siebenzehner. Lotteriecollecteur. Bürgerstube.

In dem Gesellschaftszimmer der Kaufmannsfrau war grosse Versammlung. Die Frau vom Hause saß, von Putz überladen, auf dem schwellenden Kanapee; neben ihr, wetteifernd im verschwenderischen Schmuck, saß die Frau von Flanell, eine schmale dünne Person, welche dem Auslagkasten eines Juweliers nicht unähnlich schien. Sie war fast ganz versteinert, mindestens durfte sie rühmen, daß ihr Mann, der Fabrikant, das Brod seiner Arbeiter in Stein verwandelt hatte, in Edelsteine für seine Frau. Nun! das ist gewiß auch ein Wunder, kein geringeres, als das, wenn Perkal oder Kattun sich in Seide verwandelt; denn die Frau von Flanell trug nie einen andern Rock am Leibe, als von Seide, während doch ihr Mann nur Kattun und Perkal erzeugte; — kein gezwungeneres Wunder, als das, wenn ein Jude plötzlich zum Baron wird oder

zum Hofrath, oder zum ehrlichen Mann. Ach, es werden täglich so viel Wunder vor unsern Augen gewirkt, daß es wirklich unverzeihlich ist, Thomas zu heißen. Ich könnte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich von den Wundern unserer Tage schreiben wollte, — wenn es der Mühe werth wäre. So habe ich zum Beispiel unlängst einen geheimen Legationsrath kennen gelernt, der gewiß das größte Geheimniß aller geheimen Räthe, wie kein zweiter inne hatte: das Geheimniß der Politik, das Geheimniß, welches man gar nicht zu entdecken verlangt, das Geheimniß der Langweile, diesen Talisman, der jedes Auge erblinden macht. Oder ist es nicht ein Wunder, daß wir jetzt nach Christi Geburt 1834 schreiben? Wir könnten eben so gut 834 schreiben, so weit sind wir in der Civilisation schon gekommen. Kurz, um auf unsern Anfang zurückzukommen — wir kommen ohne hin zurück — die Krebse werden in diesem Jahre wohlfeil, so prophezeiht der hundertjährige Kalender — die Frau von Flanell nahm sich bewunderungswürdig aus, und es war gewiß nicht ihre Schuld, daß der eine Commis „zum egyptischen Joseph" — dies war das Schild der Hand-

lung — in ihre blitzenden Augen blickte. Ach, einem armen Teufel kommt der Teufel selbst englisch vor, wenn er Geld hat. Außerdem waren noch mehrere Damen von Stande versammelt, deren Glanz und Pracht selbst am Hof, d. h. nicht auf dem in der Nähe der Freiung *), Aufsehen erregt hätte. Jede Fürstin hätte sich in dieser Gesellschaft schämen müssen! — Glaub's gern!

Der Kaffee wurde herumgegeben; eine verwittwete Schönheit, ein Phönix, dem das Feuer Noth that, weil das Feuer allmählich zu verlöschen begann, reichte die Tassen. Es gibt im Kaufmannsstande eine gewisse Gattung von Damen, welche man sonst Mamsellen heißt, die sich um Alles annehmen, die Alles besorgen, die Alles vertreten, die Alles vorstellen. Sie können heute in einem Tableau eine Venus und morgen einen hübschen Offizier vorstellen; sie spielen Clavier und singen, und wenn sich auch in ihren Tönen zuweilen etwas von weiblicher Falschheit einstellt, so declamiren sie das nächste Mal um so viel falscher. Unübertrefflich sind sie im Zeichnen; sie malen ein Portrait so treu, so ähnlich,

*) Ein Platz in Wien.

kein Flecken im Gesicht wird vergessen. Sie sind bald naiv, bald sentimental — wie man sie haben will; am ausgezeichnetsten verstehen sie die schwere Kunst, schlechten Kaffee in schönen Tassen herumzugeben. Sie beleben die Gesellschaft, sind gemeiniglich Nichten der Frau vom Hause, und wissen daher als Nichten die Nichtigkeit, welche sich oft in der Gesellschaft darstellt, auf's Angenehmste zu vereinen; sie setzen sich selbst als gesetzte Personen, und sind also dadurch Etwas; ein getreuer Spiegel des Oken'schen Prinzips und der Schöpfungsgeschichte, der zu Folge gleichfalls aus nichts etwas zur Welt kam.

In einer solchen Gesellschaft durfte auch ein männliches Nichts nicht fehlen: ein Gnadl — so ein Wesen, das früher als Hanswurst auf der deutschen Bühne sich herumtrieb — eine ewige Scala in B, wenn eine Nichte in A spielt — und das ist billig, denn wo A ist, muß B auch seyn — ein ächtes + zu dem weiblichen, ein +, welches nicht blos Kreuz ist, sondern auch, mit Plus und Minus kopulirt, der Gesellschaft das Gleichgewicht hält; denn der Uranfang aller Mathesis ist der Satz o = + —. Und der gute Gnadl war nicht blos so ein Kreuz,

nein, er hatte auch sein Kreuz; ein Kreuzkopf wird doch ein Kreuz haben!

„Herr von Gnadl! wollen Sie viel Weiß im Kaffee?“ fragte Ninna den Pudelnegozianten, der gravitätisch auf seinem Stuhl saß, eines seiner unlieblichen Beine über das andere, weit vorgestreckt, legend.

Bei Ninna's Anrede wurde Gnadl roth, spendete einen zierlichen Blick nach dem andern, zog leise das eine Bein zurück, und ließ das andere allmählich sinken, blies die Reste von Schnupftabak aus den Falten seines weitvorstehenden Jabot's, und sprach mit süßer Stimme: „Mein Fräulein, machen Sie mir nur etwas weiß; Sie haben mich so eben roth gemacht — durch Ihre Güte! Werde ich bei Ihnen blau anlaufen? O, meine Hulda! Sie sind zwar keine Donaunixe, aber doch eine Zauberin; Ihre Blicke sind mir noch lieber, als der Kaffee. Haben Sie nicht etwas zum Eintunken *) — ?. — Erlauben Sie, — ist Cichorie dabei?“

„Sie sind ein rechter Schmeichler!“ erwiederte

---

*) Brod zum Kaffee.

ihm Ninna, mit einem schelmischen Lächeln, — „wenn man Ihren Worten glauben müßte! — —“

„Ist Cichorie dabei?“ wiederholte Gnadl; „ich kann die Cichorie nicht vertragen“

„Mein Herr von Gnadl! wie können Sie uns so etwas zumuthen?“

„Ich bitte recht sehr um Vergebung. Wissen Sie, ich liebe es stets, gleich mit der Farbe herauszurücken, und eben die Farbe war mir am Kaffee verdächtig. — Fräulein Ninna, das ist wahr! Sie sind gewachsen wie ein Kaffeelöffel. — Ich bitte Sie! sehen Sie mich nicht so scharf an, thun Sie ihre Augen weg; — ich werde sonst rappelköpfig. Fräulein Ninna! haben Sie keine Kugelhupf? *) Ihre Augen sind aber wirklich famös! — Ich bitt' noch um ein Bischen Zucker. — Fräulein Ninna, Sie bringen mich um!“

„Warum denn, Herr von Gnadl? ich bin doch ein friedliebendes Geschöpf.“

„Warum? warum? — Sie fragen noch! — Noch ein Bischen Obers, — wenn ich bitten darf! — Warum? — weil mich der Schlag treffen wird.“

---

*) Eine Art Kuchen.

„Um Gotteswillen . . . Wird Ihnen denn übel?“

„Ja, Fräulein Ninna! beinahe; denn Ihre Schönheit ist zum Schlagtreffen.“

„Jetzt gehen Sie! — Sie sind ein Schmeichler, und mit denen ist nicht auszukommen.“

„Ich ein Schmeichler? Ein Blasebalg bin ich, den man nur zu drücken braucht, um einen Seufzer herauszupressen; bei einer Esse wäre ich gut anzuwenden, wenn meine Sentimentalität nicht sogleich so tragischer Natur wäre, daß meine Thränen jeden Brand*) verlöschen. — Wissen Sie, drum bin ich auch immer nüchtern. — Wollen Sie mir nicht noch ein Kipfel**) herüberlangen?“

Die Hausfrau unterbrach das verliebte Gespräch, indem sie eine andere Saite seines Gemüthes anklang. „Wissen Sie nichts Neues, Herr von Gnadl?“ sprach sie zu ihm, sehr verbindlich und doch auch wieder mit jenem Tone der Überlegenheit, den

---

*) Brand bedeutet in der wiener Volkssprache einen Anflug von Trunkenheit.

**) Eine Art von Gebäck, in andern Gegenden Deutschlands Hörchen genannt.

geldstolze Leute sich ganz eigen zu machen wissen;
„Fällt Ihnen nichts Neues bei, was Sie zum Besten geben könnten? Sie sind ja immer unerschöpflich in guten Einfällen, wissen alle Neuigkeiten der Stadt und Komödie; kennen überall herum; haben eine Menge Bekanntschaften. O geben Sie uns etwas zum Besten!“

„Ja, geben Sie uns etwas zum Besten!“ fiel der Herr von Flanell ein, mit den Augen wohlgefällig blinzend. Die Frau von Flanell fügte ihre Bitte zu der ihres Mannes; der „junge Herr“ — der Sprößling des Flanell'schen Ehepaares, — ein Bengel von vierzehn Jahren, der noch immer mit einer Halskrause, wie ein Knäbchen von fünf Jahren, herumging, in himmelblauen Höschen, die an dem gleichfarbigen Kinderjäckchen mit gelben Knöpfen befestigt waren, trommelte mit den bespornten Stiefeln auf dem nußbaumenen polirten Fuß des runden Tisches und sang in einer willkührlichen Melodie das A B C, einen geistreichen Text, an dessen Anfangsgründen er seit drei Jahren studierte; Fräulein Minna zog das Strickzeug hervor; die beiden Commis standen nebel, wie zwei junge Grafen, hinter den Stühlen der Damen und bemühten sich ohne

Unterlaß, das ganze Waarenlager ihrer Langeweile anzuempfehlen.

„Was ſteht Ihnen zu Dienſten?“ fragte der geſchmeichelte Gnadl, eine zierliche Verbeugung machend; „befehlen Sie Räthſel, Poeſie, Anekdoten, Geſchichten, Verläumdung, Lob, Wahrheit, Idealität? — Erlauben Sie vor Allem, daß ich meinen guten Freund noch früher hereinbringe; er iſt an mich ſo gewöhnt, daß . . . Nun, Sie verzeihen ſchon . .“

Mit einem ſchnellen Sprung war er durch die Thüre verſchwunden; eben ſo raſch trat er wieder ein, Pariſerl hinter ihm. Der Herr von Flanell brach in ein unmäßiges Gelächter aus. — Gnadl nahm ohne viele Umſtände die Mundtaſſe der Frau vom Hauſe, füllte ſie mit Kaffee und offerirte ſie ſeinem Hunde, indem er leichthin entſchuldigte.

„Alſo ein Räthſel wünſchen Sie?“ ſprach er hierauf mit vieler Emphaſe. Gut, ſollen eines haben! Das ſage ich Ihnen aber im Voraus: gar leicht wird es nicht. Wiſſen Sie, es iſt ſo ein . . wie heißt man denn nur das Ding? — . . . Himmel, Erde! — nun, es iſt halt eine — Portugall und Nachtigall! . . . . es iſt halt eine . . . Kreuz, Don-

ner und Täcken! . . . nun, was wird's denn sein? . . . eine Parade ist's . . .“

„Eine Charade? Aha! Also?“

„Ja, eine Parade? Wie haben Sie gesagt? Richtig, eine Parade! — Also, geben Sie Acht! — Mein Erstes, das bin ich, und mein Zweites bin wieder ich, wenn ich mich portraitiren lasse, und das Ganze bin wieder ich, oder der Herr von Flanell, oder jemand Anderer. Das Ganze ist nämlich ein Mannsbild. Also rathen Sie! was ist's? —“

„Nun, Mannsbild!“ erwiederte Ninna.

Gnadl fuhr entsetzt vom Stuhle auf: „Sie sind eine Zauberin; ich habe Ihnen's schon ein Mal gesagt. Nein, nein es ist zum Schlagtreffen, es ist famös, wie schnell Sie errathen. Sagen wie mir doch, wie sind Sie denn darauf gekommen.“

„Nun, Sie haben es ja selbst gesagt!“

„Wer? ich? das ist nicht möglich. Da muß ich mich versprochen haben. Na, warten Sie, ich will Ihnen etwas Schwereres aufgeben. Was ist das? — —“

„Haben Sie von Ihrem Herrn Vetter in Ketskemet schon lange keinen Brief mehr erhalten?“

unterbrach der Herr von Flanell den Redſeligen, der Sphinx und Ödipus zugleich vorſtellte. Der Herr von Flanell wußte wohl, daß Gnadl, auf dieſen Text geleitet, es nach ächt wieneriſcher Sitte nicht fehlen ließ, die Ungarn lächerlich zu machen. Deßhalb hatte der reiche Fabrikant, der ſich in einer Art von unbeſchränktem Müßiggang ganz wohl befand und ſeinen Spaß dabei hatte, wenn er, behaglich im Stuhle gedehnt, Lazzi hörte, den guten Gnadl an ſeinen Vetter in Ketskemet erinnert. So ärgerlich auch Gnadl war, im Strom ſeiner Redſeligkeit gehemmt worden zu ſein, ſo friedlich wurde doch ſein Geſicht, als ein neues Eiland ſeines Übermuths — Ungarn — aus dem Meere der Geſelligkeit emportauchte.

„Ich meine," verſetzte Gnadl geſchäftig, „daß ich den letzten Brief meines Vetters noch in der Taſche trage." Er ſuchte in allen Taſchen ſeines Rockes; unglücklicher Weiſe fiel ihm endlich bei, daß er ihn in einem gewiſſen Kaffeehauſe als Fidibus verwandt hatte. — „Die neueſten Nachrichten," begann er unmuthig, nach einer langen Pauſe — eine ſtarke Priſe Tabak nehmend, — „die neueſten Nachrichten aus Ungarn melden mir manches Er-

herliche. Es ist Schade, daß ich den Brief verloren habe; mein Vetter, der Fleischhauer in Ketzelsdorf ist, schrieb mir einige nette Stückchen. — Der Kasperl hat neulich auch ein Paar gute Sachen in der Komödie angebracht; ich weiß nicht, ob Sie im Theater waren?"

„Mein Gott! seitdem die unartigen Feinde hier sind, kann ja gar keine nur etwas noble Dame in die Komödie gehen."

„Unter Andern!" unterbrach Gnädl die Sprechenden, — „Sie wissen, welche Gattung von Personen bei'm Kasperl freien Eintritt hat. — Nun! man nennt die Personen nicht gern bei'm rechten Namen. Kurz! was geschieht? — Ein Ungar kommt neulich hier an, und geht Abends zum Kasperl. Wie er im Parterre eintreten will, fragt der Billeteur nach dem Billet. „Brauch ich keines," erwiederte ihm der Ungar. — „Warum?" fragt ihn der Billeteur nochmals. — „Weil Er ist Esel," versetzte der Ungar; „hat' Er nicht Augen im Kopfe? Ich bin abscheuliches Weibsbild. Ungar hat Freiheit!" Nun bitte ich Sie, meine Damen! sagen Sie doch ein Mal, ist das nicht famös?"

Ein Gelächter des Herrn von Flanell und ein

allgemeines Schnupftuchmanoeuver der Damen war Gnadl's süßer Lohn.

Der junge Herr von Flanell hatte indessen dem eifrigen Lustigmacher heimlich das ostindische Sacktuch aus der Tasche gemaust, welches zufällig zerrissen war, eine Eigenschaft, die der junge Herr von Flanell also gleich bemerkte und nutzanwendete. Dem guten Kinde kam der Einfall, Gnadl's Pariserl das bewußte Sacktuch anzuziehen und den Kopf des Hundes durch das Loch zu stecken. Da aber zu diesem Zwecke das bereits vorhandene Loch nicht hinreichend schien, erlaubte sich der junge Herr, ein wahrer Sacktuch-Prokrustes, mit besagtem Loch eine Vergrößerung, und preßte den geduldigen Kopf wirklich mit solcher Unverdrossenheit durch, bis dem guten Hunde die ostindische Zierde vollkommen paßte.

„Gnadl! Sie sind ein wahrer Vocativus!" sprach der Herr von Flanell. Der geschmeichelte Gnadl schnitt eine zierliche Verbeugung für das Kompliment, nahm eine wichtige Miene an, und suchte puhstend in seinen Rocktaschen nach dem Sacktuch, um sich damit Luft zuzufächeln; ein Minister könnte sich nicht vornehmer benehmen. Gnadl suchte vergebens. Immer verlegner wurde er; immer heißer

ſtieg's ihm in die Wangen. Er findet ſein Sacktuch nirgends. Ach! es giebt Augenblicke im geſellſchaftlichen Leben, wo man ein Sacktuch nothwendiger braucht, als Geld, wo man ungefähr mit König Richard's Worten — nur etwas anders — ausrufen möchte: „Ein Sacktuch! ein Sacktuch! — Mein Königreich für ein Sacktuch!“ Endlich wendet Gnadl ſich hin und her; ſeine Unruhe, ſeine Verlegenheit hat den höchſten Punkt erreicht — wer jenen Schnupfen hatte, wird Gnadl's Qual ganz begreifen. Da fällt ſein Blick auf Pariſerl, der bedenklich den Kopf ſchüttelt und ſich alle mögliche Mühe giebt, das ungewohnte Halsband abzuſchütteln.

Der junge Herr von Flanell ſitzt vergnügt hinter dem Hund und ſchlenkert mit den Beinen. Gnadl's Überraſchung und Wuth kannte keine Grenzen. „Portugal!“ ruft er wie beſeſſen, „nein, das iſt zu arg! Das hat ein falſcher Siebzehner gethan!“ Zu gleicher Zeit will er, ſchnell wie der Wind, das mürbe Sacktuch mit gewandtem Griff von des Hundes Nacken reißen. Umſonſt! Das feindliche Schickſal ſpricht ihm Hohn: der Hund, nahe dem Erwürgtwerden, heult und bäumt ſich. Der Herr von Flanell gibt das Signal zu einem allgemeinen Ge-

lächter; die Damen ſinken vor krampfhaften Zuckungen des Vergnügens in das Kanapee zurück. Endlich entſcheidet ein Riß, und die eine Hälfte des oſtindiſchen Schnupftuches bleibt in Gnadl's Hand, während Pariſerl die zweite luſtig vom Halſe ſchüttelt.

„Das iſt ſchrecklich!“ ruft Gnadl. „Satisfaction! Satisfaction! Das Schnupftuch war ganz neu; es iſt theuer, ächt oſtindiſche Waare. Ganz neu war es; ich hatte es erſt vor ein Paar Tagen im Lerchenfeld gekauft.“

Der Herr von Flanell war der Erſte, welcher ſich wieder ſammelte, gravitätiſch aufſtand, Gnadl'n dicht an den Leib rückte, die Braunen runzelte und ſprach: Unglücklicher! was haben Sie geſagt? Ein falſcher Siebenzehner habe den Spaß gemacht? Wiſſen Sie, wen Sie geſchimpft haben? Meinen Majorathsherrn, meinen Nazi*), der einen guten Einfall hatte. Geben Sie ſelbſt mir Satisfaction! Ich laſſe mir meinen Sohn keinen falſchen Siebenzehner**) ſchimpfen. Widerrufen Sie! ſonſt —“

*) Ignaz.

**) Siebenzehner, eine ehemals in Wien gang und gebe geweſene Münzſorte; falſcher Siebenzehner, ſprichwörtlich ſtatt: heimtückiſcher Gauch. —

„Wollen Sie nach Ostindien reisen und mir ein Dutzend meiner Sacktücher mitbringen?“ brauſ'te Gnedl auf. Bald machte jedoch eine ruhige Überlegung der Aufwallung Platz; ja, die Überlegung verwandelte ſich ſogar allgemach in demüthige Unterwürfigkeit, als ihn ein zufälliger Blick auf die mit Edelſteinen überpuhte Frau von Flanell erinnerte, daß der Herr von Flanell ein ſteinreicher Mann ſei, und der junge Herr der Sohn eines ſteinreichen Mannes. Der Gedanke, einen reichen Mann beleidigt zu haben, brannte ihn auf der Seele, und eine raſche Ideenwendung benühte er, um den Herrn von Flanell zu verſöhnen. „Es iſt wahr...“ ſprach er mit einer Miſchung von Schadenfreude, Demuth und Schlauheit im Geſicht, — „daß ich Ihren Herrn Sohn einen falſchen Siebenzehner geheißen habe. Aber iſt denn das ein Schimpf? Gott bewahre! Wiſſen Sie, was eigentlich ein falſcher Siebenzehner iſt, was es damit für eine Bewandtniß hat?“

„Nein, das weiß ich nicht; aber es iſt gewiß ein Schimpf und dafür ſollen Sie mir Rede ſtehen.“

„Es iſt gar kein Schimpf; ich will Ihnen aber

doch Rede ſtehn. Ich will Ihnen die ganze glaubwürdige Geſchichte vom falſchen Siebenzehner erzählen; Sie werden daraus abnehmen, daß es gar kein Schimpf iſt, Jemand ſo zu heiſſen. Merken Sie auf!

„Bei den Schotten auf dem Stein *) iſt vor hechtgrauen Jahren ein Bettelmann geſeſſen, der kein Geld hatte, und noch dazu dumm war. — Nun, wiſſen Sie, das geſchieht öfter in der Welt und iſt auch ganz billig; denn wer Geld hat, dem kann unſer Herr Gott — wenn er nämlich will — eben ſo gut einen Verſtand geben, als dem, der ein Amt hat; unſerm Herr Gott kommt's nicht drauf an. Alſo, das war gut! **) — Kurz, der Bettelmann wußte nicht, wo aus und wo ein; arbeiten mochte er nicht, weil das Arbeiten ſeine Nerven zu ſehr anſtrengte, und das Betteln brachte ihm eben nicht

*) Ein wieneriſches Sprichwort.

**) Wieneriſches Sprichwort. Der geneigte Leſer möge die mancherlei ungewohnte Redensarten und Wendungen entſchuldigen. Der Verfaſſer beabſichtigte, die Charakteriſtik der Wiener ſo viel, als möglich, auch in ihrem eigenthümlichen Styl durchſchimmern zu laſſen.

mehr ein, als an Sonn- und Feiertagen eine Portion Prügelsuppe von den Stadtknechten — oder wie halt damals die Polizei geheißen hat. Nun, Sie wissen, mit solchen Remunerationen ist unsere Polizei gleich immer freigebig. Ein Polizeimann ist auf die Bettler versessen, wie der Teufel auf eine arme Seele; es könnten zehn Personen neben ihm umgebracht werden, und ein Bettler käme zufällig auch in dieselbe Straße, so läßt der Polizeimann die Mörder laufen, und arretirt den Bettelmann. — Wie nun der Bettelmann eines Abends bei den Schotten auf dem Stein sitzt, und über sein unglückliches Schicksal ganz traurig nachdenkt, und das letzte Stückchen eines kälbernen Schlägels verzehrt — höher hat's ihm sein Betteln nicht eingetragen — und gerade so ganz infam unglücklich ist, weil er nicht ein Mal eine Maas Zweigulden-Wein zu seinem kälbernen Schlägel hat, — geht ein langer hagerer Mann vorbei, der die Hände im Rock stecken hat, und den „Auguſtin" pfeift. Der Bettler sieht den Mann, steht auf klopft ihm auf die Schulter und sagt seufzend: „Ja, mein lieber Herr, so geht's mir auch." — „Wie wem?" fragte der Fremde ganz erstaunt. — „Wie dem lieben Au-

guſtin!“ gibt ihm der Bettler zur Antwort; „'s Geld iſt hin, Alles iſt hin. Schenken Sie mir doch ein Paar hundert Gulden — oder, wenn's auch weniger iſt; aber je mehr, deſto beſſer.“ Der Fremde fängt an zu lachen, greift in den Sack, gibt ihm einen Siebenzehner und ſagt: „da, mein lieber Freund! mehr hab' ich juſt *) nicht bei mir; aber nimm dieſen Pfennig“ — damals hat alles Geld Pfennig geheißen — alſo „nimm dieſen Pfennig, er hat ein luſtiges Temperament und eine Menge guter Freunde. Wenn du ihm's befiehlſt, ſo ruft er ſeine Kameraden und dieſe ſpringen dann dir zum Gefallen in jeder Kneipe auf die Kreiderechnung, daß dir's nicht bange ſein darf. Auf jeden Fall aber nimm dich in Acht, daß du den Pfennig nicht verlierſt; und wenn du von ihm haben willſt, daß er ſeine Kameraden herbeirufen ſoll, ſo küſſ' den „Pfennig.“ Der Fremde geht ſeiner Wege; der Bettler ſchaut ihm gar nicht nach, ſondern denkt ſich blos: „Wenn ich jetzt nur einen ganzen Wurf ſolcher Kameraden hätte.“ Dabei küßt er vor lauter Freuden den Pfennig und ſagt: „Nun, wenn das wahr iſt, du mein lieber Siebenzehner,

*) Eben.

so sollst du mein Freund bleiben; du bist ein Kerl zum Küssen!“ Kaum hat er dies gesagt, so fängt ihm seine Hose rebellisch zu werden an, es juckt ihn, es kitzelt ihn im Sack, es klimpert und klampert. Er denkt sich: „Was klimpert denn da für ein . . .?“ Er greift in den Sack; da springen ihm sieben nagelneue Siebenzehner in die Hand und wollen sich, pudelnärrisch vor Freuden, gar nicht fassen, daß sie einen Herrn gefunden haben, bei dem sie nicht lange eingesperrt sein werden. — Der Bettelmann schaut wie ein Narr, begreift endlich den Zusammenhang, küßt nun erst den ächten Siebenzehner recht von ganzem Herzen und denkt sich dabei: „Nun, das ist schön! Das heiß' ich Wort halten. Ei wollt' ich doch, daß ich so viel Geld hätte, daß ich's gar nicht nach Hause tragen kann.“ — Denkt sich's, — und hat's! Es wird ihm plötzlich so kurios zu Muth; er weiß gar nicht, warum ihm die Knie zusammen brechen; es ist ihm so, als ob ihm Einer auf dem Rücken säße und ihn zusammendrückte. Endlich merkt er, wohinaus das Ding will; denn die Siebenzehner haben seine Säcke bereits so gefüllt, daß sie auf die Erde herausfallen. „'s ist schon genug?“ ruft er gerührt, gutmüthig. Indessen

haben aber die schweren Kameraden seinen Hosensack zerrissen und das viele Silbergeld rumpelt ihm nun in die Strümpfe und Schuhe. — Ach! das waren schlechte Zeiten; damals war das Papiergeld noch nicht erfunden. Hätte er Papiergeld gehabt, so hätte sein Sack kein Loch bekommen. Ja, ich lobe mir diese Bankozettel! — Der arme Bettler war jetzt wirklich in einer großen Verlegenheit; er wußte gar nicht, wo er all das Geld hinstecken sollte. Zum Glück fällt ihm ein, daß seine Hosen zwei Säcke haben, und er hat also den pfiffigen Gedanken, es in den andern Sack zu schieben. — Das ist doch gewiß ein guter Gedanke — für einen Bettelmann! — Seinen Zauberpfennig, den er von dem Herrn von Küßdenpfennig erhalten hatte, steckt er auch dazu. Während er nun in einem fort beschäftigt ist, die Menge Geldes vom Boden aufzuklauben — es war schon Abend und die Laternanzünder hatten so sparsam Öl aufgegossen, daß sie beinahe gar nicht mehr fett wurden — fluchte er unbändig, und kann sein Geld auf dem Boden nicht mehr alles finden. Da kommt zufällig ein kleiner dicker Herr vorbei mit einer unsinnigen*) Nase im Gesicht. —

*) übermäßig großen.

Der Bettler hätte ihn beinahe für einen Affen angesehen, der einen andern Affen nach Hause trägt. — „Was suchst du so eifrig im Straßenkothe, guter Freund?“ sprach der Mann mit der Nase im Gesicht den Bettelmann an, den die familiäre Begrüßung auf: „du und du“ ärgerte; denn seit er Geld hatte, war er groß, und das ist billig, denn wer Geld hat, der darf Alles sein, warum nicht auch groß. — Also das war gut, und der Bettelmann gibt dem Manne mit der großen Nase zur Antwort: „Wenn des Herrn Nase noch um ein Bischen größer wäre, so könnte Er riechen, was ich thue. Der Herr ist gewiß ein Naderer, weil er Alles wissen will und weil er sich eine so große Nase hat wachsen lassen, daß er sie überall hineinstecken kann!“ Der kleine dicke Herr mit der langen Nase lacht bei diesen Worten des Bettelmannes ganz kurios, und sagt ihm dann sehr freundschaftlich: „Freund! Du bist ein Grobian, und ich rathe dir, wenn du deinen Schatz nicht verlieren willst, so schabe deinen Nasenrüssel an einem Reibeisen.“ — „Weiß der Herr, daß ich Geld habe!“ erwiederte ihm der Bettelmann voll Wuth. „Redet man so mit einem Bettelmann, der ein Millionär

ist?“ — „'s ist schon gut,“ spricht der Fremde lachend, — „du wirst noch bereuen, daß du so stolz warst; denn der Reichthum macht stolz und der Stolz macht dumm und folglich macht der Reichthum auch dumm.“ — „Impertinent!“ schreit der Bettelmann, — na, wart! meine Nase einen Rüssel zu heißen! Schau ich etwa aus, wie Einer, der auf vier Füßen geht? — Warum soll ich mir den Rüssel schaben?“ — Der Fremde antwortete ihm kichernd: „Andre Leute lassen sich eine Nase drehen, meinethalben von Wien bis London; — du aber bist dein eigner Drechsler. Gib Acht, daß du den Pfennig nicht verlierst. Kauf dir bei Zeiten ein Reibeisen, so lang' du noch einen Heller hast; wenn das Geld hin ist, dann nützt dir das Reiben nichts mehr. Wenn du den Pfennig finden willst, so schab den Rüssel, schab den Rüssel!“ Dies zu sprechen und zu verschwinden ist eins. Der Bettelmann ruft ihm noch in seiner Grobheit nach: „Ich wollte lieber, daß des Herrn Rüssel eine Laterne wäre, um mir zu leuchten.“ Er suchte endlich sein Geld alles zusammen, steckt, was er findet, in den Sack, und was er nicht mehr finden kann, das läßt er liegen. Hierauf geht er in's Wirthshaus, läßt brav

einschenken, traktirt alle seine Kameraden und guten Freunde, — alle Bettler und Lumpen aus der Nachbarschaft — kurz, er lebt prächtig und zahlt wie ein Fürst. So oft er Geld braucht, greift er in seinen Sack, und so fliegt ein Siebenzehner nach dem andern fort und kommt nicht mehr zurück, bis er endlich nur noch einen einzigen in der Tasche hat. „Hollah!“ denkt er bei sich, „jetzt muß ich wieder Geld fabriciren. Ich habe mir den gewissen Pfennig zu unterst in den Sack gesteckt.“ Wie er sich dies denkt, so greift er in den Sack und zieht den letzten Siebenzehner heraus, schaut ihn recht freundlich an, wie ein Heiligenbild, das in Medaillen gewechst und eingefaßt werden ist; endlich küßt er den Pfennig mit den Worten: „Komm her, mein liebes Schätzel! komm her, du bist so hübsch rund, daß ich dich küssen muß.“ Er wartet nun, ob es ihm denn im Sack nicht lebendig werden wolle. Er wartet immer länger; ja! aber es rührt sich nichts. Er küßt ihn noch 'Mal; ja! es rührt sich halt nichts. Endlich geht ihm ein Licht auf, nachdem er sich lange den Kopf zerbrochen, warum der Siebenzehner nicht mehr seine Wirkung thue; es fällt ihm ein, daß es wahrscheinlich nicht der

rechte mehr ist, daß er in seiner Dummheit den rechten Siebenzehner unter die andern gesteckt und mit den andern ausgegeben hat. — Also, das war gut. — Kurz, er gibt sich jetzt einen Faustschlag vor die Stirn, schimpft sich einen Esel — das hat er am Ende doch eingesehn — und malträtirt sich selbst. Endlich kommt der Wirth herein und fragt ihn, warum er so räsenire? Dem Bettler kommt ein guter Gedanke, er erinnert sich an den Herrn von Schadenrüssel, der ihm den guten Rath hinsichtlich des Reibeisens gegeben. Er gibt also dem Wirth seinen letzten Siebenzehner und befiehlt ihm, er solle ihm um dies Geld ein Reibeisen kaufen. — Nun, wissen Sie, das war doch dumm! denn der Herr von Schadenrüssel hatte ihm dies gerathen, seine Nase zu schaben, wenn er den Siebenzehner nicht verlieren wollte, und der abgewirthschaftete Millionär glaubte, es gälte auch, wenn er sie schon verloren hätte. Das Reibeisen kommt an, der Bettelmann reibt sich seine Nase, was Zeug hält *) Endlich hält das Zeug doch nicht mehr. Kurz, der rechte Siebenzehner kömmt

*) Sprichwort, statt: so lange es angeht.

nicht, und der Bettelmann schimpft nun, was er kann, auf den Herrn von Küßdenpfennig *), auf den Herrn von Schabdenrüssel **) — auf den armen Siebenzehner sogar, den er einen falschen Siebenzehner heißt; und der Siebenzehner konnte doch eigentlich nichts dafür, daß der Bettelmann so dumm war. Er weiß endlich nichts Gescheidteres zu thun, als wieder umzukehren, sich bei den Schatten auf den Stein zu setzen und zu warten, ob denn der Herr von Küßdenpfennig oder der Herr von Schabdenrüssel nicht wieder ein Mal vorbeigehe. So ist er lange dort gesessen und hat gewartet, — und wenn er nicht gestorben ist, so sitzt er noch heute bei den Schatten auf dem Stein."

„Prosit!" rief der Herr von Glanzl, als Gnadl die Geschichte beendigt hatte.

„Nun?" fragte Gnadl, ihn mit einem triumphirenden Lächeln anblickend, „nun, hab ich Recht oder nicht? Ist der falsche Siebenzehner wirklich ein Falscher? War er nicht vielmehr ein ganz ächter und prächtiger Siebenzehner? Ist es also ein

*) u. **) Zwei uralte Hausernamen in Wien.

ein Schimpf, wenn man Jemand einen falschen Siebenzehner heißt?“

Während dieser Zeit hatte sich der junge Herr von Flanell in Einem fort mit Pariserl unterhalten, hatte den armen Hund bald in die Ohren gezwickt, bald dessen Pfoten zusammengebunden und was dergleichen geistreiche Spiele waren, ganz geeignet, auch die Geduld eines Engels, geschweige denn eines Hundes zu erschöpfen. Pariserl hatte die Tyrannei endlich satt, schnappte nach dem jungen Despoten, der sich schnell dem Biß des gereizten Thieres entzog und gegen den runden Tisch zu retirirte, wohin ihn Pariserl zürnend verfolgte. Noch standen die schönen Porzellantassen auf demselben; der junge Herr zieht furchtbar schreiend den Ellenbogen zurück, stößt damit ein Paar Tassen vom Tisch, und der sanftmüthige Hund, durch das Geklirr des zertrümmerten Porzellans begütigt, begnügt sich, den grausamen Quäler blos noch anzuknurren. Nun ergießt sich aber der Strom des Zornes über des unschuldigen Gnadl's Haupt. Die magre Frau von Flanell nimmt sich ihres tölpelhaften Erstgebornen an, schimpft auf den Hund, jammert über die Gefahr, wenn der Hund gebissen hätte; die dicke Frau vom

Hause beklagt über die zerbrochenen Tassen, gibt gleichfalls Gnadl'n alle Schuld, weil sie den Sohn ihrer Freundin nicht prostituiren will, und leucht unter der Last ihres Zornes. Der Herr von Flanell will Gnadl in Schutz nehmen, wird aber von den Damen überstimmt. Die jungen dienstbaren Ellenhelden machen pflichtschuldigst Miene, den unglücklichen Hundeprofessor hinaus zu werfen. Gnadl, ein weiser Feldherr, sieht die dringende Nothwendigkeit schleunigen Rückzuges ein, faßt daher seinen Hut und seinen Hund, wirft der Nichte noch einen grimmigen Blick zu und spricht: „Fräulein Ninna, mit uns zweien, ist's nichts. Wenn Ihre Verwandten höflicher wären, hätte ich Sie geheirathet. Jetzt ist's nichts, nichts!"

„Impertinent!" wimmerte Ninna, und Gnadl, vom allgemeinen Unwetter verfolgt, beginnt seinen Rückzug. Weil er eben an der Thüre ist, öffnet sich diese, und herein tritt der Hausmeister, ein vierschrötiger Kerl mit einer blauen Schürze und rothen Weste, in Hemdärmel, das pelzverbrämte, schmutzige grünsammetne Käppchen in der Hand. „Gnädige Frau!" schreit er, — er ist ein wenig taub, und hat daher die Gewohnheit, alle andern

Menſchen gleichfalls für ſchwerhörig zu halten — „Gnädige Frau!“ ſchreit er, „das Hundvieh war früher in der Küche und hat alles Aufgeſchnittene gefreſſen, was für heute Abend beſtimmt war. — „Was?“ — „Ja!“ — 'nunter werfen ſoll ich ihn? — Wen? — den Hund oder ſeinen Herrn? — So redens doch deutſch, Ew. Gnaden! — Alle Zwei? — Auch gut!“ — Er ſtreifte die Hemdärmel auf und ſah ſich nach Gnadl'n und deſſen Hund um. Beide waren aber ſchneller geweſen und bereits verſchwunden.

„Gibt es einen noch unglücklicheren Menſchen auf der Welt, als mich?“ dachte Gnadl, gebeugten Hauptes in der Singerſtraße gehend. Er blieb ſtehen, verkreuzte die Arme, wie ein Verzweifelnder, und ſtarrte zu Boden. Leiſe brummte er vor ſich hin: „Es iſt gräßlich, ſo vom Unglück verfolgt zu ſeyn, wenn man doch ein Menſch von meinen Talenten iſt! — Kein Kreuzer Geld, — Schulden, wohin ich nur ſchaue! Ich darf mich auf der Gaſſe nicht raufpern, ſo ſchaut gleich Jemand aus irgend einem Hauſe zum Fenſter heraus, erkennt mich, bittet mich, ein Bischen herauf zu ſpazieren, und ſagt

mir dann mit vielen Grobheiten: ich möchte meine Schulden zahlen. — Was das für dumme Gedanken sind? — Wozu macht man denn eigentlich Schulden, als, damit man sie nicht zu zahlen braucht? Es ist enorm! Meine Hundespekulationen gehen auch nicht recht; die Frau Schmalzlin verfolgt mich; die Polizei will mich einsperren, nicht weil ich Jemand, sondern weil mich Jemand schlägt; hinausgeworfen werde ich auch. — Nun, das Letztere ist mir schon oft geschehen. Ha, 's ist nicht mehr zum Aushalten! — Ich gehe durch. Aber wohin? Da steckt's! In Wien ist's doch am besten; und wenn ich auch wirklich bis nach Herrnals komme, so kriege ich gewiß das Heimweh nach dem Stephansthurm. Ich bringe mich um! Ja, das ist auch das Beste, ich bringe mich um, damit kann ich meinen Doctor ärgern; es ist doch gewiß wohlfeiler, wenn man sich selber umbringt, als wenn man sich von einem Doctor umbringen läßt. — Aber wie bring' ich mich am profitabelsten um? Denn wenn man sich schon umbringt, muß man doch wenigstens Etwas davon haben. In's Wasser springen? Da geh' ich nicht zu Grunde; denn wer gern trinkt, ertrinkt nicht, und meine Hunde würden mich ge-

wiß gleich apportiren. — Erſchießen? Pfui! ich kann das Feuer nicht ſehen und den Knall nicht vertragen! — Vergiften? Das hat etwas für ſich, beſonders ſeitdem die Wirthe ſo ſüßen Wein verkaufen. Aber wenn ich mich mit ſchlechtem Wein vergifte, was wird die Schmausbaberl *) dazu ſagen? Die würde untröſtlich ſeyn; denn ich habe ihr durch meine Connexionen in der Hofküche immer in ihrem Geſchäft geholfen. Sie ging zu Grunde, wenn ich ſtürbe, und es wäre doch Schade um die Schmausbaberl! Oder ſoll ich mich aufhängen? — Pfui Teufel, damit hat's einen Faden! **) — Aber wie ſoll ich mich denn eigentlich umbringen? — Halt, da kömmt mir ein Gedanke! Ich weiß, was ich thue: — ich heirathe, ich heirathe die Schmalzlin; ſo brauch' ich ihr meine

---

*) Die Schmausbaberl war noch vor zehn und einigen Jahren eine berühmte Garköchin in einer Vorſtadt Wien's, eine wahre Providenz für alle Hungrigen, die keinen Überfluß an Geld hatten. Durch verſchiedentliche Verbindungen bezog ſie jeden Tag die übergebliebenen Speiſen aus der Hofküche, welche ſie dann in ihrer Anſtalt verkaufte.

**) Sprichwort, ſtatt: daraus wird nichts.

Schulden nicht zu zahlen, und ——.. Gut, gut! Das Duelliren iſt zwar bei uns verboten, aber das Heirathen nicht, und wenn ich die alte Schmalzlin heirathe, gibt's ein Duell; denn entweder ſticht ſie mich zu Tode oder ich ſie. — Das iſt gut! Das will ich gleich ausführen. Vorher muß ich mich aber mit [illegible]chem Vallizier *) ſtärken, weil ich gerade in der Nähe des Paradeisapfels bin. Ach! den Paradeisapfel hätte ich gewiß nie angebiſſen, wie unſer Urvater; ich begreife gar nicht, wie man ſo dumm ſein kann, einen rohen Paradeisapfel zu eſſen. **)"

Gnadl trat in die zum Paradeisapfel geſchildete Tabaksfabrik und Lottocollectur, den gemüthlichen Verſammlungsort aller ſchönen Kanzleigeiſter, welche ſich vor dem ſchweren Gang in's Bureau dort mit nikotiſcher Stärkung verſehen, und nach vollbrachter Arbeit kein ſüßeres Vergnügen kennen, als am „Paradeisapfel" zu nagen, der nach ihren Glaubensbegriffen nicht am Baum der Erkenntniß wuchs,

---

*) Eine Sorte Schnupftaback.

**) Aus Paradiesäpfeln kocht man in Wien eine beliebte ſauerliche Sauce.

höchstens im Garten irgend einer Registratur, einer Buchhalterei oder eines Revisionsamtes; und doch ist Österreich ein Paradies!

Den Paradeisapfel hatte ein würdiges altes Ehepaar in zwei gleiche Hälften getheilt, deren eine mit Lotterieloosen, deren andere mit Tabak gefüllt war. Ich sehe ihn noch vor mir, den guten alten Lottocollecteur, wie er, mit dem grün-taffetnen Schirm vor den Augen, in seinem mit Glasfenstern umschlossenen Büreau saß, sich vor jedem Eintretenden, grüßend, mühsam vom Stuhle erhob, auf welchen ihn die Gicht fesselte, wie er die Feder nur selten hinter das Ohr steckte und desto unermüdlicher in die Streusandschale zu seiner Rechten griff; ich rieche noch den schweren Weihrauch, der vor ihm in einer Blechtasse dampfte. Auch seine gute alte Frau habe ich noch nicht vergessen mit ihrer unermüdlichen Höflichkeit, wie sie hinter der Waage und den Tabaksbüchsen stand, mit der schwarzen Wollschürze, mit der altmodischen, aber stets zierlich gefältelten Haube auf dem Kopfe. Gott segne sie noch nach ihrem Tode für die vielen Leckerbissen, mit welchen sie unsere schüchterne Jugend regalirte, — für die andächtige Ölrerschwendung,

welche sie drei blauen herzförmigen Lampe vor dem schwarzen Muttergottesbilde angedeihen ließ, einem ehrwürdigen, kunstlosen Gemälde, welches im Hintergrunde des finstern Ladens hing! — Wie viel ist in diesem unheimlichen, nunmehr längst modernisirten Gewölbe gekannegießert, gewortspielt, gescherzt, gelacht worden! — Die gute, gemüthliche alte Zeit!

Gnadl fand im Paradeisapfel eine Menge von Bekannten, landesfürstliche Beamte, welche den Exverwalter nur über die Achsel ansahen. Er verlangte seine Mischung von Schwarzem, Galizier und Larante *) und setzte sich dann auf das mit Leder überzogene Querbänkchen neben den Ingrossisten, der ihm seine Dose offerirte. — „'s ist ein frischer!" sagte der alte Kanzleimann gutmüthig; „wie geht's, Herr von Gnadl?" —

„Danke," war Gnadl's Antwort; — „'s muß schon gut seyn, bis es besser wird. Und wie geht es Ihnen?" —

„Ziemlich gut! Wird schon besser gehen. Bevor ich alt werde, will ich noch auf meine Versorgung denken; dann wird's schon gut gehen. —"

---

*) Schnupftabaksorten.

„Wollen Sie sich im Versorgungshause einmiethen?“

„Was fällt Ihnen ein! Bin ich denn schon so alt? — Gott behüte! Ich bin zwar etwas steif, aber das macht nichts; das kommt vom vielen Kopfarbeiten. Heirathen will ich. Wissen Sie, Herr von Gnadl, man braucht doch eine Magd oder wenigstens ein Zimmermädel, und wenn ich heirathe, erspare ich den Liedlohn und meine Frau kann mir doch nicht auffagen *), was man bei einer Köchin immer riskirt. —“

„Recht haben Sie! Darf man wissen, wer so glücklich ist?“

„Sie sollen's erfahren; denn ich hoffe, Sie werden mir's nicht abschlagen, meinen Beistand abzugeben.“

„Wird mir eine Ehre sein! — Wann ist denn schon die Hochzeit? Sie werden dieselbe doch hoffentlich feierlich celebriren mit Siebenundneunziger**), Krapfen und Kuglhupf? Ich bitte mir's aus, daß die Krapfen gefüllt sind und daß im Kuglhupf

---

*) Den Dienst aufkünden.

**) Wein von 1797.

Weinbeerlen*) ſtecken. Sie! iſt Ihre Frau hübſch? Wiſſen Sie, ich frage blos, weil ich Ihr Beiſtand ſein ſoll.“

„Sie müſſen ſie ſelbſt ſehen, wenn Sie mit mir gehen wollen. Die Perſon iſt in den beſten Jahren — in meinem Alter ungefähr. — Na, kommen Sie!“

In der Stube der Frau Schöllin waren Sorgen und Jammer eingekehrt. Joſephine hatte ſich bereits vom Bette aufgerafft; ihre ſchwache Natur ſchien gerade durch Leiden und Kummer, wie durch herbe Arzneien, zu erſtarken. Sie hatte den kleinen Franz, den ſie ſäugte, am Buſen. Die Frau Schöllin, deren bekümmertes Antlitz ein redender Zeuge der Familienleiden war, ſeufzte ſchwer auf, und ſprach mit dem wackern Pater Polykarp, welcher wie ein frommer ehrwürdiger Patriarch im Lehnſtuhl ſaß. Die Schmalzlin, welche eben bei ihrer Nachbarin zu Beſuche war, horchte auf jedes Wort des Franziskaner-Mönches wie auf's Evangelium.

---

*) Roſinen.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte Pater Polykarp; „ich habe ihnen mein Priesterwort gegeben, daß ich für die abgeschiedene Seele eine heilige Messe lese, morgen schon. Ich liebte ihn wie einen Sohn; inbrünstig, wie ein leiblicher Vater, will ich für ihn beten. Er ist einen schönen Tod gestorben: für seine Brüder, in seinem Beruf. Schnell war sein Übertritt zum bessern Leben; er wird nicht viel in jener Welt abzubüßen haben!“

Die Frau Schöllin wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Auch auf des Säuglings Lippen fiel ein warmer Tropfen aus Mutteraugen; der Säugling trank die Thräne mit der Muttermilch. Die Frau Schöllin stand auf, ging zur Schublade und nahm aus einem dicken Legendenbuch, welches darinnen lag, einen Guldenschein, den sie dem Pater Polykarp überreichte. „Das Meßgeld, Ew. Hochwürden!“ sprach sie.

Pater Polykarp sah die alte Frau verwundert an und legte das Geld auf den Tisch. „Was soll das heißen, Frau Schöllin?“ fragte er sie.

„Nun, das ist die gewöhnliche Meßgebühr, Ew. Hochwürden!“ erwiederte die Schöllin.

Pater Polykarp runzelte die Stirn, schob der

Schöllin den Schein wieder in die Hand und sprach ernst: „Frau Schöllin! ich weiß nicht, wofür Sie mich halten. Ich werde doch von Ihnen das Meßgeld nicht nehmen. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie können jetzt das Geld besser brauchen. Ob zwei Lichter mehr vor dem Muttergottesbild am Hochaltar brennen, das ist doch wahrhaftig der Mutter Gottes alles eins. Ich wollte, daß ich ein reicher Prälat wäre, um Ihnen in Ihrer jetzigen Lage auszuhelfen. So aber bin ich selbst nur ein armer Bettelmönch, der kein Eigenthum hat; und selbst die andern geistlichen Herrn in den reichen Stiftern sind jetzt verarmt durch die vielen Plünderungen. — Nun, guten Abend, meine lieben Frauen! Der Friede des Herrn wache über diesem Hause! Mein Amt ruft mich noch zu einem Krankenbesuch. Gelobt sei Jesus Christus! —"

„In Ewigkeit!" sprachen die Frauen andächtig. Der wackere Pater erhob sich, nahm aus dem zinnernen Weihbrunnkesselchen, das neben der Thüre hing, Weihwasser und ging.

Eine ernste Stille herrschte in dem Gemach. Josephine blickte auf ihren Säugling herab, den sie von der Brust hob und in Schlummer wiegte. Ihre

Mutter nahm ihr das Kind ab und bat ſie, ſich ſelbſt zur Ruhe zu begeben. Die Schmalzlin holte das Spinnrad wieder hervor, welches ſie während der Anweſenheit des geiſtlichen Herrn bei Seite geſtellt hatte, trat das Rädchen und ſpann. Die Schöllin hielt das Kindchen im Arm und trippelte in der Stube auf und nieder, indem ſie den Säugling mit großmütterlicher Liebe ſchaukelte und ein leiſes Wiegenliedchen ſummte, ungefähr in folgender einfacher National-Weiſe:

„Schlaf ein, du mein Herzerl, mein tauſendſchönes Kind!
Hier find't dich kein Regen, kein Schnee und kein Wind.
Eia popeia! Eia popei!

Haſt ein Häuſerl, mein Kind, und 'nen Garten auch dabei:
Dein Haus und dein Garten iſt deiner Mutter ihre Treu'.
Eia popeia! Eia popei!

Ein Engel aus dem Himmel liegt bei dir im Bett,
Und treibt dir die Sorgen und die Fliegen hinweg.
Eia popeia! Eia popei.

Schlaf ein, du mein Herzerl! wach morgen erſt auf!
Mein Herz iſt dir Polſter, da leg' ich dich drauf.
Hop! Eia popeia! Hop! Eia popei! —“

Das Kindlein war in Schlummer gewiegt; Joſephine hatte ſich im Großvaterſtuhl zurückgelehnt

und ſchloß die Augen. Da pochte es an die Thüre, und herein traten Gnadl, der Ingroſſiſt und noch ein dicker Mann etwas ältlichen Anſehens, doch wie ein ächter Zierbengel gekleidet, ein Korporal von der Bürgermiliz, ſeines Handwerks ein Schneider, der mit auf den Wällen geweſen war an jenem verhängnißvollen Tag. Der Schneider — von ſeinem Lehrjungen und Geſellen Herr von geſcholten — Herr von Taffet war eines jener poſſierlichen Weſen, deren in Wien manche umhergehen, welche ſich ihres breiten Patois ſchämen und hochdeutſch zu reden affectiren, was ihnen freilich nur auf die ſonderbarſte Weiſe gelingt, indem ſie ſich zu dieſem Zwecke in ihrer Unwiſſenheit der abnormſten, lächerlichſten Wendungen bedienen.

„Verzeihen Sie,“ ſprach der Ingroſſiſt, den ſteifen Nacken zu einem Bückling nöthigend, „daß wir Sie ſo unangeſagt überrumpeln. Wir wollten eigentlich meiner Zimmerfrau, der Madame Schmalzlin, unſre Aufwartung machen, und da wir ſie nicht zu Hauſe fanden, ſo vermutheten wir, ſie würde ſich wohl nebenan bei Ihnen befinden. —“

Gnadl ſtand da, wie von kaltem Waſſer übergoſſen, bleich, zitternd regungslos. Er merkte gar

wohl an der Feierlichkeit des Anſtandes, in welchen ſich der Ingroſſiſt geworfen hatte, wohinaus er eigentlich ziele. Überdieß war es ihm unangenehm, die Schmalzlin vor Zeugen zu ſehen, bevor er nicht im Stillen ſein Geſchäft mit ihr abgemacht.

„Sieht man Sie auch ein Mal, Herr Gnadl!“ redete ſie allſogleich den Pudelnegozianten mit einer ganz verdächtigen Miene an; „es freut mich.“

„Ich bin auch ganz weg vor Freude;“ ſtotterte Gnadl verlegen. „Der Herr Ingroſſiſt hat mich, mir nichts, dir nichts mit ſich geführt, ich weiß eigentlich noch nicht recht, warum; ich will alſo die Gelegenheit, daß ich Sie ſehe, benutzen, um Ihnen endlich ein Mal zu geſtehen . . .“

„Daß Sie mich nicht bezahlen können!“ fiel ihm die Schmalzlin in's Wort; „das weiß ich ſchon lange. Ein ſauberer Menſch ſind Sie!“

„Nicht wahr?“ erwiederte Gnadl, „bildſauber! gewachſen wie der Stephansthurm, etwas krumm; und ein Herz habe ich, ein Herz, na! ein Herz wie eine Kletze *), ſo gut iſt mein Herz. Eigentlich iſt's mehr wie eine gedörrte Zwetſchke; denn es

*) Gedörrte Äpfelſinen.

hat einen Sinn, mein Herz. Und wegen des Bezahlens? Das ist eine Kinderei; was sollte ich Ihnen bezahlen? — Ihre Freundschaft? — Madame Schmalzlin, das kann ich nicht; die ist unbezahlbar."

„Ach, was!" versetzte die Schmalzlin; „ich frage nicht um das, um die funfzig Gulden frage ich."

„Madame Schmalzlin, ich bin Ihnen nichts schuldig; au contraire Sie sind mir was schuldig: — Dank nämlich."

„Was? Sie mir nichts schuldig? Wer sagt das? — Ich Ihnen was schuldig? — Wer sagt das?"

„Ihr Herr Sohn, — der Herr von Schmalzl, er hat mir's ausdrücklich versichert, daß ich Ihnen nichts schuldig sey; ich habe Zeugen. Und Dank sind sie mir auch schuldig; denn ich habe Ihren Sohn gefunden."

„Gnadl, Sie sind ein curieser Fuchs! Wo ist denn mein Sohn? Warum kömmt er nicht zu mir? Geben Sie mir Auskunft."

„Wer? Ich?"

„Ja, Sie! Sie sagten ja, daß Sie ihn gefunden hätten. Wo ist er jetzt?"

Ja, da fragen Sie mich zu viel. Ich habe ihn wohl gefunden, aber seit der Zeit ist er mir wieder durchgegangen.“

„Großer Gott! Wann sahen Sie ihn zum letzten Mal?“

„Im Seiherkeller. Richtig! jetzt fällt mir's ein, wo er steckt. Die Franzosen haben damals ihn und Herrn Anselm collet geschleppt, in ihre Kasernen, meiner Seele! den armen Herrn von Schmalzl, der jetzt den Quadratdieben die Köpfe zurechtsetzen muß; und den Herrn Anselm haben sie auch mitgenommen. Na! ich wollte sie anders frisiren!“

Josephine und die Schöllin ließen einen Schrei des Entsetzens aus. Der Ingressist stand verlegen, der Herr von Taffet ungeduldig am Tisch. Der unbesonnene Gnadl fuhr, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, in seiner schnarrenden Redseligkeit fort:

„Ja, das ist eine gräßliche Geschichte! Fortgeschleppt haben sie die zwei armen Leute; und, was das Infamste ist, ich glaube steif und fest: sie sind gar nicht mehr in der Stadt. Die Franzosen sind gestern fort, und unsere Leute sind auch nicht mehr zu finden.“

„Haben Sie gar keine Sorge,“ unterbrach ihn

der Ingressist, sich zur Schmalzlin wendend; „der Hofkriegsrath wird sie schon wieder herbeischaffen.—“

„Den Teufel auch!“ rief die Schmalzlin, in Verzweiflung,“ der Hofkriegsrath hat uns schon öfter sauber geholfen! Wenn unser Erzherzog Karl nicht wäre, vor dem die Franzosen Respect haben, — sie hätten gewiß schon lang an unserm kaiserlichen Stammbaum, wie an einem Kirschbaum geschüttelt; denn Appetit hätten sie. Aber der brave Erzherzog ist halt da auf der Wacht und wird den Spatzen auch noch auf den Pelz schießen. Wenn ich nur wüßte, wo mein Sohn jetzt ist! Wenn ihn die Franzosen wirklich mit sich geführt haben, seiner Kunst halber — denn das ist wahr, seiltanzen kann er göttlich, er ist mein Stolz, — so geht's ihnen schlimm. Denn, wissen Sie! — Herz hat er schon im Leib und Lieb' zu seinem Vaterland und zum Kaiser Franz, aber mit der Courage hapert's halt, wenn's auf's Schießen ankömmt; denn sie schießen nicht mit Kirschenkernen, und Recht hat er, mein Sohn, wenn er sich nicht will todtschießen lassen. Wenn er nur nicht so rabiat wäre! Ich habe ihm's schon oft gesagt; er ist aber ein Mal so.“

„Ja wohl, Madame Schmalzlin,“ unterbrach

ſie der Herr von Taffet; — „ich bin auch Militär und kenne Manche, die den Pulverdampf nicht vertragen können, — das iſt ein morganiſcher Fehler; — aber unter allen meinen Bekannten iſt er die gröſste Kettleige *) —“

„Was wollen Sie mitreden!“ ſchalt die Schmalzlin mit gekränktem Stolz. „Nun, er iſt halt doch mein Sohn, und das muß ich am beſten wiſſen. Schauen Sie Ihre eignen Hände an, ob die von Pulver ſchwarz ſind.“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte der Schneider; „ich trage Händſchühe. Hören Sie, ich habe manche Fracke und Höſen zugeſchnitten; aber ſo einen ſchlechten Schritt hat keins meiner Kleider, als wie Ihre Herr Söhnlichkeit. Fragen Sie alle ſeine Kameräden. Er hat von ihnen viele Spitznämen **); aber der pfuiteuflichſte von allen iſt der eines Maulmachers. Ich möchte nicht nachſehen, wo ihm das Herz manch Mal hinfällt.“

„Und wenn er mir halt todtgeſchoſſen wird, mein Sohn, wenn er mir durch die Franzoſen umkömmt, wer

*) Feigling.

**) Spottnamen.

gibt mir dann geschwind einen andern Sohn?“ eiferte die Schmalzlin in mütterlichem Schmerz.

„Ich!“ riefen Gnadl und der Ingrossist zugleich. Die gute Schmalzlin wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollte. „Seien Sie meine Gattin!“ fuhr Gnadl mit emphatischem Feuer fort, und der verlegne Ingrossist stammelte improvisirend: „Ja, ich will halt Ihre Frau sein!“—„Mein Leben ist nur Ihnen geweiht!“ rief Gnadl begeistert; „dies Ihnen zu sagen, eilte ich eigentlich auf Flügeln der Liebe herbei. Heirathen Sie mich; trauen Sie jenem falschen Kanzleimenschen nicht; er leistet nicht das, was sein Titel verspricht. Schauen Sie mich an! Bin ich nicht ein Kerl zum Fressen? hübsch gemacht! Schauen Sie mich auch von allen Seiten an; so! nur nicht von der Seite *)

„Sind sie närrisch?“ sprach die Schmalzlin, halb verwundert, halb sich in die Brust werfend und ihre Haube ordnend. — „Es ist wahr, ich bin eine Frau in den besten Jahren; aber Sie kommen wie der Wind so schnell, ehe man Zeit hat. Heirathen! heirathen! das ist nicht so leicht gesagt; das ist ein schweres Ding.“

*) Einen von der Seite ansehen: Provinzialismus, statt geringschatzen.

„Es ist freilich ein schweres Stück!“ fiel der Herr von Taffet ein; „aber wofür sind denn wir Beistände da, als um in schwürigem Fall Beistand zu leisten. Ich bin schon bei manchen meiner Bekännten Beistand gewesen; denn wissen Sie, meine Bekänntschaft ist groß; denn ich bin ja auch Offizier, Korporal nämlich, und zärtlicher Gatte, und ich weiß viele zärtliche Gätten, denen ich auch bei ihren Gemählinnen beigestanden bin. —“

„Und wer sind Sie denn?“ unterbrach ihn die Schmalzlin, sich zu Gnadl'n wendend. „Können Sie Kautien stellen?“

„Kautionen genug!“ fiel ihr Herr Taffet in's Wort.

„Werden Sie eine Frau ernähren können?“ fragte die Schmalzlin weiter.

„Na, das ist klar!“ erwiederte Gnadl. „Wer bin ich denn? Alles in Allem; folglich werde ich doch auch etwas sein. Ob ich eine Frau ernähren kann? Kann ich nicht meine Zöglinge ernähren? Aus der Hand soll mir meine Frau essen. Nun! und wenn uns auch ein Mal das Essen plötzlich fehlt, so wenden wir uns an unsern Freund und Beistand, den Herrn von Taffet. Der hat schon manche Überröcke gefüttert, er wird uns auch füttern; denn wir

beide, ich und meine Braut, haben eine Kleiderähnlichkeit an uns: ich sehe aus wie ein schlanker Frack und sie wie ein Reifrock."

„Ja, wahrhaftig! oder wie ein Paar rehlederne Handschühe," sprach der Herr von Taffet. Der Ingrossist wußte gar nicht, woran er war; verdutzt, wie aus den Wolken gefallen, sah er bald die von der Doppelbewerbung geschmeichelte Schmalzlin, bald die in namenloser Angst um Anseln erblaßten Gesichter der Schöllin und ihrer Tochter, bald seine treulosen zwei Beistände an.

Die Schöllin, welche von Polykarp über Anselm nur das Wenige erfahren hatte, was der Pater wußte, konnte sich endlich nicht länger mehr enthalten, ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, und fragte mit bebender Stimme, ob er nicht von Anselm's jetzigem Aufenthalt wisse; Josephine war von der unerwarteten Schreckensnachricht, daß Anselm, die letzte Stütze der ganzen Familie, aus Wien fort sei, wie versteinert.

Gnadl zuckte bei der Frage der Frau Schöllin mitleidig die Achseln und erklärte: er vermuthe wohl, daß die Franzosen den erfahrenen Chirurgen mit sich auf die Insel Lobau geführt haben würden.

„Heilige Mutter Anna!“ ſchrie bei dieſen Worten Gnadl's die Schmalzlin, plötzlich aus allen ihren bräutlichen Träumen erwachend, nur ihres entfernten Sohnes gedenkend, über deſſen Schickſal ihr eine traurige Ahnung aufdämmerte. Ein Gedanke durchzuckte plötzlich ihre Seele.

„Gnadl!“ ſprach ſie ernſt und feierlich, — „Gnadl! jetzt zeigen Sie, daß Sie ein wahrer Mann ſind.“

„Wie ſoll ich Ihnen dies zeigen?“ fragte Gnadl. „Soll ich mich mitſammt meinem Hund in's Waſſer ſtürzen? Allons, Pariſerl, komm!“ — Der zu ſeinen Füßen liegende Hund ſprang raſch und gehorſam an ſeinem Herrn hinauf.

„Nichts von all den Poſſen!“ unterbrach die Schmalzlin den Hundekünſtler; „Ihren Muth ſollen Sie mir zeigen: ſchaffen Sie mir meinen Sohn wieder, ſchaffen Sie Herrn Anſelm wieder!“

„Recht gerne, wenn ſie beide mir begegnen!“ erwiederte Gnadl kleinlaut; „wo ſoll ich ſie aber finden?“

„Sie müſſen ſie uns wieder bringen;“ herrſchte die Schmalzlin; „hören Sie? Sie müſſen!“

„Ach, Spaß bei Seite! wie kann ich denn — wenn ich ſie nicht finde.“

„Sie wiſſen, ich ſpaße nicht. Nach der Lobau müſſen Sie hinüber fahren.“

„Meinem Tod entgegen! Gott ſoll Einen davor bewahren! Wollen Sie den todten Gnadl zum Mann haben? Mir iſt's recht, ich will aber nichts davon wiſſen, wenn ich mit einem Schuß im Kopf zurückkomme, wenn dann aus unſerer Heirath nichts wird.“

„Es wird ohnehin nichts daraus, wenn Sie uns nicht meinen Sohn und Herrn Anſelm ſchaffen. Sie ſind ein durchtriebener Menſch; Ihnen iſt nichts unmöglich.“

„Gnadl, ich beſchwöre Sie um der Wunden Chriſti willen,“ fügte die Schöllin jammernd hinzu; Joſephine ſchüttelte das Haupt ungläubig, aber ſtarkmüthig.

„Hoffen Sie nicht, mich zu hintergehen,“ fuhr die Schmalzlin fort; „ich laſſe Sie von der Polizei beobachten, wenn Sie doch in Wien bleiben ſollten. Sie wiſſen, daß Sie mir Geld ſchuldig ſind; ich laſſe Sie einſperren, wenn man Sie in Wien findet.“

„Einſperren!“ ſchrie Gnadl; „eher ſterben!“ —

das Feuer der Verzweiflung flammte in seinen rollenden Augen. „Glauben Sie etwa, ich weiß nicht was es heißt: eingesperrt sein?! Lieber trinke ich mit dem Teufel Brüderschaft und intime Freundschaft, als ich mit der Polizei irgend eine Verdrießlichkeit anfangen will. Ich bin nun ein Mal ein Unglückskind, ein verlornes Huhn *); nun, wenn Sie selber haben wollen, daß Ihr Bräutigam gespießt wird, auch gut! — Es ist schrecklich, ich kann eigentlich auch ertrinken, ehe ich noch von den Franzosen massakrirt werde. Bin ich so ein saubrer Hecht, daß mich die Donauhechte nicht auffressen werden? Aber, lieber bin ich bei den Hechten, als bei den Hechtgrauen. — Rabiat bin ich! — Madame Schmalzlin, wenn Sie mich nicht wieder sehen sollten, lassen Sie mir einen Denkstein setzen, am Schanzl, und lassen Sie auf den Stein die Worte schreiben: „Gott gnade dem Gnadl!“ — Dann lassen Sie den Stein feierlich einweihen. Alle Hunde aus der ganzen Stadt und von der Landstraße, Laimgrube, Leopoldstadt und Roßau — wo ich manche aufgezogen habe — müssen dabei

*) Namen einer Art von Suppe in Wien.

verſammelt ſein. — Schwerenoth, roßlat bin ich! — Wenn ich bei der Expedition um's Leben komme, verklage ich Sie bei'm Stadtgericht als meine Mörderin. — Ich verſichere Sie, wenn die ganze Sache kein Geſchäftchen wäre, würde ich ſie um keinen Preis unternehmen. Aber wiſſen Sie, wie ich heiße? — Merken Sie ſich's! Eſchaftlhuber heiß' ich! — Pariſerl! du begleiteſt mich; wir wollen zuſammen ſterben. — Adieu!"

Er ging; der treue Pariſerl folgte ihm.

„Wenn der gute Gnadl nur nicht in die Hände der Spitzbuben fällt!" ſprach der Herr von Taffet nach einem ſchweren Seufzer; „es gibt nicht viel Gnädls auf der Welt. Das ſind von jeher reſpektable Männer geweſen, die Gnädl; ſein Vater war auch in der ganzen Stadt bekannt als eines der rabiateſten Männsbilder. Na! wir wollen alle die Sachen Gott anheim ſtellen. — Wer die Ehre hat, einen allgemeinen guten Abend zu wünſchen, das bin ich." Er verließ mit einem Bückling die Bäckerſtube. —

Der gute Jagreſſiſt war während der ganzen Verhandlung verſtummt; der Wechſel der Begebenheiten war für ihn zu raſch geweſen, als daß er

irgend einen Gedanken zu fassen im Stande gewesen wäre. Wie ein Träumender ging er in seine nebenan gelegne Wohnung, woselbst sich auch die Schmalzlin, seine Zimmerfrau, alsbald einfand und ihm gute Nacht wünschte.

„Was ist denn eigentlich der Sinn von dem Allen?“ fragte er die Schmalzlin. „Wollen Sie mich also heirathen?“

Die Reihe, verdutzt zu werden, kam jetzt an die Schmalzlin. „Wie kommen Sie mir denn vor?“ fragte sie ganz verblüfft.

Der alte Hagestolz, der keineswegs bemerkte, daß sein Project und Offert von Gnadl's Geschrei übertönt worden und ungehört verhallt war, wurde jetzt wüthend vor Zorn, und sagte: „Wissen Sie, wer ich bin? — Ein k. k. Ingressist bin ich; und einen k. k. Beamten hält man nicht für einen Narren. *) Und, damit Sie merken, daß auch ich rabiat bin, so wünsche ich Ihnen heute nicht ein Mal gute Nacht. —“

*) hält man nicht zum Besten.

V.

Die Schlacht.

Das war ein Frühlingsmorgen, wie es wenige mehr gibt, der Morgen des 21. Mai im Jahr 1809. Die unabsehbare Ebene des Marchfeldes, ein herrlicher, grüner, buntdurchwirkter Teppich, schien des Festes zu harren, welches lustige Gäste darauf zu feiern gedachten: zwei Reihen begeisterter Tänzer, deren eine auf der Insel Lobau dem Augenblick entgegenlechzten, welcher das Signal zur Tanz-Aufforderung geben würde, während die Andern die sanfte Anhöhe hinter Gerasdorf, zwischen dem Bisamberg und dem Rußbach besetzt hielten. Ja! es sollte ein feuriger Tanz werden, feurig, wie die Gluth der Reben, welche jenes Berges Rücken begränzen. Der blaue Himmel schien wohlgemuth auf den weiten Plan herab, auf die zahlreichen Arme der Donau, welche das feindliche Heer umschlungen hielten, auf den frischen Rasen, auf die höher schwellenden Saatfelder, auf denen der Landmann in diesem Jahre wohl schwerlich die Ernte mehr hielt. Auf allen Ästen dufteten Blüthen; aber kein munteres

Vögelein wiegte ſich darauf — es war, als hätte die traurige Vorahnung alle jene befiederten muntern Geſellen verſcheucht; — nur der ſorgloſe Schmetterling flatterte ringsum, der ohnehin ſich nur entfaltet, um zu ſterben; nur die emſige Biene ſammelte den ſüßen Trank.

Bevor die Sonne aufging, — in der Stunde, da der Hahn kräht und die Eule von der nächtlichen Wanderung wieder in ihr Neſt heimkehrt, unwillig, daß auf's neue das göttliche Licht Menſchenherz und Natur erfreut und erwärmt, wann der Roſe Thränen im Antlitz perlen und jeder Halm gebückten Leibes ſein Frühgebet ſäuſelt — da ging ein Mann durch die Reihen der öſterreichiſchen Kriegsleute, unangehalten von dem ſpähenden rauhen Vorpoſten, unerkannt von jedem Auge, bis an den Ort, wo der Feldherr eines kurzen Schlafes genoß, der kühne Vorfechter des Erzhauſes Öſterreich, Erzherzog Karl. War's ein Spion, daß dem Wandrer Niemand die blanke Spitze des Bajonettes vorhielt, daß ihn Niemand um die Parole fragte? Öſterreich's Ehre!" das wäre ſicher ſein Anruf geweſen, hätte ihm irgend wer die Loſung abgefordert.

Vor dem Feldherrn blieb der Mann ſtehen,

verkreuzte die Arme, und sprach: „Neffe, jetzt gilt's! Ein Tag im Mai steigt empor, und mit ihm Österreich's Ruhm und Herrlichkeit. Wenn ein Land werth ist, endlich ein Mal glücklich zu werden und alles Ruhmes voll, ist's das österreichische Land, lange genug begraben in Unrühmlichkeit, Finsterniß und Ohnmacht. O, daß mein Leben so kurz war, nur ein Morgen, der die Blüthen weckte, kein Mittag, der sie reifen konnte! Österreich, Österreich! schönste Perle, reichster Diamant der kaiserlichen Krone! ein neuer Morgen unsterblicher Verklärung dämmert heute wieder, wie damals, als sich Rom's Gewalt brach, als die uralte Finsterniß ihre verpesteten Pfeile gegen meine Brust sandte. Österreich, Österreich! mögest du stets der Welt gegenüber stehn wie heute, ohne andern Bundesgenossen, als deine eigne Kraft, ohne falschen fremden Beistand; gewappnet in deiner ächten Begeisterung, das Schwert blank, nicht beschmutzt durch sklavische Schmeichelei, durch blinde Unterwürfigkeit des Geistes! Österreich, Österreich! was brauchst du je fremde Macht? Du bist dir selbst genug, und so genügst du dem Besten; und keine Erdenmacht wird dich erschüttern! Österreich, Österreich! wie du heute kämpfen wirst,

se kämpfe immer, nicht durch die Macht der List und des Verrathes, nein, im Angesicht von Gottes freier Sonne, mit offner Stirn, zum Sieg des Lichtes und der Wahrheit. Möge all das Blut, was heute aus treuen Österreicher-Herzen strömt, wie diese Männerthräne aus eines todten Kaisers Aug', hinwegwaschen jede Makel, jeden Flecken, den die giftige Heimlichkeit, die Lüge, der Wahnsinn auf dein Wappen impfen möchte! — Komm her, du unentweihter Feldherrnstab, den heute eine ritterliche Rechte tragen wird, laß dich segnen mit meinem stärksten Gebet, mit eines Kaisers Gebet, den die Liebe zum Volk und zur Wahrheit im Grabe nicht rasten läßt! Dich, edler Feldherrnstab, soll man in späten Zeiten noch bewahren im Kronschatz des Landes; ein Talisman sei! Und ich taufe dich: Österreich über Alles. Wenn auch einst mein letzter Enkel längst im Grabe schläft, soll dich, du Talisman, keines Menschen Hand je gefährden. Auf, Neffe, wach auf! Der Morgen graut. Die Aveglocken schallen. Glück! Glück auf! — —"

Der Generalissimus fuhr vom Schlafe auf, rieb sich das Auge, und sah, wie der erste Morgenstrahl den Horizont in Purpur hüllte. Von den

Kirchthürmen aller benachbarten Dörfer und Ortschaften, in Stammersdorf, Deutsch-Wagram, Bertenlee, Aspern, Eßlingen und Stadt Enzersdorf klangen die Glocken zur Frühmesse. Der Erzherzog Karl zog die Erkundigungen von den Beobachtungsposten auf dem Bisamberge ein, ordnete, schaffte, begeisterte, war allenthalben. Mit jedem Ruck des Minutenzeigers schritt das Schicksal von Tausenden näher, langsam, unaufhaltsam. In den Augen des Generalissimus flammte die Gluth des Morgens.

Die neunte Stunde des Morgens war herangekommen; der Erzherzog ließ die Gewehre en pyramide stellen und abkochen. Manches Glas wurde mit vaterländischem Weine vollgefüllt und geleert und in die Luft geworfen, und Mancher, der die Scherben klirren hörte, dachte nicht daran, daß er den letzten Johannissegen getrunken. In des Oberfeldherrn Geist aber regte sich die gerüstete Pallas. Es war eine Lust, ihn auf dem kriegerischen Roß durch die Reihen seiner kühnen Kriegsleute hinsprengen zu sehen, nach Gerasdorf, wo der General, Baron

Wimpfen, der Chef ſeines Generalquartiermeiſterſtabes, ſich befand.

Um die Gewehrpyramiden waren allenthalben kampfluſtige Rotten gelagert.

„Kinder!“ rief zu ſeiner Compagnie der Korporal Horner vom Legionsbataillon des Fürſten Kinsky, — „Kinder, eure Hand! Ihr ſeid zwar meine Untergebenen, und Subordination muß ſeyn, aber wir wollen heute gleich und brüderlich ſein, — verſteht ihr? — unbeſchadet der Subordination: wir wollen feſt zuſammen halten; und der iſt ein Hundsfott, der ſich lieber ergibt, als in Stücke hauen läßt!“

Die drei Gemeinen Preſſich, Hirma und Schmerha führten das Wort für ihre Kameraden. „Herr Korporal!“ riefen ſie einmüthig, „es gilt! ein Hundsfott, der ſich nicht lieber in Stücke hauen läßt. Wer uns an den Leib will und uns zertrennen, der ſoll ſich noch bevor manche Säbelſcharte an unſern Knochen hacken. Wenn der gemeine Mann nicht einmal die Ehre hätte, was ſollte er denn haben? Lieber den Kopf in zehn Stücken, und die Ehre ganz! Wenn wir die miſerablen Schädel behalten und die Ehre geht in Trümmer, ſollen unſre Schädel.....“

Der Korporal Donner, vom nämlichen Batail-

-lon, trat zu den schlichten, derben, begeisterten Kriegsleuten. „Hab's gehört," sprach er, jedem der Wackern die Hand schüttelnd; „hab's gehört, bildsaubre Bursche Ihr! Wenn ich ein Weibsbild wäre, küßt ich Euch; für einen Schnauzbart aber schickt sich's nicht, Mannsbilder zu küssen. So denken wir alle, das ganze fürstlich Kinsky'sche Bataillon."

Der Oberlieutenant Cazan (von Chasteler) ging vor der Fahne des Bataillons rasch auf und nieder, welche der Fahnenträger in die Erde gepflanzt hatte. Der Feldwebel Pop von demselben Bataillon saß neben dem Fahnenträger, und plauderte. „Mein Seel!" sprach der Feldwebel unter Anderm, „es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt, als eine Fahne. Wie oft hab' ich dich schon beneidet, du wackerer Bursche, daß du die Fahne trägst! Wahrhaftig, die Fahne ist unser aller ächte Mutter; und ich denke mir's göttlich, die Frau Mutter glorreich aus Noth und Feuer heimzubringen. So eine Fahne hat wirklich etwas von Heiligkeit an sich: man schwört ihr zu, wie auf's heilige Haupt einer Mutter, und je älter sie wird und je öfter sie den Mühseligkeiten in's Auge blickt, je mehr ihrer Söhne

ſie durch den ehrlichen Soldatentod verliert, je ehrwürdiger wird ſie, um ſo feſter und inniger lieben ſich und halten zuſammen ihre Kinder, die übrig bleiben. In ihrer Jugend iſt ſie wie eine Braut, wird eingeſegnet und geweiht am Altar von prieſterlicher Hand, Kaiſerinnen ſticken ihr oft das Brautkleid; in ihren alten Tagen iſt's göttlich, wenn überirdiſche Begeiſterung ſie im Sturme voranträgt, und nun der zerriſſene Blüthenkranz und die verblichenen Bänder wie entfeſſeltes langes Haar einer Greiſin flattern. Könnt' ich an dieſem Tage die Fahne tragen, wie eine Mutter, — das Leben gäbe ich freudig drum."

Der Fahnenträger blieb ſtumm und ernſt während des Feldwebels begeiſterter Rede.

„Du ſchweigſt, Kamerad?" fragte ihn der Feldwebel; „du biſt in Gedanken verloren! — Woran ſonſt kannſt du am heutigen Tag noch denken, als an die Fahne, die Mutter des Bataillons?!"

„Ich denke an meine Mutter daheim!" erwiederte der Fahnenträger. — —

„Pap!" rief plötzlich der auf und nieder wandelnde Oberlieutenant Cazan.

Der Feldwebel ſtand auf, und nahte ſich ehr-

furchtsvoll dem Oberlieutenant: „Herr Oberlieutenant kommandiren?“

„'s wird heute wohl ein Wetter geben! Verstanden?“

„Ja! ich denke auch; die Luft ist schwül; Donner und Blitz gibt's gewiß! Wenn's regnet, gebe Gott, daß die Franzosen in die Traufe kommen!“

„Wenn's heute eine Bataille gibt, — heute bleib' ich nicht auf dem Platze; aber die nächste Affaire kann mich wohl mitnehmen.“

„Gott geb's für jetzt und immer, Herr Oberlieutenant, daß uns der Tod vorbeigeht; wenn er Appetit hat, müssen wir's leiden und bleiben, mit Respekt zu vermelden, honette Kerls, bis uns die Seele aus dem Leibe fährt.“

„Dies Mal nimmt's mich gewiß nicht mit; mir ist so frisch und froh zu Muth. Pap! wie viel Uhr ist's jetzt?“

„Neun Uhr, Herr Oberlieutenant.“

„Bis morgen um die Zeit kann einer von uns dreien (er zeigte auch auf den Fahnenträger) im ewigen Leben sein!“

„Tröst' uns Gott, Herr Oberlieutenant!“

„Pap! soll ich Ihnen vielleicht was bestellen?

wenn . . . . . Verſtanden? Das Glück iſt kugelrund und der Tod auch.“

„Drum iſt der Tod für einen Soldaten auch ein Glück . . . . Danke, Herr Oberlieutenant! für den guten Willen. Ich habe Niemand mehr auf der Welt, Vater und Mutter nicht, und meine Brüder ſind auch todt; Geld habe ich auch keines. Was alſo vermachen? Darf ich mich Ihnen wechſelſeitig anbieten? . . .“

„Pah! . . . . Pap! Die heutige Bataille, wie geſagt, krümmt mir kein Haar; wenn ich doch Alles ſo gewiß wüßte!“

Der gefürchtete Marſchall Davouſt ſtand in einem Kreiſe von franzöſiſchen Offizieren und hielt Standrecht. Ein Spion war eingebracht worden, den der Marſchall ſelbſt auf einem kleinen Nachen über den Arm der Donau ſchiffen geſehen hatte; der Fährmann, der ihn auf der Inſel Lobau an's Land geſetzt, war augenblicklichſt wieder zurückgefahren.

„Ich kann ja nichts dafür! Um Gotteswillen, ich kann ja nichts dafür!“ ſchrie der Ärmſte in ſeiner Todesangſt. „Ich bin gewiß kein Polizeiſpitzel;

auf Ehre! nicht einmal bis zum Grundwächter habe ich es je gebracht."

„Was hatte der Mensch hier zu suchen?" fragte der gefürchtete Marschall, die Stirne runzelnd, den armen Wicht durch seine stechenden Blicke durchbohrend.

„Wen ich gesucht habe?" erwiederte der Befragte; „den Bader und den Friseur hatte ich suchen wollen, damit ich nicht eingesperrt werde. Ein schöner Ausweg, Blei in den Leib zu bekommen, um eine alte Frau zu heirathen und nicht eingesperrt zu werden! — Nichts davon zu haben und todtgeschossen zu werden! 's ist zum Schlagtreffen. Ist das Todtschießen so eine Kleinigkeit? Sie werden doch nicht in's Blaue schießen wollen! Sie treffen nichts, meine Herren, wenn Sie mich auch treffen; ach! denn ich bin ja nichts, und wenn ich nichts bin, werde ich doch gewiß kein Polizeispitzel oder Spion sein; nicht einmal Verwalter bin ich mehr. Ich bitte Sie um Gotteswillen: schenken Sie mir das Leben. — Sie machen mich unglücklich auf die Zeit meines Lebens, wenn Sie mich todtschießen lassen. — Nützt's nichts? — Na! mir ist's auch recht. Schicken Sie nur wenigstens nach dem Bader, nach

dem alten Herrn Anſelm, damit er doch wenigſtens meiner Braut ſagen kann: Gnadl kommt nicht mehr! Gnadl iſt den Heldentod geſtorben für's Vaterland und ſeine Liebe! — Nehmen Sie doch Raiſon an! Schauen Sie: ſoll ich denn wirklich ſchon ſterben? bin noch ſo jung, ſo ſchön! — Was haben Sie denn davon, wenn Sie mich todtſchießen laſſen? — Sehen Sie: Sie haben nichts davon, und ich noch viel weniger. — Kreuz Sapperment, laſſen Sie mich aus! — Ich bin ja unſchuldig, — ich bin ja ein guter Kerl; ich werde aber verrückt, wenn Sie mich todtſchießen laſſen. — Glauben Sie, das Todtſchießen thut nicht weh? Probiren Sie's ſelber zuerſt!"

„Ich habe es ſatt, den verrückten Schurken ſchwatzen zu hören," donnerte Davouſt; „Herr Oberſt! übernehmen Sie den Kerl!" Er winkte einem der Offiziere, welche im Kreiſe ſtanden.

Inzwiſchen ſprang Pariſerl, der mit ſeinem Herrn die Expedition unternommen hatte, herbei, heulte, als ob er die Gefahr Gnadl's begriffe, winſelte, leckte ihm die Hand und wedelte traurig, angſtvoll mit dem Schweife.

„Da ſchauen Sie das gute Thier an!" rief Gnadl verzweiflungsvoll und gerührt von der Treue

seines Hundes; „erbarmt Sie der Hund nicht? Ist das auch Gerechtigkeit? Steht nicht geschrieben: „Der Gerechte erbarmt sich auch des Thieres?“ Ich versichere Sie, der arme Hund grämt sich zu Tode, wenn mir ein Leid geschieht. Wenn Sie sich auch um meinetwillen nicht über mich erbarmen, so begnadigen Sie mich doch wegen des Hundes.“

Ein Grenadier trat zu dem Marschall und brachte ihm eine Botschaft.

„Gottes Donner!“ schrie Davouſt, „er stirbt? Ist Niemand, der ihn rettet? Der treue Grenadier ist mir Goldes werth. Laßt mehrere Wundärzte zusammen kommen! sie sollen rathschlagen. Vielleicht ist doch noch Rettung für ihn, der mich jüngst heraushieb!“

„Ich weiß einen Wundarzt!“ rief Gnadl schnell; „ich weiß einen geschickten alten Mann: es ist derselbe, den ich suche; er muß sich hier befinden. Ich will ihn suchen, wenn Ew. Gnaden erlauben.“

Davouſt ließ sich Gnadl's Rede dollmetschen und sah ihn mißtrauisch an; da trat der Oberst aus dem Kreise, dem der Marschall früher die Expedition aufgetragen, faßte Gnadl in's Auge, und sprach lächelnd: „Ja, er ist's!“

„Ew. gräfliche Gnaden!“ schrie Gnadl, der ihn gleichfalls erkannte; „sein Sie mein Schutzengel, gestehen Sie, daß Sie mich kennen, daß ich kein Spitzel bin', daß ich viel zu dumm dazu bin, daß ich ein guter Kerl bin, daß ich eigentlich nur im Hunde-Abrichten meine Force habe, daß ich Gnadl heiße, daß ich einmal ein Grobian gegen Sie gewesen bin wegen des Kasperl; . . . daß ich Ihnen den vermaledeiten böhmischen Baron vorgezogen habe. — Ah, — — lassen Sie Gnade für Recht ergehen!“

Er konnte in der Verwirrung nicht weiter sprechen. Der Oberst lachte endlich laut auf, und sprach dann zum Marschall: „Ich möchte mich fast verbürgen, daß dieser Patron kein Spion ist; denn, wie er selbst gesteht, der Zustand seiner Geisteskräfte reicht nicht hin, ihn zu einem solchen Schurkenstreiche zu befähigen.“

„Daran kenne ich meinen italienischen Grafen!“ rief Gnadl begeistert von Dank, Freude und Rührung, indem er dem Obersten zu Füßen fiel. „Ew. Durchlaucht! befehlen Sie über mich, wie Sie wollen; ich will Ihnen eine ganze Kolonie von Pudeln abrichten und vernünftig machen . . . .“

Der Marſchall befahl kurz und ſtreng, den armen Teufel frei zu geben. Gnadl küßte Davouſt's und des italieniſchen Oberſten Stiefel und ſtand dann auf, um ſich in Sicherheit zu bringen.

„Komm, treuer Pariſerl!“ rief er ſeinem Hunde zu, der freudewedelnd an ihm hinaufſprang.

„Der Hund bleibt da!“ ſprach der italieniſche Oberſt. Gnadl zerdrückte eine Thräne im Auge, küßte ſeinen Hund und ging.

So ein Mittag, wie der des 21ſten Mai 1809 kömmt nicht bald wieder. Ja, es war der Mittagsglanz der Ehre, der auf die Häupter der Öſterreicher herniederſtrahlte, der Mittagsglanz der Verheißung und Sehnſucht. Vom Himmel wich eine Wolke nach der andern, als ſollte eine Makel nach der andern auf ewig hinweggetilgt werden; Sabbathfeierſtille hielt die Natur, dem großen Ereigniſſe lauſchend. Zwölf ſchlug's; und mit dem erſten Hall der Glocke, der ſich auf den Weg machte, die Hungernden zum ſtärkenden Mittagsmahl zu laden, brachen auch die öſterreichiſchen Krieger in fünf Colonnen auf, die Feinde zu Gaſt zu bitten, ſelbſt hungernd nach Ehre, dürſtend nach Sieg, Tod und

Unſterblichkeit. Wie luſtig wirbelten die muthigen Trommelklänge durcheinander! die Trompeten ſchmetterten, als ritten die Reiter zum Tanz oder zum Tedeum in den Tempel des Herrn. Fünf und ſiebenzig tauſend Herzen ſchlugen hoch und feurig für den Kaiſer und das Vaterland; zwei hundert acht und achtzig Feuerſchlünde trugen tauſendfachen Tod wie einen koſtbaren Schatz im Herzen, lüſtern, ihn verſchwenderiſch auszuſtrömen, wie des Himmels freudetrunkene Augen einen Frühlingsregen ſtrömen über die lechzende Saat. Zum Erntefeſt war Alles bereitet; die Tänzer ſchritten aus; die markerſchütternden Flöten und Pfeifen, die vollſtimmigen ernſten Hörner, Poſaunen und Hoboen, die ſchrillernden Glöckchen und Handpauken weckten und lockten. Und als die Kriegsleute die zweite Colonne heranrücken ſahen und an ihrer Spitze den Vorfechter des Hauſes Öſterreich, den königlichen Feldherrn, den Erzherzog Karl, da brach, Muſik und Trompetenruf übertäubend, donnernd das Feldgeſchrei los: „Es lebe unſer Kaiſer!“ — „Es lebe der Erzherzog Karl!“

Der Nachmittag war heißer noch, als der Mittag. Obgleich das Gewitter losgebrochen, obgleich

viele Tauſende Donner unabläſſig die Luft durchpulſten, ward es nicht kühler. Dicht durch einander wogte die Schlacht. Der ſchlichten Ortſchaft Aſpern hatte das launiſche Glück den Preis der Unſterblichkeit zugedacht gegen die Bedingung der Vernichtung, — eine Feuerprobe, welche alles Irdiſche durchgehen muß, wenn er der Unſterblichkeit würdig werden ſoll. Was auferſtehen ſoll, muß vorerſt eingeſargt werden. Und ſo wird auch Oeſterreich, weil es eingeſargt iſt, wieder auferſtehn. — Die Schlacht wogte, bis die Nacht herabſank, und ihr Thau die Wunden kühlte und auf die Todten träufte; der andere Morgen wetteiferte mit dem vorigen Nachmittag.

Die Kirchhofmauer zu Aſpern war eingeriſſen, war zum feſten Bollwerk benützt worden, um deſſen Beſitz ſich zwei erbitterte Feinde ſtritten. Der Feldmarſchall Lieutenant Hiller hatte Kirche und Pfarrhof in Brand ſtecken laſſen.

„Herr Jeſus!“ wimmerte eine klägliche Stimme auf dem Kirchthum. Schüſſe donnerten gegen den Thurm und aus deſſen Lücken, welche zu Schießſcharten benützt wurden.

„Sacre nom de Dieu!“ fluchte eine andere Stimme.

„Le diable m'emporte! . . . . "

„Ich bin des Todes . . . Es brennt! Es brennt!"

„Vive l'empereur!"

„Gott erhalte Franz den Kaiſer, und nach ihm mich ſelbſt! Wenn mich Gott nicht erhält, muß mich der Kaiſer als Invaliden erhalten."

„Ah! . . . . " ein Schuß traf den Schützen auf dem Kirchthurm mitten in's Herz.

„Iel, iel, monsieur le chirurgien! Il meurt!"

„Keine Rettung! Gott ſei ihm gnädig."

„Gott ſei auch mir gnädig! — Jeſus, Maria! — Pariſerl, was willſt denn du hier? — Hund! nimm mir's nicht übel: aber du biſt ein dummer Kerl; ſeinem Herrn ſo treu zu ſein, iſt viehmäßig. Wie biſt du denn dem italieniſchen Grafen entkommen? Wie haſt du denn meine Spur gerochen mitten im Blut und Pulverdampf? Hol' mich der Teufel, Pariſerl, du verdienſt einen Orden für deine Treue! Pariſerl, laß dich küſſen! — Sapperment! ich muß meine Naſe zurückziehn von dieſer Oeffnung; ſonſt riskire ich, daß ſie mir mitten aus dem Geſicht hinweggeſchoſſen wird."

„Vive la liberté! — Je me meurs! — la liberté ne mourra pas! . . . . "

„Befehlen Sie Ihre Seele dem Herrn, hier kann ich nicht mehr helfen; der Tod ſpottet meiner Kunſt.“

„Gelobt ſei Gott! da höre ich einen Wiener. Ja, ja, das iſt Anſelm's Stimme!“

„Ein Wiener? He, Landsmann! wo ſteckt Ihr?“

„Oben im Thurm, dicht unter'm Dach. Ich dachte: dort ſei es am ſicherſten; ſie würden doch nicht ſo irreligiös ſein, die Franzoſen, und einen Kirchthurm zuſammenſchießen!“

„Landsmann, wer Ihr immer ſeid, Ihr ſeid von Sinnen! — Kommt eilig herab; es brennt über Eurem Kopfe!“

„Jeſus, Maria!“

„Schnell, ſchnell! Schuß fällt auf Schuß! Zum fünften Mal ſtürmen die Oeſterreicher. Gott ſchütze ſie und unſern Erzherzog Karl! Vivat!

„Ich komme, ich eile hinab; mein Seel'! das Sparrwerk brennt und ſtürzt, die Ziegel fallen. Herr Jeſus! Wenn unſer einer jetzt ein Roſtbraten wäre, wüßte er doch gewiß, daß er braun gebraten wird. Aber ſelbſt für einen Kalbskopf, für einen ſaubern Hecht iſt die Feurung zu mörderiſch.“

„Eilt, eilt!“

„Löſcht Niemand? Helft, helft! Ich kriege ſonſt den Brand. In meinem Leben hatte ich nie ſolchen Durſt nach Waſſer. Die Beine könnte man ſich auch noch brechen bei dem ſchnellen Hinabeilen über die Stiege. Zudem bin ich ſchwindlig.“

„Hol' Euch der Teufel!“

„Lieber der Teufel, als die Franzoſen. Da bin ich!“

„Wo?“

„Da!“

„Der Dampf hüllt Alles ein. Reicht mir die Hand, Landsmann! Heil, Heil! Glück auf! die Unſern ſiegen. Jetzt will ich gerne ſterben.“

„Ich nicht; — lieber laß' ich mich einſperren.“

„Zum Teufel auch! das iſt ja der Pudelnegoziant.“

„Aufzuwarten, Herr Anſelm! — Mir nach, Pariſer! Willkommen, Landsleute! Herr Anſelm, ich habe Sie lange genug geſucht; hier dachte ich Sie nicht zu finden.“

„Wie Gott will. Schließen wir uns raſch an die Unſern an. Ich danke dem Herrgott, daß die Kriegsfortuna mich aus der Gewalt der Franzoſen

befreit hat. Jetzt mag mich gleich eine Kugel treffen, so sterbe ich doch bei den Meinen!"

Vivat Oesterreich! Kommen Sie, Herr Anselm; vom Sterben hat man nichts. Es ist doch viel vernünftiger, wenn wir uns fein still und säuberlich unter die Unsern schleichen. Himmel, da wird mordmäßig eingeheizt! Herr Anselm, hier ist's nicht zum Aushalten! Ich weiß, was ich thue, um nicht blessirt zu werden, ich stelle mich blessirt. Herr Anselm, schleppen Sie mich in's Spital!"

Die Woge des Kampfes verschlang die beiden Männer.

Mittlerweile stand auch das Kinsky'sche Bataillon im ärgsten Feuer. Die wackeren Compagnien fochten wie die Löwen, Stirn an Stirne, gegen den Feind. Da donnerte ein mörderischer Kartätschenschuß mitten unter die braven Compagnieen. Die Verwirrung des Augenblicks war groß; im Gedräng und Getümmel, in der dadurch keineswegs unterbrochenen Wuth der Gegner, welche das Gewühl des Handgemenges vermehrte, wurden die Korporale Donner und Herner und die Gemeinen Pressich, Hirma und Schmerha von der Masse ihres

Bataillons getrennt und von der furchtbaren feindlichen Cavallerie umringt.

„Denkt an den heutigen Morgen, Kameraden!“ rief der Korporal Donner mit Löwenstimme. „Ein Hundsfott, — wer sich nicht lieber in Stücke hauen läßt. Drauf und dran! Hurrah! Habt die Pferde im Aug'! Wie viel sind unser? Fünf! Gut! So nimmt ein Mann drei auf sich.“ — Der wüthende Kampf der Verzweiflung begann; die Uebermacht der feindlichen Reiter hielt sich nicht lange gegen die fünf Löwen vom Kinsky'schen Bataillon. Die fünf Löwen hatten scharfe Klauen: sie hieben durch, wenn auch zerhackt von manchem Hieb. Es war eine Löwenthat. —

„Hieher!“ schrie Gnadl angstvoll dem alten Anselm zu; „wir dürfen uns nicht mehr trennen.“

„Ich kann Sie nicht sehen; der Pulverdampf umnebelt mein Aug'.“

„Horchen Sie auf meine Stimme! Ach, das ist ein heißer Abend!“

„Jetzt verzieht sich der Rauch auf einem kleinen Fleck. — Um Gotteswillen, geben Sie Acht, Gnadl! sonst sind Sie des Todes.“

Rosseshufschlag schallte und Rädergerassel, und

ein jubelndes Geſchrei. Gnadl ſprang auf die Seite.

„Larda! rief Anſelm.

Der Angerufene, ein gemeiner Küraſſier vom Regiment des Herzog Albert, ſah ſich um, als er ſeinen Namen nennen hörte.

„Was bringt Ihr, Larda?“

„Ach, Ihr ſeid's, Vater Anſelm! — Gott grüß' Euch! Schaut! einen Sechspfünder bring' ich mit ſeiner Beſpannung. Der Feind hatte ſich die Mühe genommen, ihn uns davon zu führen; da hieb ich ihn denn wieder aus! Ich dachte: Was? ein Sechspfünder iſt auch ein Kamerad, man muß ihm helfen.“

Die Worte des kühnen Reiters verhallten; Gnadl ſchritt näher zu Anſelm, und fragte ihn: „Kennen Sie den Küraſſier?“

„Ich habe ihm vor einiger Zeit eine Kugel aus dem Leibe gezogen,“ erwiederte Anſelm; „darum hat er mich erkannt. Es freut mich, daß der Wackere noch lebt.“

Die beiden Männer machten ſich Bahn durch das Schlachtfeld, um einen ſichern Ort zu gewinnen; doch war an jenem Tage das Feld wie das Ufer

des Meeres bei Ebb' und Fluth: der Fleck Erde, der eben noch leer ſtand, war in der nächſten Sekunde von Blut, Kampf und Tod überſtrömt.

Ein Sterbender röchelte; es war der Fahnenträger vom Bataillon Chaſteler. „O meine Mutter!“ war ſein letzter Seufzer. Gnadl und Anſelm ſtanden unwillkührlich ſtill und betrachteten den Sterbenden mit tiefer Rührung. Indeſſen hatte der Oberlieutenant Cazan, dem der Sterbende die Fahne vertraut, ſie muthig entfaltet; ſeine Augen leuchteten wie Blitze. „Mir nach!“ rief er, „mir nach!“ Während ſeiner Rede fuhr ihm eine Kugel mitten in's Herz. Er griff mit der Hand nach der Wunde und taumelte zurück. Der Feldwebel Pap ſprang raſch herbei. „Pap!“ rief der todeswunde Oberlieutenant, „ich denke, es wird doch heute meine letzte Bataille ſein. Längſt war es Ihr Wunſch, die Fahne zu tragen; da nehmen und tragen Sie ſie fröhlich und glorreich zum Sieg! . . . Es lebe der Erzherzog Karl! . . . “

Der Feldwebel ergriff die Fahne mit muthiger Fauſt. „Komm, treue Mutter!“ rief er begeiſtert und wehmüthig, „laß dich von liebenden Armen tragen in Noth und Tod. Haſt heute zwei wackere

Söhne verloren. Laß flattern den Brautkranz auf deinem Haupt! Voran, voran!

Zwei Männer schritten, ungesehen von allen Kämpfenden, rastlos das Schlachtfeld auf und nieder durch den dicken Pulverdampf hindurch, durch die lange Gasse von Aspern, auf den blutigen Aeckern, durch die Bollwerke des Kirchhofs, durch Flammen und Verheerung. Der eine war ein schlichter Ackersmann, grauhäuptig, mit verloschenen Blicken und Zügen; drängte sich in jedes Handgemenge und holte mit seinem Handwerkszeug, der scharfen Sense, in weiten Bogen aus, es galt ihm gleich, welche Frucht er mähe, ob Freund, ob Feind. Auch den Pflug führte er; und senkte das scharfe Pflugeisen schonungslos in die Leiber, über die er schritt. — Ein milder Wundarzt war der andere, stand bei jedem Sterbenden, den sonst Niemand beachtete, träufelte ihm Balsam in die Wunden, daß er leichter sterben könne, und segnete ihm die Seele aus mit himmlischem Trostspruch, mit warmer Verheißung. Wo der Erzherzog wandelte, da schritt er vor ihm her, und entfaltete, nur gesehen von dem geistigen Auge des Feldherrn, ein lichtumflossenes rothes und weißes Banner, darauf

flammte, wie Sonnenglanz, die Losung: Oesterreich für immer!

VI.

Die Wiederkehr.

Die Straßen der Kaiserstadt wimmelten von Verwundeten, welche man nach der mörderischen Schlacht bei Aspern nach Wien transportirt hatte. Die Spitäler reichten nicht hin; die wackern Bürger von Wien boten zu diesem Behuf ihre Häuser an, und sahen nicht darauf, wen sie verpflegten, ob es ein Landsmann war oder ein Feind. Rege Geschäftigkeit beseelte besonders die Frauen, welche ja stets in den Zeiten der Noth wie schützende Engel walten: Charpie wurde gezupft, Linnenzeug zu Verbänden zerschnitten. Die Krankenstuben galten wie Heiligthümer; die ärmsten Familien beschränkten sich in ihre Winkel, um nur den Verwundeten ein ruhiges Asyl zu bereiten. Gleich als wären die wunden Krieger liebe Söhne oder Brüder oder Väter, so walteten ohne Unterschied an den Krankenbetten die wackern Matronen und lieblichen Töchter der Kaiserstadt. Ein frisches Leben hatte der Ruhm der österreichischen Waffen in allen Herzen angefacht;

trotz der vielen Beschränkungen im Hauswesen, trotz der mannichfachen Schmerzen über die frühere Bedrängniß, die noch wie scharfe Stacheln in den Herzen der Wiener hafteten, waltete auch wieder der Geist der Fröhlichkeit im Festtagsgewande. So sind ja die Wiener! Gott erhalt' euch so für ewige Zeiten, ihr Athenienser an der Donau!

Die Frau Schöllin stand vor dem kleinen Spiegel und putzte sich im Sonntagskleide. Josephine stand wehmüthig lächelnd neben ihr. Anselm, der vor kaum zwei Stunden wiedergekehrt war und die Freude in's Haus gebracht hatte, drückte der Wittwe seines Enkels die Hand, und betrachtete dann liebevoll den kleinen Franz, der in der Wiege lag und ihn mit herzigen blauen Aeuglein freundlich anblickte. Die alte Katze, ein gar gemüthliches Thier, saß klug und bescheiden auf dem Ofen.

„Frau Mutter!" sprach endlich Anselm, „Sie putzen sich ja heute wie ein achtzehnjähriges Mädchen; ich wette, Sie stechen die junge Braut aus."

„Nun!" erwiederte die alte Frau gutmüthig, „die Braut ist zwar etwas jünger, als ich, aber blutjung eben auch nicht. Mein Gott, es werden doch viele dumme Streiche in der Welt gemacht! — Und was

nſll man thun? — Man muß eben zuſehen. Und weil mir doch die Nachbarin gar keine Ruhe gelaſſen hat, ſo muß ich halt noch in meinen alten Tagen mit ihr geh'n; ich thue es ohnehin nur, um die gute Nachbarſchaft zu erhalten."

Inzwiſchen pochte es an der Thüre; die Frau Schöllinn warf ſchnell ein Tuch über ihr Corſett. Gnadl trat herein, hinter ihm ſein getreuer Pariſerl der ſeinen Herrn durch alle Gefahren begleitet hatte. „Nun, da bin ich!" rief er. „Habe ich Ihnen den alten Herrn mitgebracht? Ha, — er iſt mir vorausgeeilt! Hören Sie: das waren zwei heiße Tage! Ich könnte eine Komödie ſchreiben, was mir alles paſſirt: zuerſt wäre ich bald ertrunken, dann beinahe gehangen worden, dann faſt verbrannt, dann von Kanonen überfahren worden. — Na! in meinem Leben gehe ich nicht mehr vor die Linie *) hinaus. — Aber wo iſt denn meine Braut, die Madame Schmalzlin?"

Die Frau Schöllinn lachte.

„Hat ſich was zu lachen!" eiferte Gnadl. „Wenn ich auch ihren Sohn nicht gefunden habe, ſo wäre

*) Die äußeren Mauern der Vorſtädte.

ich doch mehr als ein Mal beinahe für ſie geſtorben. Ha! iſt das nichts? — Nun, ich glaube: ihr Sohn liegt auch in Aſpern und kommt nicht mehr."

„Fehlgeſchoſſen!" riefen Anſelm und die Schöllin zugleich.

„Nun, nur nicht ſo ſpöttiſch!" brauste Gnadl, der ſeit ſeiner überſtandenen Heldenfahrt eine ſehr noble Miene angenommen hatte. „Wo wird er denn ſein? In Aſpern iſt er gewiß; oder — es wäre auch der Fall möglich, daß er nicht dort iſt."

„Wiſſen Sie, warum er nicht in Aſpern iſt?" fragte die Schöllinn.

„Nun, warum?"

„Weil er gar nicht von Wien fortgekommen iſt."

„Das wäre der Teufel!"

„Im Seltzerkeller ſteckte er die ganze Zeit über, ſeit er den Franzoſen bei'm Ausrücken echappirte."

„Hören Sie auf! — Pfui Teufel! der Feigling! — Und alſo wäre ich umſonſt in's Feuer gegangen? Alſo wäre ich geprellt? Ha! Satisfaction! Satisfaction! Ein Dekreter, und ſo feig! Ja, ja! — was kann man von einem luſtigen Friſeur anders erwarten?"

„'s iſt einmal ſo! Und wenn Sie die Madame

Schmalzlin ſehen wollen, ſo kommen Sie in einer Viertelſtunde nach St. Stephan; dort wird ſie mit dem Ingroſſiſten kopulirt.“

„Was? das iſt nicht möglich!“

„'s iſt doch ſo. Ich bin eingeladen. Sie hat nach reiflicher Ueberlegung gefunden, daß es doch beſſer iſt, einen k. k. Beamten zu heirathen.“

„So? Hm, hm! — — Und Himmel-Mohren-Element! warum wäre ich denn in die Bataille gegangen? Wenn wir jetzt nicht im Mai wären, ſo würde ich glauben, man hätte mich in den April geſchickt. Aber ich weiß, was ich thue! Ich verſchmähe die Treuloſe; ſie ſoll ſelbſt zuſehen, wer ihr jetzt meine Schulden bezahlt. — Und heirathen muß ich auch! Herr Gott, heirathen muß ich! Aber ich weiß, wen ich heirathe: ich heirathe das Fräulein Minna!“

„Die wird heute auch kopulirt.“

„Wo denn?“

„Bei den Jeſuiten am Hof.“

„Und wer iſt denn der Bräutigam, wenn ich fragen darf?“

„Der Commis ihrer Tante, der Herr Zeiſig!“

„Gratulire ihr zu dem lockern Zeiſig! — O ich

Gimpel! So betrogen zu ſein! 's iſt zum Raſendwerden. — Aber ich weiß, was ich thue; ich habe eine Reſerve, will Sie Ninna nicht, ſo will die Nanni gewiß: — ich heirathe die Tochter vom Seitzerwirth, die ohnehin ſeit langer Zeit immer mit mir zärtliche Blicke wechſelt und vor lauter Liebe das Lächeln nicht verbeißen kann, wenn ſie mich anſieht. O mir bleibt doch gewiß Eine Reine, Feine, Kleine, die ich meine, die wird die Meine. — Ich heirathe ſie halt!"

„Das wird wohl nicht ſein können!"

„Nun! und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil auch ſie heute kopulirt wird."

„Wollen Sie mich närriſch machen? — Wo denn?"

„In St. Stephan."

„Mit wem denn?"

„Mit dem jungen Schmalzl, der Meiſter geworden iſt und einen Friſeurladen eröffnet."

„Mit dem Perückenſtock? mit dem Windbeutel? das iſt ja prächtig! das iſt ja himmliſch! Der Teufel ſchlage drein! — Das iſt ja eine ganze Litanei von Glückſeligkeiten, ein wahrer Speiſezettel von Hochzeiten! O Undank, Undank! — Ha!

aber Gnadl iſt großmüthig und wird verzeihen; ja er will noch mehr thun: er will ſogar von einer Hochzeit zur andern gehn und den Treuloſen gratuliren; ſo edel will ich mich zeigen. Ich will trunken ſein — vor Großmuth; will bei jeder Hochzeit, bei jedem neuen Dolchſtich mich fröhlich und luſtig bezeigen. — 's iſt zum Teufelholen!“

„Sie können jene Geſchäfte auf ein Mal abthun; denn alle drei Hochzeiten werden auf der Mehlgrube gefeiert.“

„Das iſt verflucht! So muß ich mir meine drei Räuſche auf einmal antrinken. Drei Geſchäfte auf ein Mal? das geht nicht. Warum hieße man mich denn den Geſchaftlhuber? Nein! eins nach dem andern. — Adieu! Adieu! Bei der Hochzeit ſehen wir uns wieder. — Iſt es nicht eine Treuloſigkeit des Schickſals, mich ſo zu enttäuſchen! Wenn ich kein guter Kerl wäre, würde ich jetzt ein Unglück anrichten. Na! wenn ich jetzt nicht unglücklich bin, ſo iſt wahrhaftig ein Bettelmann ein Millionär; ſo wachſen auch Dukaten ſtatt gelber Rüben; ſo wird das Paternoſter-Gäßchen noch eine Avemaria-Straße; ſo bin ich, der ich doch ein Held bin, ein feiger Kerl; ſo habe ich nicht mehr Courage im Leib, als Geld

im Sack! — Menſchen, Menſchen! ich ſage euch Lebewohl. Zu meinen Hunden will ich mich wenden; ein Hund hat Treue, — nicht wahr, Pariſerl? — Menſchen ſprechen von Treue nur, um ſie brechen zu können. Kein Menſch auf der Welt hat noch ſo viel riskirt als ich, und jetzt, da ich, Gott ſei Dank! glücklich wiederkehre, was hab' ich jetzt davon? — Ich gehe als Cadet unter die Menſchenfeinde; ich werde Gemeiner bei den Menſchenfeinden. — Wenn meine Hunde nicht wären! O meine Hunde! euch gehöre ich jetzt ganz an, will mich euzer Bildung weihen. Adieu, Adieu!"

Er ſtürmte fort. Mitleidig lächelte Anſelm; die Frau Schöllinn machte ihren Putz fertig, und erwartete den Herrn von Taffet, welcher ſie zur Kirche abzuholen verſprochen hatte. Anſelm blieb bei Joſephine'n.

Der Herr von Taffet traf endlich ein, grüßte herzlich in ſeiner drolligen Weiſe, gratulirte dem Herrn Anſelm zu ſeiner Rettung auf dem Schlachtfelde, und bot der Frau Schöllinn zierlich den Arm.

Als der Herr von Taffet mit der Frau Schöllin fortgehen wollte, brachten zwei Träger einen zum Tode verwundeten Franzoſen herein, welcher,

in ſeinem bedauerlichen Zuſtand, die Milde der Familie in Anſpruch nahm. Joſephinens Auge ward feucht; auch Anſelm und die Schöllinn zitterten am ganzen Leibe — ſie gedachten des ſeligen Michael Dreull.

„Mitleid!“ ſtammelte der Todeswunde in gebrochenem Teutſch.

„Unſern letzten Pfennig wollen wir opfern!“ riefen Joſephine, die Schöllinn und Anſelm einſtimmig, und Joſephine fügte hinzu: „Wunder Krieger! ich will Sie pflegen; betrachten Sie dies Haus wie Ihr Vaterhaus. Ach! ſo ſchmerzliche Erinnerungen mir dieſer Anblick in der Seele weckt, daß mir das Herz vor Kummer faſt zerſpringen möchte, ſo gern bin ich doch bereit, Alles aufzuwenden, um Ihre Lage zu erleichtern. Ach! ſo lag er ja vor mir in ſeinem Todesſchmerz, und ich konnte ihn nicht einmal mehr ſeh'n vor ſeinem Ende; war mir doch ſelber der Tod nahe. Ich will mir vorſtellen: ich ſähe ihn, ich ſähe ihn wieder, pflegte ihn, der mein Alles war, träufte meine Thränen in ſeine Wunden!“

„O Gott, o Gott! ſprach Anſelm zu der gramverſunkenen Wittwe, „Joſephine, geben Sie ſich

Ihrem Schmerz nicht hin! Laſſen Sie ruh'n in Frieden, was in Frieden entſchlief."

„Und ſteigt nicht ſein blutiger Schatten aus der Erde?" entgegnete Joſephine, in ihrem Kummer ſchwelgend. „Sehe ich ihn nicht, wie er mit dem Finger ſeiner Rechten auf ſein todwundes Herz weiſt und mir zuruft: Lebe wohl! O, warum bin ich kein Mann und nicht zur Rache geboren, um meine Thränen in Galle zu verwandeln! Verzeiht, meine Guten! Mein Geiſt ſchwärmt; mein Bewußtſein drängt ſich nur nach dem einen Punkt hin, nach meiner Liebe, die mir der feindſelige, heimtückiſche Mord ſtahl; mein weibliches Herz ſchwillt vor Sehnſucht nach Rache, indem ich dieſen erblicke, der auch das feindſelige, verhaßte Kleid trägt, wie meines Gatten Mörder."

„Herr Jeſus!" rief der Herr von Taffet, — „wenn mich mein Gedächtniß nicht an der Naſe führen thut, ſo iſt mir dies franzöſiſche Geſicht bekannt. — Wo ſah ich's doch? Mein Seel! ich weiß zwar vor den vielen Nämen, die mir im Kopfe liegen, nicht mehr, wie ſein Name iſt; aber doch iſt mir, wie geſagt, dieſe Phyſionomie bekannt. Ja! er iſt's; es iſt derſelbe Franzoſe, welcher auf unſere

geſchickten Hartilleriſten auf der Baſtei geſchoſſen und den guten Dreull getroffen haben thut.“

„Jeſus, Maria!“ ſchrie Joſephine. Sie war einer Ohnmacht nahe; Haß, Verzweiflung und Durſt nach Rache ſtürmten ungeſtüm gegen ihr ſchwaches Herz an; jeder Puls, jede Ader zuckte ihr wie im Fieber; aus ihrem flammenden Auge ſchien der Tod wie ein ſcharfer Pfeil auf den wunden Krieger einzubrechen. Beſorgt nahten ſich ihr Anſelm und die Schöllinn.

„Laſſ't mich!“ rief Joſephine mit ſtarker Stimme. „O Gott! warum bin ich nur ein ſchwaches, ohnmächtiges Weib. Haltet mich nicht! Feſſelt meine Arme nicht! Bei'm Himmel, ich kenne euch nicht; ihr alle ſeid meine Feinde, die mich tödten wollen. Gerechter Vergelter droben! das iſt dein Fingerzeig, daß er in meine Gewalt gegeben iſt. Wiederkehr für Wiederkehr!“

Erſchüttert, lautlos ſtanden die Anweſenden, Zeugen dieſes furchtbaren Momentes. Anſelm war der erſte, welcher das gräßliche, unheimliche Schweigen brach. „Joſephine!“ ſprach er ernſt und ſanft, — „ſind Sie eine Wienerin?“

Joſephine verſtummte. Anſelm fuhr fort: „Wie-

verkehr für Wiederkehr! sagten Sie. Ich nehme Sie beim Wort; Gleiches mit Gleichem! Mein Enkel Michael ist sanft und friedlich gestorben. Nicht dieser hat ihn getödtet, — nein! der Krieg selber, dessen Werkzeug nur — dieser war. Ja, Josephine! Sie verstehen, was ich sagen will; denn Sie sind eine Wienerin. Diesen Unglücklichen vertraue ich der Pflege einer Wienerin an. — Gott ist barmherzig; der Mensch soll nicht unbarmherzig sein!"

Und Josephine schlug das Auge nieder; sie kämpfte einen harten Kampf. Endlich traf ihr Blick den kleinen Franz, der in der Wiege lag und ihr die zarten Händchen entgegenstreckte.

Der Pater Polykarp trat in die Stube. Die Schöllin unterrichtete ihn kurz und leise von dem Verfall. Er sah Josephine ernst und milde an. „Josephine!" sprach er, und faßte sie an der Hand, — „Gott ist die Liebe; wo soll sich Liebe auf Erden spiegeln, wenn nicht in einer Mutter Herzen?"

„Um dieses Kindes willen!" stammelte sie endlich seufzend, mit unsicherer Stimme. „Er hat vergeben! sagen Sie? — Stehen Sie mir bei, Ew. Hochwürden! stählen Sie mein Herz! — Großvater! — — wir wollen den Unglücklichen pflegen."

„Das iſt das kräftigſte Gebet, die ſchönſte Meſſe für Michael Treull's abgeſchiedene Seele!“ ſprach der würdige Mönch, indem er andächtig die Hände faltete.

Joſephinens Blick ward feſter, klarer, begeiſterter und heiterer; leichter hob ſich ihre Bruſt. Sie that, was ſie verſprochen. Ihrer edlen Pflege, wie Anſelm's Kunſt verdankte es der wunde Krieger, daß er wieder genas. Als er vollſtändig geſundet, verließ er ſtumm die ſchlichte Bürgerſtube. Er hatte nur zwei teutſche Worte in Teutſchland gelernt; das eine ſtammelte er in Todes-Noth: „Mitleid;“ das andere: „Dank“ konnte er bei'm Abſchied nicht ausſprechen; heiße Thränen erſtickten das kalte Wort. Aber es ſteht doch aufgeſchrieben in einem unvergänglichen Buche, und, wenn man ihm einſt das Buch verhält, wird er dies Wort lebendig beſiegeln. Die Wieneriſche Familie erfuhr nie, was in der Folge aus ihm ward; doch durfte ſie gewiß ſein, daß er die Wienerinnen bis an ſein Ende nicht vergißt.

Die
Quitandeira von Rio Janeiro.

I.

Vor der Venda klang luſtige Muſik; Trommeln und Cymbeln ſchlugen den Takt zum vaterländiſchen Fado, den die fröhlichen Neger mit ihren Mädchen begannen, den heimiſche Geſänge begleiteten. Das edle Branntweinglas ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Es war bereits dunkel; nur die zahlreichen Lampen vor den Marienbildern kämpften mit den düſtern Schatten der engen Gaſſen von Rio Janeiro. Ein kühler Seewind, der über der Stadt anmuthig koſend ſchwebte, wurde von der friſchen Bergesluft, die ihm begegnete, freundlich begrüßt und beide ſchaukelten ſich nun, einander eng umſchlingend, wie ein luſtiges Geſchwiſterpaar, in der Wiege der Nacht.

Aus der Rua de Dereito, der breiten, belebten Hauptſtraße von Rio Janeiro ſchwebte eine anmuthige Quitandeira in die Seitenſtraße, in welcher ſich die

Lende befand, wo ſich die Neger, entbunden von den Arbeiten und mannichfachen Mühen des Tages, ganz der Luſtbarkeit hingaben, vergeſſend der Heimath ferne Küſte, ſich labend an den Klängen der heimathlichen Lieder, ihrer Herren bald mit Spott, bald mit Grimm, bald mit dankbarer Treue gedenkend, die Vorübergehenden bald neckend, bald zur Theilnahme an der Luſt einladend. Einzelne ſtanden eng beiſammen und zählten und berechneten einander, heimlich flüſternd, das geſtohlene Gut oder den Gewinn, den ſie ſich durch Liſt und Uebervertheilung zu verſchaffen gewußt; andere beſchenkten ihre Mädchen mit Siebenſachen, die ſie für ihre Sparpfennige denſelben erhandelt hatten. Traurig vereinzelt ſtanden etliche, welche heute zum erſten Mal, ſeit ſie Nellenge erkannt, ſeit ſie ſtreng im Hauſe der Herrn gehalten worden waren, ſich den Kameraden beigeſellen durften und eben an Weib und Kinder oder an Eltern und Geſchwiſter im fernen Vaterlande gedachten; nicht minder wortkarg ſtarrten bei'm Branntwein, bei ihrer kärglichen Schüſſel andere vor ſich hin, welche eine erſt unlängſt erlittene herbe Züchtigung noch immer nicht vergeſſen konnten und Rache brüteten.

Etwas entfernter von allen andern ſtanden zwei Neger, leiſe zuſammen ſprechend, um von den übrigen nicht gehört zu werden. Der eine derſelben, ein junger Mann, trug in ſeinem Antlitz den Ausdruck tiefer Schwermuth abgeprägt; jene bitter-ſüße Sprache des Heimweh's redete aus ſeinen Blicken. Gleichgültig, ja widerwärtig ſchien ihm alles das fröhliche Getümmel um ihn; die holden Weiſen, in deren trautem Klange die Übrigen, ergeben in ihr Geſchick, den Erſatz des Vaterlandes ſuchten, denn ſie angehörten, ſchienen ihm liebliche Schatten, die ſeine faſt kindliche Seele mit Zaubergewalt zurücklockten an die Küſten Afrika's. — Der andre Neger war in Jahren bereits vorgerückt, ein Mann, der alle Wechſelfälle der Knechtſchaft und des Lebens ausgekoſtet zu haben ſchien, von treuherzigem Ausſehn; nur ein ſehr geübter Blick würde in dieſem ehrlichen Geſicht zuweilen, flüchtigen Blitzen gleich zuckend und verſchwindend, Funken einer tiefglimmenden Verſchmitztheit und Bosheit gewahrt haben, die aus den kleinen ſchillernden Augen ſprühten. Er war in ein Paar abgetragene weite Beinkleider gekleidet, ſonſt nackt; einen ganz verknüllten, alten dreieckigen Hut trug er ſtolz und gebieteriſch auf

dem Haupte. Aus dem Branntweinglase trank er dem jungen Neger fleißig zu.

„Du bist ein wackerer Bursche, Joano!“ sprach der Alte, indem er seine Hände auf des jungen Negers Haupt legte; — „unsere Frau vom Rosenkranze wird deinen Weg segnen.“

„O meine Mayha!“ seufzte der Neger, — „du holde Palme am Silberstrand des Zambese! du liebliche Fürstin von Mozambique! die Sonne möge mein Wegweiser sein, dich zu finden; der Mond mein Maulthier, an dessen Sattel ich meine Sehnsucht hänge. — Dank sei dir, du getreuer Senhor Kapitano, für deinen Rath und Talisman! — lebe wohl!“

Er küßte das Amulett, welches er vom dem alten Neger erhalten hatte, das er an einem rothen Bande an der Brust trug, und neigte sich ehrerbietig vor dem Alten, der einst im Vaterland mächtiger Häuptling gewesen, mit dessen Tochter er aufgewachsen, (denn auch er war ein Königssohn) — dessen Tochter, die holde Mayha, ihm versprochen war, als er, noch ein Knabe von zartem Alter, plötzlich an einem trostlosen Morgen, aus seiner verborgenen Schlafstelle hervorkommend, seinen und ihren

Vater laut weinend ſuchte und nirgends fand. Erſt hier in der Knechtſchaft hatte er nach Jahren den Vater der holden Mayhu wieder gefunden, ihm ſein Herz ganz geöffnet, ſein Heimweh geklagt und ſeine Sehnſucht nach der Braut mitgetheilt. Der Alte hatte ihm gefällig und ſchlau Mittel genannt, um zu entfliehen, hatte ihn in dieſem Vorſatz beſtärkt und ihm ſeinen Segen zum Werk gegeben.

Joano war im Begriff, ſich aus der Verſammlung vor der Venda fortzuſchleichen, als er bemerkte, daß die Quitandeira des Weges daher gekommen und einige Augenblicke bei den Tanzenden, in — ſeiner Nähe verweilt war. „Der Himmel grüße die Senhora!“ hatten die luſtigen Neger der reizenden Landsmännin zugerufen, welche in dem weiſſen Faltengewand, das über einen Theil des Nackens herabwallte, mit dem buntfarbigen Tuche um den Kopf, auf dem ſie ein Körbchen voll Orangen trug, mit dem feingearbeiteten, hellblinkenden Korallenſchmuck, wie eine Fee einherſchwebte. Als Joano die Quitandeira anſichtig wurde, verbarg er ſein Antlitz in beide Hände und ſchlich ſich raſch, wie eine Gazelle, um die Ecke. Die Tanzenden luden die Quitandeira ein, bei ihnen zu bleiben und ein

willkommener Gaſt zu ſein. Die Anmuth und verſchämte Holdſeligkeit des Mädchens mußte jeden bezaubern, der es ſah; in dieſer Ueppigkeit lag ein eigener, ſonſt unbekannter Reiz, ein ſchlummerndes Räthſel verborgen. Als die Quitandeira ſah, daß Joano ſich entfernt hatte, dankte ſie der fröhlichen Menge, welche ſie aufforderte, noch länger zu bleiben, indem ſie ſcherzend ſprach: „Ich bin ein armes Mädchen und muß heute noch mein Körbchen voll Orangen und Süßigkeiten verkaufen. Seht, mein Körbchen iſt noch voll! Gute Nacht denn, gute Nacht!“

Der alte Kapitano hatte ſich mittlerweile unter die übrigen begeben und trank, lachte, ſang mit ihnen, obgleich die fröhliche Menge ſich keineswegs ſo vertraulich gegen ihn bezeigte, als gegen andere Neger, die des Weges daher kamen und ſich in den Reigen miſchten; ſie ſchienen ſich halb wie in Scheu, halb wie in Ehrerbietung vor ihm zurückzuziehen; ein Benehmen, welches wohl ſeinen Grund darin hatte, daß der Alte früher Häuptling geweſen und nun ſeit einigen Tagen als Freigelaſſener ſich herumtrieb, mithin den armen Sclaven in doppelter Beziehung hoch über ſie geſtellt erſchien. Der Ka-

pitano benahm ſich auch gegen die fröhliche Menge durchaus wie ein König; mit wahrhaft fürſtlichem Stolz drückte er den alten, vor undenklichen Zeiten betreßten Hut auf's Haupt; mit den kleinen Augen muſterte er die ganze Geſellſchaft, ſeinen Blick auf keinem Einzelnen lange haftend, wenn er beachtet ward, doch ſtarr, wie einen Dolch im Herzen des Todfeindes, wenn er ſich unbeachtet ſah. Um ſeine wulſtigen Lippen zuckte ein Lächeln, das im ſchönſten Bogen des Mundes ſelbſt die hellblanken Zähne etwas entblöſ'te — ein Lächeln des triumphirenden Bewußtſeins der Herrſchaft, wodurch er ſich ſelbſt zu ſchmeicheln ſchien.

II.

Wie der Wind eilte die Quitandeira dem fliehenden Joano nach von Seitengaſſe zu Seitengaſſe, von Steig zu Steig; ſie muſte ihm folgen, ſie konnte nicht anders. Sie liebte ihn ja, ob ſie ihn gleich erſt ſeit kurzer Friſt geſehen, ob er ſie gleich ſchnöde von ſich geſtoßen, — liebte ihn mit afrikaniſcher Liebesgluth, mit jener Kraft der Seele, welche

die Sonne unter dem Äquator reift, mit jener magiſchen Sehnſucht, welche wie ein Stern über dem ſtürmiſchen, trüben Meere ihres allzuraſch bewegten Lebens, ihrer holden Ueppigkeit, leuchtete. Sie mußte den Theuren erreichen; nur dieſer eine Gedanke regte ſich in ihrer Seele, ſpornte ihre nackten, zierlichen Füße auf dem Granitpflaſter der Straßen im raſchen Lauf.

An der Ecke eines Hauſes, in deſſen Wand ein Marienbild prangte, dem fromme Verehrung ein Lämpchen angezündet, erreichte ſie den Flüchtling, ſtreckte ihre Arme nach ihm aus, faßte ihn ſanft und flüſterte mit allem Zauber ihrer Stimme: „Joano!“

Joano blickte mit ſtarrem Entſetzen um, er wähnte: es ſeien ſeine Verfolger. — „Du biſt's, Quitandeira?“ ſprach er, hoch aufathmend, überraſcht, daß Schönheit ihn gefangen, bemüht, ſich aus den Armen der Holden loszuwinden. „Was willſt du von mir?“ fuhr er leiſe fort; — „laß mich! laß mich, Quitandeira! Sieh', ich kann dich nicht lieben; ich muß heimwärts fliehen; die holde Mayhu winkt. Ihr Vater ſelbſt hat mich geſegnet und gefeit!“

„Unglückſeliger!“ ſprach raſch die Quitandeira, mit beſorgten Blicken um ſich ſpähend, „fliehe nicht! Du kannſt nicht von hinnen; du rennſt in dein Verderben!“

„Du träumſt, weil du mich liebſt!“ verſetzte Joane. „Auch ich träume und weiß, was Liebe iſt; und wenn du mich liebſt, ſo laſſ' mich leben und fliehen von der Liebe zur Liebe.“

„Du bereiteſt dir Schmach und Pein, Joane!“ flüſterte immer eiliger, ängſtlicher die Quitandeira; — „du biſt verrathen, biſt verkauft!“

„Du träumſt, weil du liebſt!“ erwiederte Joane. — „Halt mich nicht auf; der Weg iſt weit, den mir der Kapitano bezeichnet!“

„Der Kapitano hat dich betrogen, Joane! O, kein Schiff harret, uns in die ſüße Heimath, in der Freiheit Schooß zurückzutragen! Unſere Frau vom Roſenkranze ſchütze deinen Verſtand. Joane! der Kapitano iſt ein Waffenhauptmann, ich weiß es; frage mich nicht, wie ich's erfuhr. Er verlockte dich, zu entfliehen, damit er dich fange und ſeine Dobra, ſeinen Sündenlohn ernte; denn kein Weg zu Land führt aus dieſer Stadt in die Heimath, und das Meer iſt groß, wie Gottes und der heiligen Mutter

Liebe. O, Joano! flieh' nicht; denn ſie werden dich fangen und binden und geißeln, und einen Ring um deinen Hals ſchmieden mit einem Glöckchen, um dich zu zeichnen und zu ſchänden. O, Joano! ich überlebt' es nicht!"

„Du träumſt, weil du liebſt!" ſchwärmte Joano, indem er ſie wehmüthig anblickte und ſeiner Mayhu gedachte. Es fuhr ihm durch's Herz, als er die Quitandeira in Todesangſt vor ſich am Boden liegen ſah und ſeine Knie von ihren Armen umſchlungen fühlte. „Laſſ' mich los!" rief er ungeſtüm; „laſſ' mich los!" flehte er mitleidig und gerührt, überwältigt von ihrer Holdſeligkeit und Liebe, — „mir wird Niemand etwas anhaben. Sieh her, welch ein ſchützendes Amulett ich an meinem Herzen trage!"

Er raffte ſich mit aller Kraft, wie ein blinder Wahnſinniger, los und entfloh. Die Quitandeira ſank vor dem Bilde der Gottesmutter ohnmächtig nieder.

Nach einer kleinen Weile fühlte ſich die Aermſte von Männerarmen zart und lieblich angefaßt, von einer wohltönenden Stimme begrüßt. Aufgeſchreckt, erhob ſie ſich und gewahrte einen feingebildeten, jungen Mann, deſſen gluthvolle, ſchwarze Augen tü-

ſend den Liebreiz der Quitandeira tranken. „Du frommes Kind! biſt wohl im Ave-Maria-Singen entſchlummert?“ fragte er die Verzweifelnde, die noch immer ihrer Sinne nicht ganz mächtig war und bebend ſtammelte: „Euer Gnaden! ich bin ein unglückliches Kind! — Kaufen Euer Gnaden aus meinem Körbchen?“

„Deine Früchte und Süßigkeiten liegen rings um dich,“ erwiederte der junge Mann lächelnd; „das Körbchen iſt dir während des Gebetes und Schlafes vom Haupt geſunken. Erlaube mir aber, daß ich dich nach meinem Hauſe begleite; denn deine Bruſt pocht wie im Fieber und dein Blut iſt im Aufruhr. Du darfſt die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen; denn ſonſt müßte ich für dein Leben fürchten, welches mir von der Sekunde an, da ich dich zum erſten Mal erblickte, ſo theuer ward, wie mein eigenes. Komm, du armes, verlaſſenes Kind!“

Die Quitandeira heftete ihre ſchönen Augen voll Verwunderung und zarter Scham auf den jungen Mann, deſſen Kleidung die eines angeſehenen und reichen Kaufmanns war.

„Und gehſt du mit mir, Quitandeira?“ fragte der Wohlwollende.

Die Quitandeira ſchlug die Augen nieder, kreuzte zum Zeichen der Unterwürfigkeit die Arme über der Bruſt und ſprach leiſe ſeufzend: „Euer Gnaden wiſſen, daß ich muß; — und ich bin Euer Gnaden Sclavin!“

„So komm dann, du holdes, krankes Kind!“ erwiederte der reiche junge Mann und richtete die noch immer knieende Quitandeira auf. Ein Blitz, wie der eines raſchen Entſchluſſes, zuckte aus ihren Augen, als ſie ihren Arm auf's Neue von ſeiner Hand zart berührt fühlte; über ihrem Antlitz ſchien eine Morgenröthe der ſüßen Wehmuth aufzugehn.

III.

Einen Tag lang war der arme, betrogene Jeano in den Gebirgen unfern der Hauptſtadt umher geirrt, des Weges unkundig, matt gehetzt von Angſt und Erinnerung; denn ſo ſehr er ſich bemühte, das Bild der Quitandeira vom vorigen Abend aus ſeiner Seele zu verdrängen, in deren Heiligthum ſeit ſeiner Kindheit nur Mayhu geherrſcht hatte, er vermochte es nicht, und in einem lieblicheren Lichte er-

ſchien ihm der Quitandeira Liebe und Angſt um ihn, und immer unruhiger ward ſein Herz, von dieſer Doppelnacht erſchüttert, die ihn bald nach der fernen Heimath lockte, welche ihm ſeit Kurzem nur noch wie im Nebelland erſchien, wie ein Reich, das Phantaſie aus luftigen Bildern erſchafft, die ihn bald wieder nach der Hauptſtadt Braſiliens mit magiſchen Banden zurückzog, das ihm plötzlich wie das Land ſeiner Wiege erſchien. Er warf ſich in die Schatten rieſenhafter Palmen; aber ſie kühlten die Gluth ſeiner Seele nicht. Er trank aus den Quellen, die unter dem herrlichen Laubdach mächtiger Piſange hervorſprudelten; aber die friſche Labung ſtillte ſeinen Durſt nicht. Es ſtrebte ſeine Seele in's Weite und ſeine Schritte eilten, doch, ohne daß er's wußte, dem Wege zu, den die Karavanen gewöhnlich einſchlagen. Ehe er ſich's verſah, zog dicht an ihm eine ſolche vorüber. Die Schellen des Maulthieres, welches den Zug eröffnete, klangen gar hell und munter; das Rufen und verſchiedenartige Pfeifen der Tocadores drang wie warnende Stimmen an ſein Ohr; der Tropeiro, der hoch zu Roß der ganzen Tropa folgte, erſchien ihm wie ein Häſcher, ausgeſandt, ihn zu ergreifen.

Doch die Karavane zog friedlich an ihm vorüber. Joano eilte, ohne zu wissen, welchen Weg er eingeschlagen, rasch in entgegengesetzter Richtung — gegen die Hauptstadt zu, den Blick fast immerwährend zu Boden geheftet, nur selten aufschauend, als drücke des Himmels Anschau'n sein Gewissen und rufe ihm eine schwere Schuld in's Gedächtniß. Immer mehr verschwand vor dem Auge seiner Seele Mayha, die ersehnte Braut, und die Küste von Mozambique mit ihrer unabsehbaren, sumpfigen Ebene, und ach! die süße Freiheit, deren Verlust ihm noch gestern, in jeder Sekunde, wie ein scharfes Beil, die Sehnen der Seele zerschnitt.

Er blickte auf — und taumelte zurück; denn dicht vor ihm standen zwei Männer, deren einer ihm wohlbekannt war, ihm starr und höhnisch in's Auge blickte. Es war der alte Kapitano, der seinen abgetragenen ertrödelten Tressenhut trotzig tief in die Stirne gedrückt hatte und ihm die Mündung eines Karabiners auf die Brust setzte. Der andre war ein wüster Geselle, halb nackt, nur mit einem Schurz um die Lenden und einen schmutzigen, zerlumpten Mantel um die Schulter geschlungen, eine

Fahne tragend, auf welcher der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube abgebildet war; einer von dem Geſchlechter jener Bettler, welche unter dieſer Firma ihr Almoſen wie eine Brandſchatzung einzutreiben pflegen.

„Ergib dich und folge mir, Joano! oder du ſtirbſt!“ rief ihm der Kapitano barſch zu.

„Wie, du biſt's, Senhor Kapitano?“ ſchrie Joano, vor Staunen und Entſetzen aus ſeinen Träumen wach gerüttelt. „Was willſt du von mir? — Ich verlange nicht nach dir und nicht nach deinem Kinde!“

„Du ſollſt mir folgen, ungetreuer, flüchtiger Sclave!“ donnerte ihm der Kapitano zu; „du ſtehſt in meiner Macht, und wenn du dich widerſetzeſt, biſt du dem Tode verfallen.“

Joano lächelte und ſprach: „Kapitano, du drohſt mir mit dem Tode, und was kümmert mich denn das Leben?! Wenn mich eins ſchmerzt, iſt's nicht der Tod, iſt's nur dein Anblick, weil du mich verrathen haſt. O Senhor! ich liebte dich, wie meinen Vater und König; ſag', was habe ich dir zu

Leide gethan, daß du mich alſo ſtrafeſt? Warum haſt du mich verrathen?“

„Frage nicht weiter!“ brummte der Kapitano rauh. — „Ehrwürdiger Senhor, der mir behülflich war, dieſes Verbrechers Pfad zu finden, faßt ihn an! Halb Part, ehrwürdiger Herr, wenn wir ihn lebendig nach Rio Janeiro bringen!“ — Zu Joano gewendet, den er mit raſcher Fauſt kräftig am Arme faßte, fuhr er fort: „Was mich bewogen hat, deinen Schritten zu folgen, fragſt du? Hat man mich nicht zum Chriſten gemacht? ward ich nicht frei gelaſſen? bin ich, wenn auch kein König mehr — deſſen ungeachtet nicht mehr, als du? Noſſa Senhora do Rozario, man ſoll gewahren, daß ich ein Häuptling war! Denn biſt du auch von meinem Volke, ſo zwingt mich deine Abſtammung doch nicht, dich jetzt noch zu lieben, wie ich dich einſt liebte an den Ufern des Zambeſe. Wärſt du mein Fleiſch und Blut, ich würde dich nicht lieben, obgleich du mich nicht beleidigt, — nein! weil ich nicht mehr lieben kann. Doch, ich habe ja auch niemand mehr von meinem Fleiſch und Blut! Wiſſe! ich bin Kapitano do Matto, und dein Kopf iſt eine Dobra werth. Ueber deinem Nacken wird das

Glöcklein hell klingen, das an dem eisernen Kirchthurm hängt."

Willenlos ließ sich der arme Joano fesseln; die beiden teuflischen Gesellen, der Kapitano do Matto und der Bettler vom heiligen Geiste brachten ihn nach der Hauptstadt.

IV.

Der ungeheure Acclamationsplatz in Rio Janeiro wimmelte von Menschen aller Farben, die sich bald um den Triumphbogen von der St. Annakirche, bald um die zahllosen Geschenke der Frommen versammelten und drängten, welche zur Schau aufgestellt worden waren und zur Ehre des Annatages, zum Jubel des Volkes ersteigert werden sollten. Auf dem steinernen Geländer des schönen Brunnens unfern der Kirche, rings um den erhöhten Platz, in dessen Mitte ein festlicher Thron aufgerichtet stand, um die Gruppen der Tanzenden, bei den Geigern, die festliche Melodien aufspielten, standen die neugierigen Gaffer; um die zierlich ausge-

breiteten Strohmatten, auf denen die Erfrischungen ausgeboten wurden, um die zahlreichen Gruppen von Fremden, welche das unbekannte Schauspiel des Kirchenfestes anstaunten, um das Gerüste des Feuerwerks wogte und tummelte sich die bunte Menge. Die anmuthigen Quitandeiras streiften wie Feen, wie flüchtige Schatten durch das Gewühl; die ernsten Polizeisoldaten in der seltsamen Landestracht waren überall, sorgend und wachend, Ordnung schaffend und Unfug verhütend. Sorgfältig gekleidete Damen drängten sich mit ihren galanten Begleitern durch die Masse des Pöbels, der Pöbel wieder durch die Reihen der Vornehmen. Das kirchliche Fest schien, wie einst die Saturnalien, alle Ungleichheiten zu ebnen, die Stände und Klassen schelden.

Unfern von der Kirche der heiligen Anna standen zwei vornehm gekleidete Männer, der eine von strengem Äußern, hoch im Alter vorgerückt, der andere noch jung, munter, lebensfroh, mit edeln feinen Zügen, die ein tieffühlendes Gemüth beurkundeten. Der Aeltere hielt ein Papier in der Hand, welches er dem Jüngeren zeigte.

„Sie haben mir heute diesen Brief gesandt,

Senhor Luis!“ ſprach er ernſt und mit finſterer Miene; „erkennen Sie dieſe Züge als Ihre Handſchrift?“

„Es iſt die meine,“ erwiederte Dom Luis da Silva-Leita, — „und ich füge mündlich die Bitte bei, daß Sie dieſes Briefes Inhalt zum Zeichen unſerer wieder auf's Neue und, wie ich hoffe, für immer angeknüpften Freundſchaft berichtigen mögen.“

„Faſt wäre es ein Mittel,“ verſetzte Dom Agoſtino Rimeiro, — ſo hieß der ältere Mann — „dies Band wieder zu löſen; denn nichts haſſe ich mehr, als Treuloſigkeit! Doch zum Zeichen, wie aufrichtig ich es mit unſerer Verſöhnung zu halten gedenke, Senhor Luis! wie ernſtlich ich am Feſt der heiligen Anna jeden Gedanken an alles Unrecht vertilgen will, das mir Ihr Vater während ſeines langen Lebens zugefügt, — will ich dieſe Ihre Karte de Padrinho heiliger ehren, als es bloß die bei uns lang gewöhnte Sitte und die Pflicht der Höflichkeit erfordert, und gelobe Ihnen bei'm Haupt des heiligen Antonius, unſers glorreichen Generaliſſimus, es dem Sclaven nun und nimmermehr entgelten zu

laſſen. Mein Haar iſt grau geworden vor Kränkungen .... ſtill davon! ich fühle, daß ich am Rand des Grabes ſtehe, und mein Eid wird heilig ſein."

Noch ſprach er und ſeine Stirne entwölkte ſich; da drängte ſich durch das Gewühl des Volkes der Kapitano do Matto, den gefeſſelten Joano herbei ſchleppend. Er hatte den Gebieter nicht zu Hauſe getroffen und teufliſche Luſt drängte ihn, denſelben noch in derſelben Stunde aufzuſuchen, wo er immer ſei, um bei'm allgemeinen fröhlichen Feſt ſein eignes zu feiern und zu ſchwelgen vom bittern Kelche der angebornen grauſamen Luſt.

„Euer Gnaden!" ſprach er, als er des Dom Agoſtino Rimeiro anſichtig wurde, — „ich bringe Euer Gnaden einen verrätheriſchen Sclaven wieder, der meiner Klugheit nicht entrann und ſeiner Strafe in Demuth und ſchweigend harret."

„Binde den Sclaven los!" erwiederte Dom Rimeiro kurz und ſtreng; „ich will ihm die Strafe erlaſſen."

Der Kapitano do Matto, von Dom Rimeiro's

raſchem Befehl betroffen, that mit verbiſſenem Grimm, wie ihm geheißen ward.

„Hier dieſem edlen Senhor danke fußfällig, Joano!“ bedeutete Rimeiro dem Befreiten; „ſeinem Fürwort verdankſt du deine Befreiung von der Strafe, — deine Freiheit.“

„Freiheit?“ rief Joano, ſeinen Ohren nicht trauend, und Dom Luis blickte den alten Rimeiro fragend an.

„Es ſei, wie ich ſprach! Joano, du biſt frei!“ ſprach Rimeiro und wendete ſich dann mit den Worten zu Dom Luis: „Es labt mich, daß ich eine Gelegenheit fand, das Annenfeſt auf dieſe Weiſe zu begehen.“ Er reichte dem jungen Manne ſeine Rechte, welcher dieſer feurig drückte. Joano, allmählich das Vollgewicht von Rimeiro's Worten in ihrer ganzen Seligkeit faſſend, umſchlang leidenſchaftlich ſeine und Dom Luis da Silva-Leita's Kniee. Dann raffte er ſich auf. Die Welt war ihm zu klein; er machte ſich Bahn durch das Gewühl; wohin er eigentlich gehen wollte, wußte er nicht. Außer dem Bewußtſein der Freiheit, das ſeine Sinne noch wie ſüße Trunkenheit umfing, erfüllte nur ein einziger

Gedanke seine Beute, — aber es war nicht das Bild der Heimath, nicht Mayhu's Bild; — es war Quitandeira!

Es war später Abend geworden. Die Raketen sprühten hoch empor gen Himmel, wie ungewohnte Blitze, welche die Erde, eifersüchtig auf des Himmels Flammen, erfand, es ihm gleichzuthun an majestätischen Herolden; hoch in den Lüften entfalteten sie sich zu zahlreichen Sternen, zu feurigen, farbenwechselnden Garben. Kanonendonner durchzuckte das herrliche Amphitheater, in welchem Rio Janeiro sich erhebt; hallte weit hin im Hafen. Das Feuerwerk ward losgebrannt; die schnell vergänglichen Flammen schufen die Nacht zum Tag. Des Volkes Jubelruf mischte sich in der Kanonen Festgruß zu Ehren der Heiligen, welcher der Tag und die festliche Nacht geweiht war.

Am entfernten Strande des Meeres, ganz einsam (denn was nur gehen konnte, hatte sich um das Feuerwerk geschaart) wandelte rasch und mit gesenktem Haupte die Quitandeira. Den tausendsti-

migen Jubel ſchien ſie nicht zu hören; ſie wandelt ohne Aufhalt auf eine vorſpringende Landzunge. „Gute Nacht!“ rief ſie mit von Thränen erſtickter Stimme, „du ſchönes, du herrliches Leben! Ach! aber ich muß dich verlaſſen; denn Joano's Liebe wohnt an den Ufern des Zambeſe. Unſre Frau vom Roſenkranze, du haſt ein ſchönes heiliges Haus eben im Paradieſe, wie die ehrwürdigen Prieſter uns lehren; nimm mich auf, dein bekehrtes, gläubiges, liebendes Kind, und laſſ' mich hoffen, ihn wieder zu finden! O Joano, Joano!“

Nach dieſen Worten ſchwang ſie ſich mit raſchem Schwung über die Landzunge in's Meer.

Joano ſuchte die holde Quitandeira noch in dieſer Nacht, am folgenden Morgen und den ganzen folgenden Tag; aber vergebens! Das Meer gab ſeine ſchöne Beute nicht wieder heraus. Ach, ſeit er ſie verlaſſen, hatte er nur ſie mehr geliebt! Lange nachher erſt, am Tage, bevor er troſtlos, verzweifelnd (wie einſt ſie) — Rio Janeiro als freier Mann verließ, um nach den vereinigten Staaten zu ſegeln, weil ihm der Ort verhaßt wurde, wo er ſie

gefunden, von sich gestoßen, auf immer verloren hatte, — erfuhr er, daß es die Quitandeira gewesen war, welche von Dom Luis da Silva-Leita jene Karte de Padrinho erhalten und selbst dem Dom Rimeiro überbracht hatte, welche ihn von Schmach und Strafe befreite.

Königin Forelle.

Mährchen aus Wales.

Der riesenhafte, wetterlaunige Snowdon, der das schöne Wales mit allen seinen heimlichen See'n und phantastischen Schluchten, so wie die kahle Insel Anglesea mit ihren steilen Felsufern beherrscht, schien seine graue Nachtmütze abgelegt zu haben, um sein altes Haupt wieder einmal behaglich von der Sonne bescheinen zu lassen. Der See von Llanberris hielt dagegen ziemlich mürrisch seine Gieste; seine schwarze Fluth, vom Strahl der Sonne nur wie zum Spott geküßt, wallte schwer, wie das Blut eines Trunkenen, der vom Alp gedrückt wird. Die gestachelten Kinder des Paradieses — wie man in Wales die Bienen zu nennen pflegt, — schwer gepanzert, tüchtig beladen mit weither gesammelter süßer Beute, schwirrten hin und wieder, wie ungefüge, ungenügsame Kriegsleute, die auch nach der Eroberung, am heimischen Heerde wieder angelangt, schon wieder an neuen Gewinn denken und ihre schartigen Waffen wetzen.

Vor dem Wirthshause stand der zweirädrige Karr, dessen Pferdchen, ausgespannt, sich's im Stalle recht wohl schmecken ließ. Die vier Gentlemen, die auf dem Karr angekommen waren, um sich an der Lachsjagd zu ergötzen, standen um den langen magern Wirth von Llanberris im Kreise, den glatzköpfigen Craigg-y-Clown, der einen seiner Gäste nach dem andern mit der allerbesten Miene von der Welt anglotzte und ihre Fragen nach den Denkwürdigkeiten der Gegend so trostlos beantwortete, als jemals Edelleuten geantwortet wurde, die kaum ein Mal im Jahre aus dem Pleasureground ihres Parkes oder aus ihrem Schloß im altsächsischen Styl nach London zur Season wandern und sich verlocken lassen, eine Gebirgsfahrt zu unternehmen. Die vier Gentlemen waren mit dem reichen Marquis von Anglesea weitschichtig bekannt, hatten am vorigen Tage die Ruinen von Carnarvon mit dem berühmten Adlerthurm besucht, und wollten nunmehr, da es ihnen zu beschwerlich schien, den Snowdon zu besteigen, die ungewohnte Art des Lachsfanges in eigner Person mit ansehen, um ihren Spleen, mit dem sie in erklecklichem Maaß gesegnet waren, auch an die kahlen, steinigen Ufer des See's von Lla-

berris zu verpflanzen. Und das muß wahr seyn: der Spleen gedeiht auch auf dem unfruchtbarsten Boden; ein Beweis dafür ist, daß er auch in hohlen Schädeln Wurzel schlägt.

„Was meint Ihr, Craigg-y-Clown," fragte einer der verdrießlichen Ehrenmänner den Wirth, „werden wir heute auf die närrische Art, die hier Sitte ist, etwelchen Fang thun?"

„Ihr seht mir ganz so aus, wie ein alter Wettermacher," fügte der Andre hinzu.

„Es ist alberne Weise, Fische mit Hunden zu jagen," brummte der Dritte; „was halten Sie davon, Mylord?"

„Ich will mich aufhängen;" antwortete der Vierte, phlegmatisch und griesgrämisch," wenn mir je so ein dummes Bergvolk vorgekommen ist, als diese Wälschen in ihren Schluchten und mit ihren Lachshunden, so will ich John Punch heißen. Du Wirth mit dem Rabennamen, gib mir für einen Heller einen Strick!"

Craigg-y-Clown steckte den Kopf zwischen die Achseln und sprach verdutzt, mit dummer, altkluger Miene den Zeigefinger an die Nase legend: „My-

lord, es wäre doch beſſer, wenn Sie früher noch die Forellenkönigin um Rath fragen wollten.“

„Forellenkönigin? Was iſt das für ein Weſen?“ murrte der Mylord mit dem Spleen. „Du biſt ſelbſt eine dumme Forelle; in's Pökelfaß mit deiner Albernheit!“ — „Was iſt mit der Forellenkönigin?“ fragten mit ihm ſeine drei Begleiter.

„Ja, Mylord!“ erwiederte Craigg-y-Clown mit der pfiffigſten Miene von der Welt.

„Zum Henker mit deinem Aberwitz!“ riefen die Mylords einmüthig; „du antworteſt ja wie ein Stocktauber, der ſich noch obendrein in Ale oder ſchwerem Porter betrunken hat.“

„Königin Forelle läßt Ihnen für die erwieſene ſchuldige Ehre danken,“ ſprach Craigg-y-Clown plötzlich mit einem Tone, als ob er in tiefem ſchwerem Schlafe faſelnd ſtammele; „auch wird es ihr ein Vergnügen ſein, drei der edlen Herren bei ſich zu ſehen in ihrem königlichen Schloß.“

„Biſt du toll?“ ſchrie einer der Edelleute; „von was für einem Schloſſe ſprichſt du? von welcher Königin?“

„Von Königin Forelle!“ verſetzte der Wirth ganz ernſthaft. Der luſtigſte von den vier Lachsjägern

aber fiel ihm lachend in's Wort: „Wenn die Forelle wirklich so königlich ist, als du sagst, so werden wir die Ehre haben, die Majestät aufzuspeisen; und da es sehr bedenklich ist, für vier Gentlemen nur eine Majestät zu serviren, so werden wir uns erlauben, auch die ganze Familie, hauptsächlich einige fette Höflinge und Vettern — damit meine ich Ihre Hoheiten die honorablen Lachse — unterzubringen."

„Wenn meine Botschaft nicht aufrichtig und wahr ist," betheuerte der Wirth, „so laß't meinen Schädel eine Pfanne sein, um Beafsteak darin zu schmoren."

„Einen Strick, einen Strick!" rief der verkörperte Lord Spleen, ohne alle die verwirrten Reden der Andern zu beachten.

„Ich denke aber, wir wollen uns an die Jagd machen," hob der Forellenfreund an. — „God dam! wo sind deine kleinen Hunde, Craigg-y-Clown?"

Die Hunde, mit welchen man am See von Llanberris die Lachse aus den dichten Schlammstellen der dunkeln Fluth aufzujagen pflegt, kleine, gelenke, mit dem tückischen Elemente durchaus verwandte Thiere, die in der Nähe angekoppelt standen, gaben ganz klug, als hätten sie die Frage

des Gentleman gehört, als wollten sie dem grüßesabwesenden Craigg-y-Clown die Verlegenheit der Antwort ersparen, durch vernehmliches Bellen ihre Anwesenheit kund.

„Und Königin Forelle?“ fragte Craigg-y-Clown, mit noch immer unveränderter Miene der grossen Theilnahmlosigkeit an allen Gesprächen der Lords, „soll ich ihr melden, daß Niemand kömmt, sie zu besuchen, obgleich sie von allen das Versprechen hat?“

„In's Henkers Namen!“ donnerte endlich einer der vier Lords, „wo weilt sie denn, diese wunderbare Königin?“

„Nicht weit von der Kirche, in dem Heiligenbrunnen, Ew. Lordschaft!“ versetzte statt Craigg-y-Clown ein alter Fischer von Llanberris, der bisher etwas entfernt von den Herren gestanden war. „Seit vielen hundert Jahren wohnt sie dort, die schöne Königin Forelle, und außer ihr Niemand von ihrem Geschlecht, und obgleich ihr der See unterthan ist sammt allen Bewohnern desselben, so duldet sie doch im Heiligenbrunnen nie ein andres Wesen ihrer Art. Nicht jedem, der in den Brunnen sieht, zeigt sie sich; doch wem sie sich zeigt,

der darf auf Glück hoffen; zeigt sie sich nicht, dann braut der Sneuden schlimm Wetter."

„Das ist eine lustige Geschichte!" sprach einer der Lords, der sich immer mühte, für einen Spaßvogel zu gelten, was ihm freilich bei seinem sonstigen Äußern, bei dem langen, schmalen, blassen Gesichte, den fast zirkelrunden schwarzen Augenbraunen, bei den tiefen Furchen um die Wangen, seltsam genug anstand. „Was meinen Sie, meine Freunde? wollen wir das Orakel befragen?" fuhr er fort, zu seinen Genossen gewendet; „wir sind sämmtlich vier Hagestolze, und Donna Forelle wird gewiß doch mindestens einen von uns wählen, dem wir Uebrigen dann feierlichst als Forellenkönig unsern Kniefall bezeigen."

Sein Vorschlag, der Königin Forelle einen Besuch abzustatten, ging durch, und in Kürze befanden sich alle Vier nebst Craigg-y-Clown und dem alten Fischer bei dem Heiligenbrunnen. Einer der vier Lords nach dem andern schaute in die Fluth; aber keiner erblickte die Königin Forelle. Der erste trat zurück, etwas befangen, versicherte jedoch auf die Fragen der Andern, ob er die Forelle gesehen, mit der fröhlichsten, sauersüßesten Miene, daß er

ſie geſehen; der Zweite that desgleichen und der Dritte auch. Der Vierte hingegen, unſer Freund Spleen, der ſchon kaum zu bewegen geweſen, hinabzuſchauen, indem er ärgerlich geſchworen hatte, es ſey alles Albernheit auf Erden — Freund Spleen ſprach, als er hinabgeſehen, ohne aus ſeinem verdrießlichen Phlegma zu kommen: „Was ſoll ich geſehen haben? Nichts habe ich geſehen; nicht eine Waſſerratte. Eine Cordel, wenn ich recht cordial ſeyn ſoll! Einen Strick, einen Strick!“

Nun, wer fährt uns in dem See?“ fragte Lord Spottvogel. „Ich befürchte, wir halten uns hier mit albernen Mährchen ſo lange auf, bis wir die Zeit des Lachsfanges verſäumt haben werden. Hallo! wer fährt uns von euch beiden, du, Fiſcher, oder Craigg-y-Clown?“

„Ich nicht!“ ſprach der Fiſcher, das Kreuz machend; „der Snowdon iſt ſchläfrig, Mylords, und ſucht ſchon ſeine Nachtmütze. Es iſt nicht gut, bei ſolchen Anzeichen auf dem ſchwarzen Waſſer zu fahren.“

„Ich will Sie fahren,“ fiel ihm Craigg-y-Clown in's Wort, ehe noch der Spleeniſt Muße fand, ein Paar Flüche loszudonnern. — „Ich kenne jeden Winkel, Mylords; in- und auswendig kenne

ich den See. Beliebt's, Mylords? Dort ſteht der Kahn. Ich will die Hunde an's Ufer bringen; ich verſtehe das Handwerk. Steigen Sie indeſſen in den Kahn!" Er rührte und regte ſich, und ſchaffte unerwartet vernünftig, behend und gelenk.

„Welch eine räthſelhafte Miſchung von Dummheit und Weisheit iſt dieß zweibeinige Weſen!" rief einer der Lords in voller Bewunderung aus; „ich bin geneigt zu meinen, er ſei ein Original. — Was halten Sie von dieſem Craigg-y-Clown?" fragte er den neben ihm ſtehenden Spleenful.

„Bleiben Sie um mit dieſem Craber-y-Clown, oder wie die hölliſche Waſſerratte ausgeſprochen wird, vom Leibe!" erwiederte der Spleenful. „Ein Weſen wäre er? Ein Eſel iſt er!"

Indeſſen ſtiegen die vier Lords in den Kahn; Craigg-y-Clown brachte das Fiſchergeräthe und auch die kleinen Lachshunde, die behaglich, wie Delphine, um den Kahn herumſchwammen.

Der Sueeden war indeſſen ſehr unmuthig geworden und hatte ſich die Nachtmütze über den ganzen Kopf herabgezogen; ſchwere dicke Tropfen praſſelten auf die rabenſchwarze Fluth des See's von Llanberris nieder, in immer größerer Zahl.

Der Sturm, der von den Bergwänden und Schluchten herabtraf'te, ſchien im tiefen Grund des See's einen Bruder oder Vetter zu haben; denn aus den Waſſern herauf ſtürmte es gleichfalls und mit gleicher Wuth, wie von den Ufern her.

Die Hunde hatten wenig Lachſe im Meer aufgetrieben. Die, welche man gefangen hatte, lagen im Kahn und hüpften und zappelten auf dem Boden des Schiffleins in die Höhe, gleichſam als erfreuten ſie ſich, voll Rache, an der Angſt ihrer einer ſolchen Scene ungewöhnter Verfolger. Craigg-y-Clown aber, der großprahleriſch geſagt hatte, er verſtehe das Handwerk aus dem Grunde, ſaß jetzt plötzlich wie ein Nachtwandler, wie ein ſtummes Geſpenſt am Ruder unbeweglich, wie unbekümmert, was auch da kommen möge.

Die Lords ſchrieen verzweiflungsvoll durch einander, mit Ausnahme unſers Freundes Spleen, der gleichgültig dem Spektakel zuſah und ſeinen Oberrock bis an's Knie ſorgfältig zuknöpfte, deſſen Kragen über die Ohren ſtülpte und die gefalteten Hände, wie ein Kapuziner, in ſeine vorgeſchobenen Aermel, wie in einen Muff, ſteckte.

„Craigg-y-Clown, was beginnſt du?“ ſtöhnten

die Andern. — „God dam, faſſe doch das Ruder an! Der Teufel ſoll dich an den Hängemann ausliefern, wenn wir ertrinken! — Gott ſteh' uns bei!"

„Wenn ich aus dieſer Waſſernoth mit dem Leben davonkomme," murmelte dazwiſchen unſer Freund Spleen, die halb geöffneten Augen frei gen Himmel erhebend, „mein Seel! ich thue einen Eid, daß ich mich an nächſten beſten Aſt hänge, und ſollte es mich meine Halsbinde koſten."

Ein furchtbarer Windſtoß ſauste in demſelben Augenblick gegen das Fahrzeug und warf es um, ſo daß Craigg-y-Clown und die vier Gentlemen ſammt und ſonders in den See ſtürzten, der ſie wie ein gefräßiger Hay verſchlang.

Der Salon war auf's Glänzendſte dekoriet; auf kryſtallnen Girandolen, wie auf zierlichen Candelabern, die kunſtvoll aus hohen Korallengebilden gefertigt waren, flammten in wunderbarem Glanz und Schimmer Lichter, die zwiſchen Gas- und Nordlicht ſo ziemlich die Mitte zu halten ſchienen. Mit feinem grünem Sammtzeug, deſſen Gewebe in der Nähe wie zartes Moos ſich ausnahm, waren die Ruhebetten, Stühle und Tabourette überzogen. —

Ein Fortepiano eigenthümlichen Bau's ſtand mitten im Salon; das Inſtrument ſchien ſtatt mit Mahagoni — mit Schildplatt ausgelegt; die Taſten waren abwechſelnd von Rubinen und Diamanten, die Saiten von Gold und Silber. — Die Thüren des Salons ſahen ſeltſam genug aus; ſie waren, wie der ganze Salon, im altſächſiſchen Styl, denn die vielen Stalektiten einen mehr gothiſchen Anſtrich gaben, wogegen die prächtigen Möbel nach dem modernſten Geſchmack gleichfalls ſtark abſtachen. — Im Salon ſtanden vier ehrenwerthe Herren mit Mienen, welche Ueberraſchung und Erwartung verriethen.

„Hony soit, qui mal y pense!“ rief einer von den Vieren. „Ich mag gar nicht ſagen, was ich ſeyn will, wenn ich je bei allen meinen Vettern in der Runde in Altengland einen ähnlichen Salon gefunden habe. Wahrhaftig, ein Salon, der mir ſo wohl gefällt, daß ich Hütten darin bauen möchte!“

„Ganz recht!“ fiel ihm der Zweite in's Wort, „ein herrlicher kühler Aufenthalt, was hauptſächlich jetzt im Hochſommer nicht zu verachten iſt.“

„Abſonderlich der Keller halber,“ unterbrach ihn der Dritte. „Ich denke, hier müſſen vortreffliche Keller vorhanden ſein, was für die Aufbewahrung

verſchiedener Flüſſigkeit, als Sekt und Claret, ſehr richtig ſcheint. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß uns die angenehme Ueberraſchung ſelbſt von unſerm alten Uebel, dem Spleen, ganz geheilt hat."

„Aus dem Grunde!" riefen die beiden Andern, und der Vierte, der bisher geſchwiegen hatte, fügte gähnend hinzu: „Ich wollte, daß ich einen Strick hätte!"

Mittlerweile kam durch die Flügelthüre ein ſeltſames Weſen herein, welches der Haushofmeiſter zu ſein ſchien, der ſich in ſeiner Speiſekammer wohl eben friſch angekleidet hatte; denn der wackre Haushofmeiſter war wie aus einem Ei geſchält. Er nahm ſich in dem ſchwarzen Gewand mit grünen Borden und goldner Stickerei ſehr poſſierlich aus. Denn was den Schnitt ſeines Frackes betraf, der einer eben nagelneu ausgebrüteten Mode anzugehören ſchien, ſo waren hauptſächlich die Schöße ſehr komiſch; denn ſie ſchienen ſich in zwei zierlichen Floßen zu enden, deſsgleichen auch die grauen, rothgeſprenkelten Kamaſchen. Das Geſicht des Haushofmeiſters hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit der Phyſiognomie eines Lachſes; beſonders charakteriſtiſch war der vorſtehende Oberkiefer an dem kleinen halbförmigen

Kopfe des Alten, der bereits nahe an den Sechzigen schien.

„Zum Henker!“ riefen die Gentlemen, als sie seiner ansichtig wurden, „Craigg-y-Clewn, wie kommst du hieher?“

„Um Vergebung,“ erwiderte der Hausbesitzer, „Mylords, ich bin Salomon!“

„Nicht möglich, mein guter Salomon!“ —

„Wenn du wirklich Salomon bist und nicht Craigg-y-Clewn, so hast du diesem letztern sein altes Gesicht gestohlen!“

„Gut denn: es ist ganz Craigg-y-Clewn's Fischgesicht; — zum Erbrechen ähnlich! würde ich hinzufügen, wenn Fische nicht stumm wären.“

Der Stadtphysikus allein war von diesem ganz unerwarteten Spiel der Natur keineswegs gerührt, sondern hatte sich eben auf einem Ruhebette niedergelassen, als er plötzlich, wie von einer Schlange gestochen, ärgerlich wieder davon aufsprang und ausrief: „Eine saubere Haushaltung hier! Womit zum Henker sind diese Ruhebetten gepolstert, daß man der Nässe fast im Augenblick die Gicht an den Leib bekommen könnte?“

Die Dame des Hauses trat inzwischen ein, eine

kleine, ſchlanke Geſtalt, mit einem blitzenden Diadem in der Coiffüre, gekleidet in ein langes, grau und grün ſchillerndes Gewand mit langer Schleppe und rothen Muſchen.

„Ew. Majeſtät!“ flüſterte ihr der Haushofmeiſter zu, die Herren vorſtellend, „die edlen Lords, welche Bürger Ihres Reichs zu werden wünſchen.“

Die Königin lächelte huldvoll und winkte den betroffenen Lords, Plätze zu nehmen. Wenn die Wahrheit zu ſagen erlaubt iſt, ſo muß man geſtehen, daß die vier Lords ſo überraſcht von allen dieſen neuen Herrlichkeiten waren und von dem Anblick der Forellenkönigin ſelbſt — denn dieſe und keine andre war die Dame — daß ſie kein Wort zu ſtammeln vermochten, ſondern ſtumm, wie Fiſche, ihre Knie vor der Königin beugten. Nur Freund Spleen ſtand etwas abſeit von allen, beugte ſein Knie nicht und brummte in den Bart: „Wenn ich hier länger bleiben muß, bekomme ich die Gicht, God dam!“

Auf einen Wink der Königin, die ſich dann zum Fortepiano ſetzte und wundervolle Melodien den Saiten entlockte, rauſchten eine Menge Gäſte in den Saal, denen die Lords durch Salmen vorgeſtellt wurden. Eine Unzahl von kleinen Jokei's, zierlich

gekleidet, ſervirten auf Tellern von Schildplatt die duftigſten, lockendſten Speiſen und Tränke. Die Muſik klang ſo zauberiſch, daß gar bald Alles in Paaren ſtand und eben ſo luſtige als vornehme Tänze begann.

Freund Spleen aber war von dem Allen nicht gerührt. Ein zierlicher Jokei trat mit einer Platte vor ihn und fragte ihn: „Womit kann ich Ewr. Lordſchaft dienen? was beliebt Ewr. Lordſchaft?“

„Burſche!“ rief der Edelmann, „hier haſt du eine Guinee, gib mir einen Strick und führe mich in ein ſtilles Kämmerlein, wo man ſich ungenirt comfort damit machen kann.“

„Wenn's beliebt, Ew. Lordſchaft!“ erwiederte der Jokei bereitwillig und geleitete den Lord behende aus dem Saale.

Muſik und Tanz, Luſt und faſhionable Geſelligkeit ſtanden eben im Zenith, als der Lord nach einer kleinen Abweſenheit haſtig die Thüre aufriß und mit wüthender Geberde in den Salon herein und auf Königin Forelle zuſtürmte.

„Ew. Majeſtät!“ rief er, wie toll, den Jokei am Ohr haltend, „wenn dieſer Burſche nicht ein Schlingel iſt, bin ich ſelbſt einer. Gewähren mir

Ew. Majeſtät Genugthuung! Dieſer Burſche hat mich betrogen und zum Beſten gehalten. Zuerſt fragt er mich, was mir zu Dienſten ſtehe; ich antworte: ein Strick! Hierauf gebe ich ihm eine Guinee, und er mir einen Strick. Als ich ihn aber probiere und den Burſchen für ſeine Guinee noch bitte, die Schlinge zuſammen zu ziehen, reißt der ganze Plunder, und wie ich den Strick genauer anſehe, bemerke ich, daß es blos ungebrechelte, ungedrehte, mürbe Hanffäden ſind, die allzulange im Waſſer lagen. Wenn hier nicht einmal ein Strick aufzutreiben iſt, danke ich für alle Herrlichkeit!"

„So weiche denn von mir, Undankbarer!" ſprach die Königin erzürnt, indem ſie ihn mit einem weißen Stäbchen berührte; „du ſollſt uns die faſhionable Unterhaltung nicht fürder ſtören."

Unſer Freund Spleen befand ſich am Ufer des See's von Llanberris, durchnäßt bis auf die Haut, mit offenen Augen in die ſchwarze Fluth hinabſtarrend; er wußte nicht, wie ihm geſchehen, ob er geträumt oder in Fieber gelegen habe. Der Snowden hatte noch immer die Nachmütze auf dem Kopfe

und ſah den armen Lord, dem ſo ſchändlich mitgeſpielt worden war, ganz trübſelig an. Mitten im See trieb ſich das Fahrzeug herum, auf dem er mit ſeinen Freunden ausgefahren war, von welchen nirgends eine Spur zu ſehen war, eben ſo wenig als von Craigg-y-Clown.

Allgemach faßte ſich der edle naſſe Lord und kam zur Beſinnung. „Wie iſt mir denn?“ ſprach er ärgerlich. „Habe ich heute auf dem Waſſer nicht ein Gelübde gethan? Wahrhaftig, Gelübde muß man halten; ein Dieb, wer ſein Wort bricht! Gute Nacht, Maſter Snowdon, du Sturmfabrikant!“

Er verſtummte verdrießlich, zog ſich die Halsbinde ab, drehte ſie feſt und ſuchte dann unter den wenigen Bäumen, die am Ufer ſtanden, den ſtärkſten aus. — — —

Gott habe unſern Freund Spleen ſelig!

Waldvöglein.

Frühlings-Mährchen.

I.

Und wäre Röschen noch drei Mal schöner gewesen — aber es ging nicht an, daß sie noch schöner hätte sein können — das hätte sie mit aller ihrer Anmuth doch nicht gut machen können, daß sie es dem armen Johannes so zum argen Weh angethan. So klar ihre Aeuglein immerdar dem Himmel in die Augen blickten, hätte Einer doch fast schwören mögen, sie wäre blind, wenn der arme Johannes an ihrem Fenster vorbei ging und sie mit so trüben Augen ansah, als hinge aller Abendthau nur an ihnen allein. Die Schwalbe verstand sie gar gut und merkte recht eifrig auf, wenn sie alljährlich angeflogen kam und nachfragte, ob sie über der Thüre wieder herbergen dürfe mit ihren Jungen, — aber wenn der arme Johannes gegangen kam und fragte in seiner herzlichen Treue, ob sie ihm's denn wirklich vergönne, daß er, noch so jung, in's kühle Grab hinab wandere, — da hätte wieder Einer geschworen, das süße Kind könne Nachtigall und Fink nicht

hören. Wenn sie in ihres Großmütterchens Garten auf und nieder ging, recht lustig und wohlgemuth, hei! wie eifrig schwätzte sie da mit allen den bunten Kindern, die kaum dem Schooße der Erde sich entrangen, mit der Lilie und mit dem Veilchen, mit Rosmarin und Tausendschön; aber, wenn der arme Johannes dann durch die Pfirsichblüthen sich neigte und jeder Blick eine Frage war, ob er denn keine Herberge finden dürfe in ihrem Herzen, ob er denn wirklich schon sterben müsse, — da war sie stumm als wie verzaubert.

Nun war es eines Abends noch spät, daß der arme Johannes ganz still und einsam unter einem blühenden Pfirsichbaume saß und weinte sehr. Gingen ihm dabei allerhand Gedanken kreuz und quer durch den Kopf, wie ihm die Düfte so lind um seine heiße Stirn fächelten, daß er am Ende schon gar nicht mehr recht wußte, wie es ihm eigentlich so leid geworden; sein Herzweh all' kam ihm fast vor wie in der Sommernacht ein schwüler Traum. „Ach!" — sprach er endlich und seufzte dabei recht seelenschwer — „wenn ich jetzt doch ein kleines, kleines Vöglein wär' und flöge zu meinem süßen Lieb, ein Vöglein, gewiß! das hätte sie lieb; — kein Vöglein wohl gibt's und nichts auf der Welt bis auf mich

allein, — das weiß ich — was ihr nicht herzinnig gefällt. Oder wär' ich ein helles, helles Johanneslicht! — Gewiß! da wär' ich wohl bestellt, sie litte mich dann gern, so lieb wie droben am Himmel einen großen, kalten Stern; Augen hätte sie wohl für ein kleines, kleines Johannislicht, — nur meine warme, endlose Liebe, die sieht und mag sie nicht. — Oder stürb' ich und scharrten sie mich ein wohl unter einem schattigen Baume, dann ließ ich noch immer mein Lieben nicht sein und flöge in linder Mailuft als Duft bis in ihr stilles Kämmerlein, und dann vielleicht im Blüthentraum gedächte sie mein."

Er war nun immer nachdenklicher geworden und viel ernsthafter, als sonst jemals; da hob er sich von seinem Sitze und dachte, es müsse ihm das Herz zerspringen und es würde auch nicht gut, als bis er im kühlen Grabe läge. Da machte er sich denn auf und schritt langsam über den schönen, grünen Kirchhof, die stillen, duftigen Büsche entlang, worin die Nachtigallen sangen, — zu seinem alten Vetter, dem Todtengräber. Der wünschte ihm guten Abend und freute sich recht, ihn zu sehen, wie er so hübsch groß geworden war, da er ihn doch einst ganz klein auf den Armen getragen hatte; aber zugleich verschreckte er sich fast gewaltig, wie er ihn

ſo todtenbleich und mit trüben Augen gewahr wurde. Weil nun der alte Todtengräber ein kluger Mann war, ſo fragte er ihn, was ihm denn fehle (das wußte er freilich wohl, aber er dachte ſich, es würde dem armen Johannes viel leichter um's Herz werden, wenn er ſein Leid ein Mal einer treuen Seele gebeichtet hätte); fragte ihn auch, ob er ihm nicht helfen und dienen könnte, — das wollte er dann auch gern thun.

Der arme Johannes gab ihm zur Antwort: „Mir kann freilich Niemand auf der Welt mehr helfen, als Ihr, guter alter Pathe! Denn Ihr wißt Rath für Alles.“ (Damit meinte er, daß ihm der Pathe ein Grab machen ſollte, nicht zu groß und nicht zu klein, worin ein treuer Knabe mit ſammt ſeiner Liebe Platz haben könne.)

Aber der Pathe Todtengräber — weil er ſonſt ein kluger Mann war — verſtand die Worte des armen Johannes anders und meinte, er bitte ihn, daß er ihm ein geheimes Mittel ſagen ſollte, um damit das Herz der Dirne zu gewinnen; denn er wußte viel, der alte Pathe. Darum ſtrich er ſich ernſthaft, aber doch ein wenig lächelnd, den grauen Bart und ſprach zu dem armen Knaben: „Sei nur immer getroſt, mein guter Johannes! ich kann dir ſchon was ſa-

gen, was dir helfen soll; nur mußt du's nicht weiter schwätzen." — Dabei faßte er den armen Johannes, der ganz bleich und mit gesenkten Blicken zu seinen Füßen saß, an der Hand, und indem er sie in der seinigen hielt, fuhr er fort: „Dein Lieb ist nicht wie andre Dirnen sind; sie versteht dich nicht, sie ist ein ganz besonderes Kind. Was Lilie flistert und Tausendschön spricht, das versteht sie wohl und freut sich daran; auch mit der Nachtigall geheimnißvoll flötendem Liederschall ist sie bekannt, — aber was süßes Liebeswort sei — das ist ihr neu. Denn wisse, als sie noch erst kaum gehen gelernt und lallen konnte, ist sie ein Mal hinaus gegangen in den grünen Wald; darin begegnete ihr alsbald eine wunderschöne Frau und hat mit ihr gespielt und ihr ein feines, goldenes Schlüsselchen geschenkt an einem silbernen Ring, mit dem Beding, daß sie damit ihr Herz könne aufschließen alljährlich, wenn die ersten Primeln aus grünem Rasen emporsprießen. Aber vor jeglichem Menschen müsse sie's immer verschlossen halten ihr Herz, sonst käme ihr viel namenloser Schmerz; müsse es verschlossen halten vor Jungen und Alten mit dem Schlüsselchen von Gold; — und bäte sie Einer auch noch so sehr, — verschenken sollte sie's nun und

nimmer mehr. Denn verlöre ſie das Schlüſſelchen, blank und fein von Gold, ſo blieben ihr Sonne, Mond und Sterne nicht mehr ſo recht herzinnig hold; was der Vogel ſpricht und die Maiblüth', das bliebe dann alles auch verſchloſſen vor ihrem Gemüth; ſie hörte davon nichts mehr, rund um ſie wäre Alles kalt, todt und leer. — Weil nun die ſchöne Dirn' von Kindheit an ihr Lebelang nichts hörte und mit mehr Freude, als Blüthengeſchwätz und ſüßen Liederſang, — daher kommt's, daß auch deine treue, herzinnige Lieb', du, mein armer Johannes, ihr ganz und gar verborgen blieb. D'rum käm's d'rauf an, daß du ein leichtes, ſchönes Vöglein wäreſt und pochteſt bei ihrem Herzen an, gewiß! es würde dir aufgethan; und dann ſagteſt du ihr von deiner Lieb' und von deinem Leid. — Ich bin ein alter, bedächtiger Mann, und wenn ich dein ſchönes, junges Leben dem kühlen Raſen müßte geben, das thäte mir leid! — Wiſſe, einen Ring hab' ich einſt gefunden in einem Grabe tief unten, einen ſchönen, feurigen, bunten; der hat die Kraft und Eigenſchaft, daß, wenn ein liebender trauriger Knab' ihn am Finger trägt, alſobald wird dieſem der Leib ſo leicht, als wie von Flügeln bewegt; in ein kleines Waldvögelein kann er ſich ver-

wandeln. — Den ſollſt du haben, den ſteck' ich dir an.

Nun nahm der alte Pathe von einem Roſenſtrauche, der am Fenſter ſtand, den Ring mit dem bunten Stein, der hing am Stamme tief unten, und über ihm war ſchon eine Knospe gewachſen, die ihren Kelch zu entfalten begann. Da mußte er nun, um den Ring zu gewinnen, zuvor die ſchöne Roſe pflücken; es that ihm leid um ſie, aber anders gewann er ein Mal den Ring doch nicht. — Der arme Johannes ſaß während dem ganz ſtill und bleich auf dem Schemel zu den Füßen des Pathen Todtengräbers und ſprach zu Allem kein Wort. — „Nun ſei nur froh und gutes Muths!" redete ihn der Alte an — „nun wird's gelingen, dich in der Herzliebſten Herz zu ſchwingen. Wenn's dich drei Mal hinter einander, wie Todesweh, gar ſchwer im Herzen preßt, dann ſchwinge dich auf als Waldvögelein aus ſtillem Neſt und fliege hin und her; dann biſt du frei beflügelt und luſtig wie der grüne Mai."

Der Pathe verwunderte ſich, faſt ärgerlich, ſehr, daß der arme Johannes, dem er den Ring an den Finger geſteckt hatte, ihm dafür gar kein Wörtlein zu Dank erwiederte, und meinte faſt, er ſei an der

Kraft des Edelſteins ungläubig. Da neigte er ſich zu dem Knaben nieder und ſprach: „Was biſt du denn nicht fröhlich und wohlgemuth, du junges Blut? Mein Seel'! nicht jedem treuen Herzen wird es ſo gar bald leicht und gut. Schlage dein Aug' auf und bedenk' dich nicht lange, zu ſchwingen und zu ſingen; denn du haſt ja den Ring ſchon am Finger." — Wie er ihn nun aber ſchärfer anſah, erſchrack er gewaltig; denn dem armen Johannes hatten indeſſen der Gram und die Sehnſucht ſchon das Herz gebrochen. Da ſaß nun der Alte jetzt ſelbſt bleich, ſtill und ſtumm und weinte um ſeinen jungen Pathen. Dann ging er hinaus und grub ein Grab, darein ein treuer Knab' mit ſammt ſeiner Liebe Platz finden ſollte. Das Ringlein ließ er ihm am Finger und ſprach dazu: „Es ſoll dir bleiben ſtatt des Brautringleins!" — Als die Kerzen an der Bahre ausgebrannt waren, ſo half er dem armen Johannes ſanft in den kühlen Raſen hinab.

II.

Es war eine ſtille, verödete Nacht. Die Blumen und Blüthen ſchienen geheim zu beten; denn ſie hatten die Kelchlippen nicht aufgethan, um, wie ſonſt, mit einander zu liſpeln, ihre Häupter neig-

ten sie andächtig, wie fromme Christen vor dem Leib des Herrn am Osterfeste, wann jeder sich erinnert, daß der Heiland die Macht des Todes zerbrochen hat. Auch all' die Vöglein, die Nachtigallen und Finken, die Wachteln und Lerchen zündeten nur im tiefen Herzen die hellen Lieder an, wie auf geweihten Altären. Daß sie, wie sonst, bloß irdisch Leid und Freud' einander verwitzig vertraut hätten, dazu war die Nacht zu heilig; denn am nächsten Morgen, dessen Vorfeier sie war, begann ja das Gedächtnißfest von Christi Himmelfahrt, und das ist für alles, was lebt und webt, ein schöner, ahnungsvoller Tag.

In dieser Nacht saß Röschen einsam und sinnend im Fliederbusche vor ihrem Häuschen, und schlug ihr das Herz gar sehr vor Schauer der Einsamkeit und stillem Harme, weßhalb? — das wußte sie nicht. Das goldene Schlüsselchen nahm sie gedankenvoll und schloß das goldene Herzschloß auf, drückte es wieder zu, schloß wieder auf, seufzte schwer und sprach für sich hin: „Ihr mit dem süßen Liederschall, meine trauten Waldvöglein, wo bleibt ihr denn all'? Sagt, hab' ich euch denn ein Leid angethan? Das thäte mir weh, gewiß und wahrhaftig, ich dachte nicht daran; viel eh' wollte ich mich

ſelbſt bis zum Tod betrüben, als mit Verſatz nur eins von euch, ihr Lieben. Ach! und ihr trauten Blüthen, wie ſtumm und traurig ſteht ihr ringsum, als hieltet ihr Todtenwacht und heimliche Klage in der ſtillen, ſternloſen Nacht. Sagt, hab' ich etwa unbedacht eine von euern Schweſtern geknickt? Das ſchmerzte mich tief in's Herz hinein, als hätt' ich mein eignes Leben zerſtückt. Ihr Guten, Treuen! bitte ſchön, thut mir's kund, daß ich kann mit der Blume Leiche gehn, heiße Küſſe drücke auf ihren bleichen Mund, mit meinen Thränen ſie thaue, — mindeſtens, kann ich ſie auch nicht neu beleben, ſie doch ein Mal noch ſchaue. Ach, Niemand will mir Antwort geben! Wie öd' und ſchaurig ringsum! Bin mutterſeelen-allein, trüb-traurig, in Thränen und doch voll Sehnen — weiß ſelbſt nicht, warum. Die Blüthe klingt nicht, die Nachtigall ſingt nicht. Es iſt ein troſtloſes Harren und Hoffen; kein Blümlein mehr liebt mich, mein Auge trübt ſich. Weh mir! Und ach, mein armes Herz ſteht doch, verſchmäht, noch offen! Mir drückt's auf das Haupt ſo ſchwül und ſchwer, als wie eine Sünd'; es ängſtet mich, es preßt mich ſo ſehr! Was that ich denn, ich armes Kind?"

So ſprach ſie und ließ unruhvoll und ſchwer-

müthig das Köpfchen ſinken. Da kam es ihr vor, als ſäuſelte es im Wirbelflug mild, wie ein lauer Abendwind, über ihrem Haupte, und als rauſche es wie von Fittigen immer näher und näher. Sie blickte auf; da ſchwankte dicht über ihrem Herzen das Zweiglein des Fliederbuſches und ſie gewahrte ein zartes, holdſeliges Waldvöglein, deſſengleichen ſie noch keins geſehen. Sie war recht erſchrocken bei dem Anblick und doch auch recht herzinnig erfreut und flüſterte dem Vöglein zu: „Gott! willkommen viel tauſend Mal! Wer biſt du, ſchöner gefiederter Gaſt? Ich hatte doch faſt keine Ruh und Raſt, als bis du geflogen kamſt; es war mir ſo traurig leer in der Bruſt. — Und, daß du kämſt, hatt' ich doch nicht gewußt."

„So weißt du auch, wer ich bin, und kennſt meinen treuen Sinn?" ſang das Waldvöglein.

„Ach nein!" — erwiederte das Mädchen — „Was red' ich da? Ach ja! mir iſt, als hätt' ich ja längſt dich gekannt, als ſeyen wir beide treueigen und blutsverwandt."

„Und haſt mich doch verbannt!" ſang das Vöglein hinwieder gar traurig.

„Ich dich?" — fragte das Mädchen bekommen — „ich ſah dich meiner Tage ja nicht. Aber ſprich,

vertrau' mir's recht in's Herz hinein, wie du heißt, wer du bist, wie das so Alles gekommen ist; denn ich ängste mich schwer. D'rum sag mir's doch, bitte dich sehr."

Darauf begann das Waldvöglein sich in des Mädchens Herz zu schmiegen und sang so traurig, als wie vor übergroßem Schmerz: „Du fragst, wer ich bin? Bin ein treues Herz! Bin gestorben vor Liebe und doch nicht todt, bin gestorben vor Gram, und jetzt doch ohne Noth; denn als sie mich senkten in's kühle Grab, nahm ich am Finger ein Ringlein und im Herzen die Treue mit hinab. Keine Nacht konnt' ich ruhn. Da scharrte und pickte ich mit dem Schnäblein so lang im geflügelten Herzensdrang, bis ich Luft wieder fühlte und Sternenlicht sah und fühlte dich nah'; und flog, und flog so frisch und leicht, bis ich dich erreicht. Waldvöglein hast du ja stets geliebt so heiß, wie du deinen Treuen betrübt; — Waldvöglein bin ich nun da und bettle von dir: In deinem Herzen, so weit und groß, wie des Himmels unendlicher Schooß, ein klein, klein Plätzchen vergönne mir; denn, stürb' ich noch ein Mal, es litte mich doch nirgend als nur bei dir, in deiner Brust; da sterb' ich nicht, das hab' ich längst gewußt. Sag', kennst du mich

jetzt, den du nie gekannt? Der arme Johannes war ich einst genannt.“

Als das schöne Waldvöglein dieß gesagt, weinte das Mädchen, das aufmerksam zugehorcht hatte, bitterlich; und weinte noch immer mehr, wie es sah, daß das Waldvöglein mit den bunten Fittichen sich zu schwingen begann, als wollte es Abschied nehmen und auf und davon fliegen.

„Weh mir Armen!“ — rief sie in ihrem Schmerz — „willst du denn schon wieder mich verlassen? und habe dich doch erst kaum gefunden. Das dünkt mir nicht treu! Sag' an: muß es so sein, daß du mich traurig lässest allein? Wohin denn so schnell? — Ach! und ich hab' dich doch so lieb, — so lieb! Nun sag', — wenn du fort flögest weit über Land und Meer — sag', was mir blieb? — Nichts, als bitt're Noth und bitt'rer Tod!“

Darauf das Waldvöglein sprach: „Ja! lieben ohne der Liebsten Treu, das bricht Einem das Herz selbst mitten im Mai; das weiß ich gut. Aber morgen ist Himmelfahrttag des Herrn; das ist meine Zeit, da muß ich vor Morgenroth noch fliegen bis dort hinauf zum hellen Liebesstern. So hell er auch funkelt, ich fliege nicht gern, ich thu's in Schmerzen mit halbem Herzen; aber ich muß. Gott

behüt'! Gott behüt'! Noch den Scheidegruß! Nur Eins macht mich froh, ſo elend ich bin, daß du endlich erkannt haſt meinen treuen Sinn."

„Ich aber laſſe dich gewiß nicht fort!" — rief das Mädchen. „Was ſchaffſt du dort? — Ach, du wirſt ſelig ſein, und ich leide bitt're Pein! Sag', wenn du mich je haſt lieb gehabt, kannſt du's ertragen?

„In Klagen!" — ſang das Waldvöglein wehmüthig — „doch ſei gewiß, ich komme auf's neu', und beſuche dich im nächſten Mai."

„Gibſt du mir auch ein Unterpfand?" — ſprach das Mädchen voll Sehnſucht und Schmerz. „Gib, ach! gib mir ein Unterpfand; ſonſt laſſ' ich dich nicht."

„Nimm hier den koſtbaren Edelſtein," — flüſterte das Waldvöglein — „nimm und bewahr' ihn in einem ſichern Schrein!"

Da fiel aus dem Ringe, den das Waldvöglein am Halſe trug, der koſtbare bunte Talisman nieder in Röschens Bruſt. Zugleich ſäuſelten des Waldvögleins Flügel beide, und fort war es wie der Wind. Röschen aber, das arme Kind, ſprach: „Zu bergen dieſen köſtlichen Stein, wo wüßt' ich wohl einen ſicherern Schrein, als dieß mein treues Herz?! Da hütet ihn gewißlich die Sehnſucht und der Schmerz." — Nun barg ſie den Talisman in ihrem Herzen, ſchloß

zu das Schlößlein mit dem goldenen Schlüssel und weinte recht sehr. Dann sprach sie: „Daß mich nie mehr etwa ein Vöglein, eine Blüthe bethöre, aufzuschließen mein Herz, daß ich etwa daraus mein Kleinod verlöre, so fahre hin für immer, du Schlüssel von Gold! sink' unter in den See! Der See ist tief, aber tiefer mein Weh." Und damit warf sie den Schlüssel in den See.

III.

Der Mai war gegangen und der Sommer und Herbst gekommen, beide mit Blumen, roth, gelb und blau, und mit Früchten, so würzig, daß es eine Lust war; aber das arme Röschen hatte an alle dem Schönen keine Lust fürderhin. Die Schwalbe flog fort und der Storch mit ihr, kamen alle bei'm Scheiden vor Röschens Haus; aber das bleiche Mädchen sah nicht heraus und hörte nicht, wie sie sich empfahlen und ihr zum Abschied, bis sie wieder kommen würden, Glück, Zufriedenheit, Gesundheit und alles wünschten, was sie sich nur selber wünsche; auch keinen Scheidegruß bekamen sie von Röschen auf den Weg mit. Nun kam der

Winter und wirthſchaftete gar luſtig, ließ in den Fenſtern — dem Mai zum Spott — eine Menge duftloſer Blumen blühen, und aus dem Mühlbache weiße Sträucher mit vielen ſtarren Aeſten, und auf den Tannen im Walde ſchöne blinkende Sternchen; — damit wollte er die Aepfelblüthen nachahmen und mit Allem dem armen Kinde das Herz erfreuen; denn es dauerte ihn ſehr, wenn er es anſah, wie ſeine Wangen noch weißer waren, als der Schnee, ſeine Augen aber viel trüber.

Die arme Dirne ſaß drinnen in ihrem Kämmerlein die ganze Zeit über ſeit dem Himmelfahrttage des Herrn, in Sorgen und Thränen; das Herz war ihr ſo ſchwer, daß ſie kaum athmen konnte. Athmete ſie, ſo wards ein Seufzer. Das kam eben daher: ſie trug einen Stein auf dem Herzen, und der fiel nicht davon. An jedem Morgen nach dem Morgengebete und vor jedem Schlafengehen nach dem Abendſegen, und den ganzen langen Tag über dachte ſie an Niemand auf der Welt, als an den armen Johannes, und hatte keinen andern Wunſch, als daß der Frühling wiederkomme und mit dem Frühling, am Himmelfahrttage des Herrn, das Waldvöglein, von dem ſie das Pfand auf dem Herzen trug. Sie wußte es auch faſt ganz gewiß

und fegte darum jedes Morgens das Kämmerlein ſo fleiſſig ſauber, als erwarte ſie den Bräutigam. — Einen Rosmarinſtrauch hatte ſie im Winter treu gepflegen; der ward nun gar ſtattlich und hatte die Zweige groß genug getrieben für zwei Kränzlein.

Endlich ſchmolz auch der Schnee, und der Mühlbach rührte und regte ſich wieder gar luſtig und hell. Die Primeln lugten aus dem grünen Raſen hervor und die Linden warfen wieder breiten Schatten. Auch vor dem Fenſter die Rebe, nachdem ſie ſich ſatt geweint aus dürren Augen, putzte ſich wieder hochzeitlich mit grünem Laube. Da wußte ſich das arme Kind faſt nicht mehr zu faſſen vor ſtiller Sehnſucht und dachte immer ängſtlicher, ob denn das Waldvöglein ſeines gelaſſenen Pfandes und ſeiner Treue auch nicht vergeſſen werde. Einſt ſang das Mädchen:

Fegte Haus und Hof ſo blank und rein,
Putzte ſie mit grünen Zweigelein,
Daß dir's beim Empfang behaglich ſey; —
Blumen ſpart' ich nicht dabei.

Zierlich Reblaub rankt am Fenſter ſich,
Rosmarin trägt Kränz' für dich und mich,
Sehnſucht färbt mich ſchon wie Abendroth; —
Komm doch bald, o holder Tod!

Das ſang ſie in der ſtillen Nacht vor dem Him-

melfahrtfeste des Herrn und horchte und horchte immerdar. Bald pochte ihr das Herz so mächtig, daß sie glaubte: nun müsse es ihr aus der Brust hüpfen und das Schlößlein zersprengen; bald stand es ihr wieder ganz still, als fürchte es, das Mädchen möchte vor den lauten Herzschlägen Niemand kommen hören.

Endlich pochte draußen am Fenster ein Blüthenzweig und es pickte vernehmlich.

„Er ist's! Er ist's!" — rief sie in höchster Lust — „Warte, mein Treuer! nur einen kleinen Augenblick warte, ich komme." — Damit raffte sie sich auf. —

Der alte Pathe Todtengräber grub neben des armen Johannes seinem Grabe noch eines.

Als er die Erde auf den Sarg hinabstreute, schwang sich über seinem Haupte die Nachtigall mit ihrem Herzliebsten. Die beiden wurden es nicht satt, zu singen und sich zu schwingen. Einen schönen hellleuchtenden Stern hatten sie immer im Auge — das war der Liebestern; dem flogen sie zu.

Erzählungen

und

Phantaſieſtücke.

Von

Eduard Duller.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

Inhalt.

	Seite.
Bettelmanns Umkehr. Novelle	1
Die ſchwarzen drei Könige von Haimburg. Humoreske	55
Die geheimnißvolle Reiſe. Novelle	85
Herr Chamäleon. Phantaſieſtück	143
Außen roth, innen todt. Erzählung	175
Der alte Spieler und ſein Geſelle. Erzählung .	217
Der Nimmerſatt. Arabesken in Moſaik . . .	277
Paſſauer Kunſt	323
Das Geſpenſt des Selbſtmörders. Phantaſieſtück	367

Bettelmanns Umkehr.

Novelle.

I.

„Weib! iſt das Nachtmahl beſtellt?“ rief der Kaufmann Benedikt, als er Abends in ſeine Stube trat. Die Glocke auf dem Rathhauſe hatte eben eilf Uhr geſchlagen; draußen lag es öde und ſtill auf den Straßen und Plätzen. Das Licht, das auf dem Tiſche ſtand, war tief herabgebrannt. Die Kaufmannsfrau ſaß im Lehnſtuhl und war eingenickt. Benedikt ging etliche Mal in der Stube auf und nieder; die Hände ballte er und ſchlug ſich, wenn er plötzlich ſtehen blieb, im Ausbruch der Heftigkeit vor die Stirne. „Weib! iſt das Nachtmahl beſtellt?“ rief er nochmals mit rauher Stimme und rüttelte die Schlummernde.

„Was iſt?“ ſtammelte die Kaufmannsfrau, aus ihren Träumen emporfahrend: „Wer iſt getödtet?“ Sie kam immer mehr und mehr zur nüchternen, wachen Beſinnung. „Ich habe ſchwere Träume gehabt,“ ſprach ſie zu ihrem Gemahl. „Benedikt! du biſt ſpät in die Nacht hinein außer Hauſe geweſen. So hat mich denn der Schlaf übermannt.“

„Du bist eine faule Hausfrau!“ schalt der Mann und blickte sie bleich und wüst an. „Hast du das Nachtessen bestellen lassen?“

„Das Nachtessen?“ fragte Dorothea: „Bei meiner armen Seele! wie kannst du darum fragen? Ich bin mit nüchternem Magen hier im Lehnstuhl eingeschlafen, während ich dich erwartete. Mann! du mußt zusehen, daß du dich auch in diese Gewohnheit des Fastens zurecht findest. Der Ladendiener kam heute zu mir und theilte mir mit, daß er keine Nacht mehr in diesem Hause zubringen wollte, wo der Unsegen eingezogen ist. Er zeigte mir den Brief (hier ist er), worin dir der Fall des amsterdamer Hauses eröffnet wird.“

„Gute Nacht!“ rief Benedikt. „Nun ist nichts mehr zu verlieren; es war der letzte Anker meiner Hoffnung!“ Er stemmte sich, mit gesenktem Haupt, auf den Rand des eichenen Tisches und erstickte gewaltsam einen schweren Seufzer, der sich aus den Tiefen seiner Brust losringen wollte.

Die Frau fuhr fort: „Der Ladendiener drohte, er wolle seinen Wochenlohn, den du ihm bereits zwei Monate lang vorenthältst, bei Gericht einklagen. Als er über die Schwelle trat, ließ er uns einen

Fluch zurück und schwor: es solle kein Glücksstern mehr über unsern Häuptern aufgehn."

„Proybezeite er so?" lachte Benedikt wild vor sich hin, indem er zu Boden schaute. „Ich habe große Stücke auf den Burschen gehalten, den ich an Kindesstatt annahm. Ein hübsches Kapital — die Liebe trägt den Undank als Zinsen. Bravo! bravo! Er soll in's Teufels Namen auf Gottes Erde wandern, wohin er will."

„Weil nun der Georg fort ist," nahm die Frau das Wort, „so dachte ich mir, wir beide brauchten weiter kein Geheimniß zu haben vor einander. Kurz, der Knecht und die Magd sind auf und davon gegangen, und du siehst also, warum kein Nachtessen aufgetragen wird. Für's Erste bin ich zu müde, um selbst welches zu bereiten, und für's Zweite ist kein Heller in unserer Kasse, um die Kosten desselben zu bestreiten."

„Weib!" schrie der Kaufmann, „sag mir einmal: wanderst du in Träumen oder träum' ich selbst? Noch, als ich Mittags ausging, waren zwölf Goldgulden in der Lade. Ist im Gewölbe seitdem nichts verkauft worden den Tag über? Wo sind die zwölf Goldgulden?"

Die Frau putzte das Licht und erwiederte gähnend: „Ich will dir Rechnung ablegen. Einmal, was den Verkauf angeht, so weißt du ja selber, daß uns der Kaufmann zum Haifisch allmählich alle Kundschaften weggefischt. Was die zwölf Goldgulden betrifft, so hab' ich sie verbraucht. Vor etlichen Tagen bestellte ich mir bei Meister Erbse, der im hohen Rathe sitzt, ein Paar Schuhe, genau so, wie sie die Frau Bürgermeisterin trägt; es ist die schönste Schuh-Arbeit, welche zu diesen Zeiten im römischen Reich gemacht wird. Meister Erbse brachte sie mir heute, und weil wir keinen Kredit mehr haben, so verlangte er augenblicklich die Ausgleichung meiner ältern Schulden an ihn und die baare Bezahlung der neuen Arbeit. Da gab ich ihm drei Goldgulden; er hätte mir sonst die schönen Schuhe nicht ausgeliefert. Sie sind von blauem Sammt mit rother Seide ausgefüttert, besäumt mit Silberfliesen und mit unsern Namenszügen aus ächtem Golde benäht. Auch ist der Schneider gekommen — gleich nach dem Schuster — und hat mir das neue Tanzkleid fertig mitgebracht, was ich bei der Hochzeit des Kaufmanns vom Haifisch anziehen will, wozu die ganze Kaufmannschaft geladen ist, und also auch

mir; machte sieben Goldgulden. Ich mußte sie augenblicklich auszahlen; denn der Schneider that eben so ungeduldig mit dem Gelde, wie der Schuster. — Bleiben in der Rechnung noch zwei Goldgulden übrig; die legte ich Nachmittags in der Kirche beim Opfergang auf den Teller, um die Frau Stadtrichterin zu ärgern und zu beschämen, weil sie mit ihrem Achtgroschenstück so breit that, als ob sie alle armen Seelen im Fegefeuer damit erlöst hätte."

„Ich wollte, du säßest selbst im Fegefeuer!" fluchte Benedikt. „Bei meiner armen Seele! du hast mir das Leben zur Hölle gemacht. Du bist Schuld, daß ich jetzt an den Bettelstab gebracht bin. Mein Geld ist hin. — Mein Kredit ist hin. — Alles! Alles! Keines Besseres Werth hängt mehr am Leben. Weib, komm' mir nicht in die Nähe! — Ich möchte nicht für mein kaltes Blut gut stehen. — Weib! mich juckt es an allen Fingern. Verfluchte, eitle Thörin! Da speise jetzt von deinem Aberwitz!"

„Der neue Putz steht mir köstlich!" rief das Weib; „ich habe mich im Spiegel gesehen und daran erfreut. Ich ergötze mich an dem Gedanken, bei der morgigen Hochzeit deines Freundes, des Kauf-

manns zum Haifisch, alle Bürgersfrauen unserer Stadt an feinem Ansehen zu übertreffen."

„Ei ja! wahrhaftig, der Teufel soll dich frisiren!" schrie Benedikt außer sich. „Ich hoffe, daß wir morgen, mit dem Bettelsack auf dem Rücken, Kirchweih tanzen können. Ich mag nichts hören, nichts wissen und nichts sehen. Steh' vor dem Spiegel, verfluchtes, eitles Weib! ziere dich nur mit deinen einfältigen Grimassen, putze und behänge dich, wie ein Affe! Du hast mich ruinirt; der Teufel soll's dir vergelten."

Er rannte, wie bewußtlos, ohne Hut fort, in die wilde, stürmische Nacht hinaus. Das Weib erhob sich langsam von ihrem Sitze, ging zum Schrank, nahm das neue Kleid heraus und die zierlichen Schuhe, und kleidete sich vor dem Spiegel langsam und mit Wohlbehagen an. „Köstlich steht mir das Kleid!" sprach sie lächelnd und selbstgefällig; „ich hoffe morgen Aufsehen zu machen. Wenn ich auch meinem Manne nicht gefalle, so will ich doch die junge Braut des Kaufmanns zu Tode ärgern, daß ich in ihres Bräutigams Herzen einen Eindruck hinterlasse. Alt bin ich nicht, und daß ich nicht häßlich

bin, gibt mir der Spiegel zu erkennen. Wir haben uns ja doch sogar einstmals geliebt, ich und Herr Kolbe, der morgen seine Hochzeit halten will. Ich freue mich, daß mein Mann, der damals unser Glück zertrennte, weil ich sein Weib werden mußte, — daß mein Mann dafür büßen muß durch Elend und Schande. O es freut mich herzinnig, daß mein Mann büßen muß, und es ist nicht meine geringste Lust, daß ich selber an seiner Noth großen Theils Schuld trage. Heisa, wie freue ich mich auf den Tanz bei der morgigen Hochzeit! Wenn ich ledig wäre und nicht an den elenden Mann gebunden — mein' Seel'! ich wollte hoffen, die junge Braut Herrn Kolbe's morgen auszustechen. Nun, davon will ich süß und angenehm träumen. Mein Mann ist ein Narr, daß er Lust hat, bei diesem gräulichen Sturm und Unwetter ohne Hut im Freien zu spaziren. Ich will's klüger machen und mich endlich fein säuberlich zu Bette legen." —

II.

Der reiche Kaufmann zum Haifisch, Herr Kolbe, streckte sich am frühen Morgen noch in leichten Träumen ganz behaglich auf seinem Bette — es war

am Morgen des Tages, an welchem ſeine Hochzeit angeſetzt war — als es plötzlich unten an der Hausthüre heftig ſchellte, ſo daß er durch den am frühen Morgen ungewohnten Ton aus dem leichten Schlummer geweckt wurde. Nicht allzulange ſtand es an, ſo pochte der neue Ladendiener Georg, der geſtern aus Benedikt's Dienſten in Herrn Kolbe's Geſchäft getreten war, beſcheidentlich an der Thüre des Schlafgemachs.

„Herein!“ rief Herr Kolbe gähnend, und Georg wollte ſo eben melden, daß ſein ehemaliger Prinzipal Herrn Kolbe zu ſprechen wünſche, als dieſer ſelbſt bleich und verſtört ſchon hinter den Ferſen des Ladendieners in die Schlafſtube drang und in Unmuth alſo losbrach: „Herr Kolbe, ſchaffen Sie mir dieſen undankbaren Schlingel aus den Augen! Wahrhaftig, ich bin nahe dran, mich an dem undankbaren Burſchen zu vergreifen.“

„Sachte! ſachte!“ ſprach Herr Kolbe, halb lachend, halb mit vornehmer Miene. „Laſſen Sie meinen ehrlichen Diener ungeſchoren; das möchte ich Ihnen gerathen haben. Was bringt Sie ſo früh zu mir?“

„Vor Allem bitte ich Sie, dieſen Undankbaren nicht Zeuge unſers Geſprächs ſein zu laſſen," drang Benedikt in Kolbe. Der Letztere gab dem Ladendiener einen herablaſſenden und doch wieder vertraulichen Wink und maß dann Benedikt vom Kopf bis zu den Füßen, indem er ihn mit folgenden Worten anſprach:

„Für's Erſte finde ich es ſehr unmanierlich, mein Herr! daß Sie mich am frühen Morgen überlaufen. Wir ſind, dem Himmel ſei Dank! ſeit lange keine Freunde mehr; folglich kann der Grund unſerer Beſuche durchaus nur in Geſchäften liegen. Zu Geſchäften aber kömmt man nicht wie ein Nachtwandler oder Verliebter. Für's Zweite möchte ich Sie fragen, was Ihnen Grund gibt, mein Herr! meine Leute grob zu behandeln, beſonders wenn Sie noch obendrein die Gefälligkeit ausüben, Sie bei mir anzumelden?"

„Herr Kolbe!" erwiederte Benedikt, „halten Sie mir mein Benehmen gegen Georg zu Gute. Der Burſche hat ſich ſchändlich und undankbar gegen mich aufgeführt. Ei doch! Sie wiſſen wohl um ſeine Herkunft; Sie erinnern ſich gewiß, wie er als Säugling auf dem Kirchhof von einer unbekannten,

unnatürlichen Mutter ausgesetzt, von mir aus Christenpflicht aufgehoben, auferzogen und in der Handelswissenschaft unterrichtet wurde. Gestern hat er mit groben Beleidigungen und Drohungen während meiner Abwesenheit mein Haus verlassen; drum schwoll mir die Kolleradern, als ich ihn heute wieder zu Gesicht bekam, und zwar bei Ihnen. Sehen Sie zu; er wird es Ihnen, gerade Ihnen nicht besser machen, als mir."

„Zur Sache! zur Sache!" unterbrach Herr Kolbe schnell den Unmuthigen; „was haben Sie mir zu sagen?"

Herr Benedikt schien etwas verlegen, heftete die Blicke zu Boden, spielte einige Augenblicke mit seiner in Unordnung gebrachten Halskrause und sprach dann, indem er sich ein Herz zu fassen schien:

„Ich muß Ihre Freundschaft in Anspruch nehmen, Herr Kolbe —"

„Lassen Sie diese aus dem Spiele," unterbrach ihn Kolbe schnell; „zum Geschäft! zum Geschäft! wenn's beliebt."

„Herr Kolbe," fuhr Benedikt fort, „ich bin in der peinlichsten Verlegenheit von der Welt; ich muß Sie um ein baares Anlehen ansprechen."

„Baares Anleben? Wie kommen Sie mir vor?“ entgegnete Kolbe naserümpfend; „ich pflege an Ihres Gleichen nichts Baares auszuleihen.“

„Herr!“ ſchrie Benedikt, „wiſſen Sie auch, daß ich ruinirt bin, wenn Sie mir das Anleben verweigern?“

„Eben weil Sie ruinirt ſind,“ erwiederte Kolbe, „findet meine Weigerung ihren Grund. Ich habe Ihnen mein Kapital längſt aufgekündigt und mit Execution gedroht; ich werde mir erlauben, meine Drohung heute in's Werk zu ſetzen.“

„Menſch!“ rief Benedikt, „ich glaube, du biſt vom Teufel beſeſſen. Wer war es, der mir ſogar alle tägliche Ladenkundſchaften mit allerlei verfluchten Künſten und Liſten wegfiſchte? Du allein, du allein. Siehe! wir waren brüderliche Freunde; hörſt Du! Freunde ſind wir geweſen von Kindheit auf. Wenn du mich im Stiche läſſt, bin ich ein Bettler.“

„Von der Freundſchaft weiß ich nichts,“ ſprach Kolbe mit einem kalten, vornehmen Lächeln. „Es iſt allerdings wahr, daß wir in früheren Zeiten häufiger zuſammenkamen; ſeitdem Sie aber die Thorheit begingen, das Weib zu ehelichen, welches nicht bloß keinen Heller in der Taſche hatte, ſondern ſich auch

seit jenem Hochzeitstag auf eine unbegreifliche Weise zur Verschwendung hinneigte, seit der Zeit ist es aus mit uns zwei. Ich habe keine Lust, mich von faulen, betrügerischen Schuldnern zum Besten halten zu lassen. Zahlen Sie bis heute Mittag nicht das längst aufgekündete Kapital sammt den rückständigen Zinsen, so lasse ich Sie pfänden und in den Schuldthurm setzen."

„Gott sei mir gnädig!" schrie Benedikt; „ich bin an meinem Unglück nicht Schuld. Aber Ihnen sei Gott auch gnädig, wenn es überhaupt noch Gnade gibt, wenn nicht das Thor der Gnade in Schloß und Riegel verrostet ist, daß kein Strahl der Erbarmung durch eine mitleidige Ritze herausdringt. Es ist keine Gnade, kein Erbarmen, kein Mitleid mehr auf der Welt; ich will verflucht sein, wenn ich daran glaube, verflucht, wenn ich es jemals übe. Wer von uns Zweien ist der Bettler, wer ist reich? Sie mit dem leeren Herzen, worin nicht ein Geldstäubchen menschlicher Regung zu finden ist, — ich mit der Welt von Haß in meiner Brust? Ich spüre in mir etwas von einem fruchtbaren Saatfeld von Millionen Keimen, deren jeden der Haß reift. Herr Gott! sieh' mich an! in dem Haus dieses herzlosen

Manneś knie ich nieder, wie in einem Tempel, und ſpreche das laute Gebet zu Dir: Herr ſei gerecht! Herr, nimm die Sichel zur Hand und mähe die tauben Aehren zuſammen, die aus dieſem Herzen wachſen. Bade ihn in Gold, ſpeiſe ihn mit Silber, tränke ihn mit Perlen ſtatt mit Wein; aber keine Thräne laß treten in dieſes Auge, und weil er nicht vor Mitleid weinen kann, ſo weine er auch nicht vor Luſt. Geld ſey ſeine Welt, Geld ſeine älterliche Luſt; mir aber ſchenke einen Augenblick, wo ich, der jetzt ein Bettler iſt, gegen ihn mit allen ſeinen Schätzen als Kroſus erſcheine, und es in meiner tiefſten Noth verſchmähen kann, ſo heilloś glücklich zu ſeyn, als er.“

Nach dieſer Rede ſprang er von ſeinen Knieen auf (er hatte während dieſeś Gebetś gekniet). „Gott befohlen!“ rief er noch ein Mal; ſein Auge flammte, über ſein blaſſeś Antlitz flog eine ſchnelle Röthe. Wie vom Blitz getroffen ſtarrte ihm Herr Kolbe nach, alś er pfeilſchnell durch die Thüre verſchwunden war. —

III.

Im dichten Wald brauste der Sturm, donnerte der Felsbach, über dem die Brücke, aus leichten Tannenstämmen hingelegt, zitterte. Ein Kreuz stand am Scheidewege, worauf ein Täfelchen angeheftet war, das in schlichten, einfachen Worten einen Felssturz verkündete, wodurch vor einigen Jahren ein Wanderer seinen gähen Tod gefunden hatte. Am Täfelchen waren die armen Seelen im Fegefeuer gemalt, welche um ein Vaterunser der Vorübergehenden baten. An einer Drahtschnur waren die Kügelchen des Rosenkranzes angebracht.

„Bete! bete! thörichtes Weib!“ rief Benedikt, indem er aus einer Felsschlucht hervortrat und sein Weib am Arme nach sich schleppte; welche in allen ihren Flitter gekleidet war. Sie war matt zum Sterben. Benedikt hatte seine Dorothea nach jenem Besuch bei Herrn Kolbe von ihrem Putztisch aufgerafft, als sie sich eben zum Besuch angekleidet hatte. Er floh, um der Schande der Pfändung und des Schuldthurms zu entrinnen. Nun hatte der unwirthbare Weg (sie waren im trocknen Flußbett eines Waldstroms bis zur Wegscheid gegangen) ihre zierlichen Schuhe zerfetzt; das kostbare Sammtkleid

mit dem ſchweren Spitzenkreuz hing, von dürren Tannenäſten zerriſſen, wüſt an ihrem Leib. Auch in ihrem zierlich gekräuſelten Haar hatten rauhe Zweige, an denen ſie Benedikt vorüberſchleppte, und der Sturm gewühlt, der am heutigen Tage unheimlich den uralten Wald durchſauste. Der Himmel blickte farblos und trübe durch die ſpärlichen Lichtungen der überhängenden Felſen und des verwachſenen Gehölzes.

„Bete, bete, thörichtes Weib!“ rief Benedikt zum zweiten Mal, als ſie an dem Warnungskreuze ſtanden und das Weib vor Mattigkeit niedergeſunken war. „Du halfſt mir mein Elend bereiten, hilf mir's nun tragen. Siehe! wer weiß, ob die Felſen, die über den Weg hängen, ſo langmüthig ſind, als ich, und nicht über deinem Haupte herabſtürzen.“ —

Dorothea hatte den Augenblick der Raſt benützt, um ihren in Unordnung gerathenen Kopfputz wieder zu ordnen. Sie zog einen Spiegel aus dem Mieder hervor, das einzige Gut, das ſie in der höchſten Noth, im Augenblick der Flucht vom Hauſe nicht vergeſſen hatte.

Mittlerweile zeigten ſich drei Handwerksgeſellen,

welche um die Ecke bogen und ſich der Wegſcheid näherten. „Ich will dich mein neues Handwerk lehren,“ ſprach Benedikt mit Hohnlachen; „ſchick dich an, du ſtolzes Weib, denn wir müſſen nun betteln. Es wird dir in dieſen Sammetfetzen nicht übel anſtehen zu betteln, obendrein bei ſolchen luſtigen Geſellen, die ſelber von heute auf morgen leben. Hurtig, mein Kind! Da haſt du meine Mütze. Friſch auf! Sprich ſie im Namen der armen Seelen um ein kleines Almoſen an. Ich will mich indeſſen am Waldſtrom in den Hinterhalt legen und ſehen, wie du dein Probeſtück beendeſt. Bringſt du nichts, ſo ſey bedacht, die armen Seelen im Fegefeuer von mir zu grüßen.“

Er ging; die drei Handwerksgeſellen kamen näher. Es waren, wie es ſich zeigte, drei Glaſer, mit den eigenthümlichen Kräppen auf dem Rücken. Sie ſangen zu dreien das Lied:

Glück und Glas, beiderlei
Bricht, eh' man's verſieht, entzwei;
Doch ein rechter Glaſergeſell
Fragt nicht, ob es bricht wie ſchnell.
Glück und Glas,
Wie bald bricht das!

Der Glaſer macht Fenſter und auch die Latern',
Drum braucht er nicht Sonne, nicht Mond oder Stern'.
Und macht er den Spiegel, ſo kriegt er das Weib;
Der Spiegel, der bricht, doch zäh' iſt das Weib.
Glück und Glas,
Wie bald bricht das!

Der Sturmwind macht Vielen gar bittere Noth,
Wir aber, wir beten um's tägliche Brod; —
Und ſchlüge er heute viel Gläſer noch ein,
Wir tränken aus Gläſern den güldenen Wein.
Glück und Glas,
Wie bald bricht das!

Die drei Handwerksgeſellen zogen während des Geſanges fröhlich und wohlgemuth auf der Straße weiter. Dorothea nahte ſich ihnen, um, nach dem Befehl ihres Mannes, ihnen einen Almoſen abzubetteln. Es war ein ſeltſamer Anblick: das junge Weib, mit dem bleichen Geſicht, in dem vornehmen, aber zerriſſenen Gewande, mit der Mütze in der Hand, welche ſie bettelnd den drei Geſellen vorhielt, die nicht wußten, ob ſie das Weib für vernünftig oder toll halten ſollten!

„Wir haben ſelber nichts," rief der eine lachend und der andere unterbrach ihn: „Gnädige Frau, Sie werden ſich geirrt haben; Sie wollten uns vermuthlich ein kleines Andenken Ihrer Milde auf den Weg geben." Dorothea ſenkte ſtumm den Blick zu Boden. „Brüderchen!" rief der dritte: „Ich weiß, woran ich bin: das Weib iſt verrückt. Wir wollen ihr aber doch etwas auf den Zahn fühlen; vielleicht bringen wir aus ihrer Narrheit etwas heraus, wodurch wir entweder Spaß haben, oder Geld fiſchen." „Gnädige Frau!" ſprach er zu Dorothea, „erlauben Sie die Frage: wie kommen Sie doch ſo mutterſeelenallein in dieſen Wald, an dieſe Wegſcheid, worauf nur ſelten Jemand wandert, um die langweilige Landſtraße abzuſchneiden?" Dorothea ſtarrte beſchämt zu Boden und lispelte kaum hörbar: „Eine kleine Gabe; um Gotteswillen!"

„Brüderchen!" ſchrien die drei Geſellen unisono, „Mit dem Weib iſt nichts anzufangen; ſie iſt aus dem Tollhaus entſprungen. Wir wollen uns auf der Wanderſchaft nicht aufhalten laſſen."

Sie gingen lachend vorüber und ſangen, indem ſie auf Dorothea deuteten, den Refrain ihres Liedes:

„Glück und Glas, — wie bald bricht das!"

Als ſie eine geraume Strecke gewandert und auf dem Schluchtweg verſchwunden waren, ſchritt Benedikt langſam aus ſeinem Verſteck hervor, ſtützte ſich mit beiden Händen auf einen gewaltigen Baumaſt, wie der Waldſtrom deren mehrere mit ſich führt und am Geſtade abſetzt, ſtellte ſich dann vor Dorothea hin und ſprach: „Ei du ungeſchicktes, aberwitziges Weib! haſt dein Probeſtück ſchlecht beſtanden. Freilich ſind die Menſchen alle gleich, die Reichen wie die Armen: unbarmherzig ſteinern ſind ſie alle; dir aber bin ich Manches ſchuldig, denn weißt du: Glück und Glas, wie bald bricht das!“ Er ergriff ſie mit rauhen Händen, drängte ſie auf einen Stein nieder und ſprach: „Nichts, nichts ſollſt du haben, was dein Herz erfreut; auch den letzten Fetzen will ich dir abreißen, damit dein verblendetes Auge erkenne, wie leicht zerſtörbar die Tollheit iſt, der du mich hingeopfert haſt.“ Er riß ihr die Schuhe von den Füßen und das ſammtene Oberkleid vom Leibe. Bei dieſer Gelegenheit fiel ihm der Handſpiegel in die Hand, welchen Dorothea zu ſich geſteckt hatte. Er ſchleuderte ihn gegen ein Felsſtück, daß er in tauſend Scherben zerſprang. „So möchte ich deine Schönheit zertrümmern,“ rief er, „die verfluchte

unheilbringende Larve, die mich bethört hat.“ Das Kleid ballte er zusammen, trat es mit Füßen und schleuderte es dann in den Waldstrom. „Ich hatte mir vorgenommen,“ sprach er, „dich mit diesem Baumast zu zeichnen, daß du zeitlebens daran gedächtest und künftighin tauglicher wärst, um Almosen zu betteln. Da fiel mir aber ein, daß du zu schlecht bist, als daß du Züchtigung verdientest. Jetzt geh in die Welt, wohin du willst; ich scheide mich los von dir, du unglückselige, leichtfertige Kreatur. Denn es ist mir klar geworden, daß es deine böse Absicht war, dein heimlicher fein ausgesponnener Plan, mich durch deine Verschwendung an den Bettelstab zu bringen. Hier vor dem Auge Gottes, wo ich dich mit einem Faustschlag in den klippigen Strom werfen kann, gib mir Antwort, und sprich die Wahrheit, ob es so ist, wie ich gesagt.“

Dorothea sah ihn mit glühenden Blicken an, biß sich vor Wuth und Schadenfreude in die Lippen und antwortete: „Mein Herr Gemahl, es ist so; Ihre unergründliche Weisheit hat es errathen.“

Benedikt spielte mit dem Baumast in der Hand und sprach: „Meine Gnädigste, Sie können gehen, Weib! ich kenne kein so verruchtes Geschöpf auf

Erden, als dich; gehe in's Teufels Namen, wohin du willst. Unser Haus in der Stadt mit allen seinen Möbeln und mit sammt deiner kostbaren Garderobe, worauf der blutige Schweiß meines Angesichtes und mein Fluch klebt, ist wohl indessen verkauft. Wenn wir uns jemals wieder sehen sollten, so rathe ich, daß du mir aus dem Wege gehst, daß du mich nicht grüßest, daß du mich nicht anblickest, weder gerade in's Gesicht, noch verstohlen durch die Finger. Werde glücklich — Frieden kannst du ohnehin nicht finden —; aber lasse dir's nicht beifallen, im äußern Schein des Glückes, wenn es jemals Fortuna verhängen sollte, dir einen günstigen Blick zuzuwenden. Solltest du es doch, und ich treffe dich, dann weiß ich, was ich thue. Von nun an bist du nicht mehr mein Weib, und ich nicht mehr dein Gatte."

Er ging, ohne sie zu grüßen, auf dem Waldweg weiter; Dorothea schlug die entgegengesetzte Seite ein.

IV.

Der Kaufmann Kolbe trabte, langsam und mit Bedacht, auf seinem Gaule durch den Wald, der die alte Reichsstadt umgab. Mancherlei Wanderer be-

gegneten ihm: Bauersleute, welche vom Wochenmarkte heimkehrten, Soldaten mit den steifen, langweiligen Gesichtern; auch viele Bettler hatten ihn während seines Rittes angesprochen, aber er hatte sich's zum Grundsatze gemacht, den Straßenbettel nicht zu begünstigen, und von diesem Grundsatze wich er auch dies Mal nicht ab, obgleich ihm die Handelsreise, von welcher er unerwartet zurückkehrte, einen bedeutenden Geschäftsvortheil verschafft hatte.

„Wie wird sich mein treues Weib so herzlich freuen," dachte er, „wenn ich sie plötzlich überrasche — und dann der Gewinn, den ich während meiner kurzen Abwesenheit vom Hause errang, wird ihr das Herz ganz voll machen."

Aus diesen Gedanken weckte ihn das heiserne Gebet eines Bettelweibes, welches im Straßengraben saß und mechanisch das Ave Maria sprach.

„Tolle Gewohnheit!" murmelte er halb vor sich, und faßte gedankenlos das Bettelweib näher in's Auge. Er erkannte Dorothea. „Um's Himmelswillen," rief er, „welch ein seltsamer Anblick! Dorothea! wie kommen Sie hieher? Ich glaubte Sie längst mit Ihrem Mann entflohen; ich hoffte Sie nicht mehr in dieser Gegend zu erblicken."

Dorothea erhob ſich mühſam, blickte verwundert um ſich, und glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als ſie Herrn Kolbe vor ſich ſah. Beſchämt bemühte ſie ſich, ihr verworren herabhängendes Haar zu ordnen — die alte Eitelkeit regte ſich noch immer.

Hierauf gab ſie folgenden Beſcheid: „Herr Kolbe! Sie haben mich aus einer Art von Scheintod durch den Klang Ihrer Stimme wieder erweckt; ich war müde zum Sterben. Geraume Zeit bin ich in der Welt herumgewandelt, ohne Raſt und ohne Ziel. Ich wußte nicht mehr, wo ich mich befände, als ich in dieſen Wald gerieth und mich an der Heerſtraße niederließ. Mein Mann hat mich verſtoßen; mit grenzenloſer Härte hat er mich von allem beraubt, was dieſem Leben Reiz gibt. — So elend, wie ich, iſt Keine mehr.“

„Tröſten Sie ſich, Madame,“ ſprach Herr Kolbe mild zu ihr; „die Entbehrung hat Sie nur um ſo reizender gemacht. Eigentlich hatte ich gegen Sie nie einen Groll; nur Ihren Gemahl haßte ich, weil er es war, der mir dieſe Perle entriß. Seit jener Zeit, als Sie Benedikt's Frau wurden, kann ich nicht läugnen, auch gegen Sie mindere Theilnahme empfunden zu haben. Wenn es Ihnen gefällig iſt,

ſo folgen Sie mir in die nächſte Ortſchaft vor der Stadt, wechſeln dort Ihre Kleider, und fahren dann in dem Wagen, den ich daſelbſt beſtellen will, nach meinem Hauſe. Ich bin, wie Sie wiſſen, ſeit einiger Zeit — es ſind bald zwei Jahre, als ſich der Fall mit Ihrem Manne ereignete — verheirathet, und werde meine Frau vorläufig von Ihrer Ankunft benachrichtigen. Betrachten Sie dann mein Haus als das Ihre. Was iſt aus Benedikt geworden?“

„Ich kann Ihnen hierüber durchaus nichts Gewiſſes ſagen,“ verſetzte Dorothea; „ich habe ſeit unſerer Trennung keine Sylbe mehr von ihm gehört, und muß beinahe glauben, daß er in ſeiner Noth irgendwo den Tod gefunden hat. O! mein beſter Herr Kolbe! wie herzlich bin ich Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten verbunden. Ach, wäre es doch noch, wie damals, als ich noch Benedikten meine Hand nicht gereicht hatte! Damals waren glückliche Zeiten. Sie werden mich wohl auch in ein hübſches Zimmer ſetzen, wo ich mich ſo ganz glücklich fühlen kann, wie einſt in jener holden Zeit — — —“

Mittlerweile waren Herr Kolbe und Dorothea nach der beſprochenen Ortſchaft gelangt; wo Kolbe für die Wiedergefundene anſtändige Kleider beſorgte

und einen Wagen bestellte, der sie am folgenden Tage nach der Stadt bringen sollte. Er selbst empfahl sich, und eilte noch am selben Tage dahin, um von der Ankunft des Gastes seine Frau zu benachrichtigen, deren Bild vor dem Gedanken allmählich in den Hintergrund trat, daß Dorothea sein sei und in seiner nächsten Umgebung leben werde.

Als er durch das Stadtthor eingeritten war, ließ er sein Pferd in seinem an der Ringmauer gelegenen Stall zurück, eilte durch verschiedene Kreuz- und Quergäßchen dem Garten zu, der das Hintergebäude seines Hauses umgab, öffnete das Pförtchen, und schritt der Laube zu, in welcher er mit seiner Frau die Sommerabende zuzubringen pflegte. Auch heute hoffte er sie da zu finden. Er hatte sich nicht getäuscht; er fand sie, aber nicht allein. Sie lag in Georg's Armen, und erkannte den Eingetretenen nicht früher, als bis er sie mit folgenden Worten ansprach: Guten Abend, Thereſe! Keine Entschuldigung, wenn ich bitten darf. Georg! folgen Sie mir auf's Comptoir, wir haben in der Eile noch einige Rechnungen abzuschließen. Dir, Thereſe, melde ich einen Gast, der sich morgen einfinden wird. Gute Nacht!"

V.

„Glück und Glas, wie bald bricht das?“ sangen eben die bewußten drei Glasergesellen aus fröhlichen Kehlen in der Werkstätte des wackern Meisters, bei dem sie sich nunmehr schon seit zwei Jahren mit voller Zufriedenheit befanden. Arbeit gab es wohl immer auch zu thun; der Meister, der stets gegen zehn bis eilf Gesellen beschäftigte, hatte sie vor zwei Jahren, bei Gelegenheit eines großen Schmauses, sämmtlich aufgedungen, für welchen der hohe Rath eine bedeutende Anzahl neuer, künstlich geschliffener Pokale bedurfte. Ihr ordentliches Benehmen hatte dem Meister wohlgefallen, und so befanden sie sich noch immer bei ihm in großer Behaglichkeit.

„Wer hätte das denken sollen,“ rief Jakob, der eine von jenen drei Gesellen, „als wir der verrückten Frau im Walde begegneten, daß sie uns noch einmal im Leben und zwar in so großer Hoffarth erscheinen würde, als dieß heute geschah, wo sie das zierliche Glas kaufte, auf dessen Wappenfeld ich den Buchstaben T schleifen mußte.“

„Ja, es fügt sich seltsam, die Einen kommen, die Andern gehen,“ erwiederte der zweite Geselle, „das ist nun einmal nicht anders. Erst neulich

fügte es ſich in Herrn Kolbe's Hauſe ſo. Es ſtand nicht gar lange an, ſo verſchwand plötzlich der unausſtehliche Ladenſchwengel, der widerwärtigſte, langweiligſte aller Tuckmäuſer, die ich kenne." — —

„Damit meint er den Georg!" ſchrien die beiden Andern einſtimmig. Der Geſelle fuhr fort: „Ich möchte doch wiſſen, wo der naſeweiſe Herr hingekommen iſt." —

„Wenn er von hier gebürtig iſt," unterbrach ihn Jakob, „ſo kann ich mir als guter Katholik ſein Loos ungefähr denken. Die in hieſiger Stadt ſind lauter Ketzer; wenn er daher verſchwunden iſt, ſo hat ihn ohne Zweifel der Teufel geholt. Es iſt nur merkwürdig, wie er verſchwunden war, — augenblicklich, wie durch Hexerei, macht ſich die Frau Dorothea im Hauſe breit. — Wo ſie herkommt, weiß auch Der oder Jener; mit rechten Dingen geht es nicht zu."

„Ich wollte nur, daß ſie ein rechter Zankteufel wäre," ſprach der dritte Geſelle.

„Warum?" fragten die beiden Andern.

„Seid ihr Glaſergeſellen?" entgegnete der dritte, „Glaſergeſellen, und könnt das nicht errathen? Wo ein zorniges Weib im Hauſe iſt, da gibt es Scher-

ben, und wo es Scherben gibt, hat ein ehrlicher Glaſer gut lachen!“

„O du Schöps!“ riefen die beiden Andern; „es braucht den Zornteufel nicht. Wenn nur zwei Weiber im Hauſe ſind neben einander — und wären ſie beide wie Lämmer — Fenſterſcheiben und Trinkgläſer ſind vor ihnen nicht ſicher.“

Die drei Geſellen lachten und fuhren in ihrer Arbeit fort. Sie beſchäftigten ſich damit, an dicke Trinkgläſer zierliche Figuren und Ränder zu ſchleifen.

„Ich möchte doch wiſſen,“ nahm Jakob wieder das Wort auf, „für welche Perſon im Kolbe'ſchen Hauſe die gute Frau denn eigentlich das Trinkglas gekauft hat?“

„Ich glaub's zu errathen,“ verſetzte der dritte Geſelle; „mußteſt du nicht den Buchſtaben T darauf ſchleifen?“

„So war's,“ entgegnete Jakob.

„Und was ſchreiben wir morgen für ein Datum?“ fragte der dritte Geſelle weiter.

„Warte einmal!“ ſagte Jakob nachſinnend und an den Fingern zählend, „ich glaube den fünfzehnten October.“

„Da haben wir's!“ rief der dritte; „das iſt

der Thereſientag, und Herrn Kolbe's Frau heißt, wenn ich nicht irre, Thereſia; und das Trinkglas, was bei uns gekauft wurde, iſt ein Angebinde für Frau Kolbe. Leuchtet's Euch nicht ein? — Punktum!"

„Das wäre alles gut," meinte Jakob; „aber Brüderchen! bedenkt, wie kommt eine Frau dazu, der andern ein Präſent zu machen? Und vollends, was die zwei Weiber in Kolbe's Hauſe betrifft, ſo harmoniren ſie nicht beſſer zuſammen, als Haaſe und Schildkröte. Nun, ihr wißt mein Glaſerſprüchlein über zwei Weiber in einem Hauſe, und dieſe beiden machen gewiß keine Ausnahme."

„Holla!" riefen die beiden Andern, „die Weiber haben eine ſonderbare Eigenſchaft: wenn ſie ſich einander vergiften möchten, küſſen ſie ſich und machen einander Geſchenke; mit einem Wort, ſie ſind wie die Katzen.

VI.

Am Morgen des Thereſientages hielt ſich Dorothea ſtill und ruhig in ihrem Schlafgemach, deſſen Thüre ſie von innen verſchloſſen hatte. Ein kleines Unwohlſein hatte ſie von der Vernachläſſigung des Frühgrußes entſchuldigt. Sie ſchlüpfte, halb ange-

kleidet, zu ihrem Wandſchrank, öffnete denſelben, nahm das neugekaufte Glas heraus, holte aus einem verborgenen Schubfache ein kleines Päckchen, ging damit zu ihrer Toilette und legte das Päckchen ſammt dem Glas auf den Tiſch.

„Was iſt das!“ rief ſie entſetzt halb leiſe, als ſie vor der Toilette ſtand. „Nichts iſt's,“ beruhigte ſie ſich. „Und war's mir doch, als hätte mich aus dieſem Spiegel ein geſpenſtiges, bleiches Geſicht angeblickt, drohend und anklagend und warnend. Du häßlicher, alter Spiegel aber, mit deinen längſt aus der Mode gekommenen Zierrathen, ſollſt mich nicht erſchrecken. Ich durfte mich doch ſonſt meines Angeſichts nicht ſchämen; immer zeigte mir der Spiegel, wie die Augen eines treuen Freundes, meine Züge in Liebreiz. Es muß nur der Ausdruck meiner Angſt geweſen ſein, die mich als ein fremdartiges Schreckbild angrinſ'te. Ich will nochmals in den Spiegel blicken!“ Sie that es, und ſprach leiſe: „Hu, wie bleich meine Wangen ſind! Ich muß heute die Kunſt zu Hülfe ziehen; es könnte mir doch geſchehen, daß ich auch nach vollbrachter That bleich würde, wie jetzt beim bloßen Gedanken.“ Sie nahm das Schminkbüchschen aus dem Schubfächchen,

ſchminkte ſich und ſprach: „Iſt mir's doch, wie ich zum erſten Male dieſe fremdartige Röthe auf meine Wangen zaubere, als wäre mir eine eiskalte Hand darüber gefahren. Täuſchung, Wallung! nichts anders! Die Röthe ſteht mir allerliebſt; ich hoffe, daß dieſer friſche Jugendglanz, gepaart mit dem zierlichſten Kleid, das ich in meinem Schrank nur finden kann, Herrn Kolbe nur um ſo tiefer in mein Netz zieht und Frau Thereſe aus Aerger noch früher tödtet, als bis — — Warum mag ich denn das Wort ſo ungern ausſprechen? iſt es mir doch bereits von Tag zu Tag in meinem Gehirn geläufiger geworden. Und doch iſt es ſo wirkſamer Natur, daß ich beinahe an mir ſelbſt die Wirkungen davon verſpüren kann — was nämlich die Todesangſt betrifft. Stille! Stille! Meine Wangen ſind nun einmal gemalt, die Röthe darauf bleibt beſtändig; die bleiche Angſt bricht nicht hindurch, ſo ſoll auch mein ganzes Weſen nichts verrathen. Freundlichkeit ſei meine zweite Schminke. Es muß geſchehen! Es iſt mir jetzt weniger darum zu thun, Kolbe meinen Gatten zu nennen; aber den Triumph möchte ich nicht gerne aufgeben, daß er unrettbar in meinen Feſſeln liegt.“

Sie eröffnete nunmehr das Päckchen, was sie aus dem Wandschrank geholt hatte, und worinnen ein äußerst feines, weißes Pulver enthalten war. Sie hatte das Päckchen in demselben Wandschrank gefunden, als sie das Zimmer, welches früher Herr Georg bewohnt hatte, nach Georg's Verschwinden, von Kolbe zu ihren andern Gemächern zugetheilt erhielt. Das Päckchen war damals fein säuberlich mit Bindfaden umwunden und mit einem Zettelchen beklebt, worauf das Wort: Arsenik stand.

„Ich möchte doch wissen," sprach sie, indem sie sich in dem Spiegel sah und an ihrem zierlichen Kopfpupe, den sie indessen fertig gemacht hatte, wohlgefällig noch eine Bandschleife befestigte, „gar zu gerne möchte ich es wissen, wozu denn eigentlich Georg das tödtliche Pülverchen aus dem Specereiladen heraufgeholt haben mochte. Halb und halb kann ich mir's wohl zusammen reimen. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Und wenn er es auch für den guten Kolbe bestimmt hatte, so muß ich gestehen, daß der Preis viel zu schlecht war. — Therese! was ist doch dieses glatte, giftige Lärvchen mit der spindeldürren Figur, mit den ausdruckslosen Augen gegen mich?! Mein Freund, der

Spiegel, belehrt mich zum Beſten. Thereſe dürfte froh ſein, wenn ſie Augenbraunen beſäße, wie die meinigen, welche dem guten Benedikt damals ſo wohl gefielen. — Pfui, wie kömmt mir der häßliche Name jetzt in's Gedächtniß?! Und dann vollends ihre Taille gegen meine! es iſt zum Todtlachen.“ Sie verbeſſerte noch Einiges an ihrem Kopfputze, nahm dann das Glas zur Hand und ſprach: „Komm her, du treues Werkzeug meines längſt ausgedachten Planes! — Wahrhaftig! ich muß mich ſelber loben; denn ſo ein ſuperkluger Plan wäre der albernen Thereſe gewiß nicht im Schlafe eingefallen. Nicht umſonſt habe ich gerade das künſtlichſte von allen Gläſern ausgeſucht, mit mattgeſchliffenem, undurchſichtigem Boden und ditto mattgeſchliffenem Rand, die mein Pülverchen gewiß nicht verrathen. Nun ſein behutſam!“ Sie ſchüttete hierauf eine ganz feine Lage des Giftpulvers auf den Boden des Glaſes, den ſie früher mit einem ſehr feinen Oele befeuchtet hatte; deßgleichen that ſie auch mit dem Rande. Sie hielt dann das Glas gegen das Fenſter, um zu entdecken, ob die ſubtile Lage des Giftes durch den matten Schliff gehörig verborgen werde. Es

war ihr gelungen. Sie konnte ihre gräßliche Freude darüber nicht verbergen. „Gott segne es denen," murmelte sie halbleise, bebend vor Freude über den gelungenen Anfang ebenso, wie vor geheimem Schauder, „Gott segne es allen denen, die daraus trinken!" Mit einem sehr zierlich gewundenen Blumenkranz, der mit Zettelchen besteckt war, worauf Glückwünsche in Versen geschrieben waren, bekränzte sie das Glas. — Hierauf wurde das Päckchen mit dem Giftpulver wieder sorgsam versteckt und der Kleiderschrank aufgeschlossen. Sie schmückte sich wie zum Hochzeitsfeste. Es war nicht zu läugnen, daß ihr das schwere Seidenkleid, das ihr von den breiten Hüften in zierlichen Falten herabwallte, zu dem schwarzsammtenen Leibchen sehr wohl anstand, welches den nach damaliger Sitte sehr eng geschnürten und hochgehobenen Busen knapp umschloß. Der prächtige Spitzenkragen, der vom Halse weit über die üppig geformten Schultern und einen Theil des Busens herabhing, war verrätherisch genug, um den zarten Teint der Haut durchschimmern zu lassen. Die massivgoldnen, mit Edelsteinen geschmückten und durch Emaille im Reiz erhöhten Ohrenringe, Kolbe's jüngstes Geschenk, vollendeten den zierlichen Kopfputz.

Das maleriſche Stirnband, mit dem Brillant in der Mitte, damals durch Frau v. Sevigné eben in die Mode gekommen, bildete den Glanzpunkt des Schmuckes.

Unter allen dieſen Vorbereitungen war Mittag herbeigekommen. — Als die Glocke Zwölf ſchlug, hatte Dorothea ihren Putz vollendet, ſchloß ihr Zimmer auf und begab ſich nun mit dem Angebinde, welches ſie Thereſe'n zum Namensfeſte verehren wollte, mit dem bekränzten Glas, in das Prunk- und Empfangzimmer des Hauſes.

VII.

Am Ufer des großen Stromes wandelte eine kräftige, ſtämmige Geſtalt. Das Haupt- und Barthaar des Mannes war verwildert; eine zerriſſene Jacke ſchlotterte um ſeine Bruſt und Schultern; bis zum Knie hing ein grobes Beinkleid los und wüſt, ſonſt waren ſeine Füße nackt und abgebräunt vom Sonnenſtich. Einen Knittel trug er in der Hand. Der Regen ſtrömte in vollen Güſſen herab, der Strom war hoch geſchwollen, über die Gipfel der Weiden rauſchte die ſchmutziggelbe Fluth hinweg;

am Himmel hingen große Wolkenmaſſen, roſtfarb, zerriſſen aus fahlem Grund.

„Das iſt ein luſtiges Wetter,“ rief der Bettler mit grellem Lachen; „ſo lobe ich mir's, das iſt mein Frühling. Immer zu, du rauſchende Fluth! Es macht mir Spaß, einen Geſellen zu finden, der, wie ich, ſich um Freude und Leid nicht kümmert, der, wie ich, im Sturme ſein Almoſen erringt. Ich könnte mich eben ſo gut einen Räuber nennen, als einen Bettler; denn mir gehört jetzt die Welt. Keine Sorge habe ich; denn für mich gibt's keine Zukunft, Alles iſt mir Gegenwart, wenn ich auch Manches aus der Vergangenheit nicht vergeſſen kann. Hollah! Wer kömmt? Gibt es zu rauben oder zu betteln?“ Es rauſchte durch die Zweige der Eu. Venedikt hielt ſich ſchlagfertig, rief aber, als er den Kommenden im Zwielicht bemerkte, lachend aus: „Da kann ich meinen Knittel ſinken laſſen; es ſcheint mir ein armer Sünder zu ſein, der ſich von der Zudringlichkeit des Galgens losgemacht hat. Proſit Mahlzeit! bei dem will ich betteln, denn ich habe mir's zum Grundſatz gemacht, nur bei meines Gleichen zu betteln; die Reichen aber zu züchtigen. Ich haſſe alle, ſo arg, wie mich ſelbſt; darum mag ich

keinen verſchonen; ausſaugen muß ich alle!“ Inzwiſchen war der Wanderer näher gekommen, zog die Mütze und begann den Bettler ſelbſt um einen Almoſen anzuſprechen. „Das nenne ich drollig!“ rief Benedikt und faßte ihn näher in's Auge. „Tod und Teufel!“ ſchrie er wüthend, als er den Fremden erkannt hatte. „Hat dich die Hölle mir in den Weg geſchickt, Georg?! Haſt du ſo wenig Gehirn in dieſer tauben Nußſchaale, in deinem Schädel, daß du mir in die Quere läufſt? Nimm dich in Acht! der dürre Baumaſt hier in meiner Hand könnte Blüthen treiben — den Tod in tauſend Blüthen.“

„Erbarmen!“ winſelte Georg. „Herr, wüßten Sie, wie namenlos elend ich bin —!“

„Biſt du elend? Gottlob! O ginge jeder meiner Flüche ſo in Erfüllung!“ jubelte Benedikt; „kein König wäre glücklicher, als ich. Burſche! ſo laſſe ich mir's gefallen; jetzt biſt du ein würdiger Reichsritter aus einem Ladenſchwengel geworden. Ich will dich an meinem Hofe leiden; denn jetzt bin ich fürſtlich reich. Komm herab vom Himmel oder herauf von der Hölle, vom Galgen oder aus einem luderlichen Haus; in welchem Winkel du auch deine Eier ausbrüten magſt, komm du peſtgeſchwollene

feile Dirne, Verweſung! Noth und Verzweiflung, werft eure Krücken in die Luft und ſtehlt ein Paar Geiern ihre Flügel, jagt durch die Welt bis in die geheimſten Kammern, wo die wohnen, die ich haſſe, fallt ſie an, ſaugt euch in ihre Leiber hinein, wie Bremſen in die Gäule — Kolbe und mein Weib — nein, nicht mehr mein Weib — alle! alle!

„Kolbe wird ſeinen Theil haben,“ ſtöhnte Georg.

„Was ſagſt du?“ unterbrach ihn Benedikt mit freudeglühenden Augen.

„Ich ſag's nicht gerne,“ wimmerte Georg; „es fährt mir immer durch's Herz wie glühendes Eiſen, wenn ich daran denke; aber doch haben ich meine heimliche Freude daran.“

„Burſche, was iſt's?“ drang Benedikt ungeſtüm in ihn, „erzähle mir ſeine Noth, daß ich mich daran weide; ſage mir, daß er keinen Frieden mehr hat in der Seele, daß du ihm meinethalben die Seligkeit vergälltest, ich will dir Marzipan dafür erbetteln und dich füttern, wie einen verlornen Sohn. Nur ſage mir, daß er elend iſt.“

„Herr! freut es Sie? Mich erquickt es auch,“ entgegnete Georg. „Kurz und gut, ich habe bei

ſeinem Weibe Gattenſtelle vertreten, und, wie ich mir ſchmeicheln darf, hat meine Jugend, im Gegenſatz zu Kolbe's Alter, nicht eben den geringſten Theil daran. Herr Pflegevater, Sie wiſſen, daß Kolbe in gleichem Alter mit Ihnen iſt und ich um achtzehn Jahre jünger bin."

Benedikt klatſchte in die Hände und rief: „Ein Jüngling dem Alter nach, ein Greis in ausgelernter Niederträchtigkeit! Burſche, als ich dich vor achtzehn Jahren am Kirchhof ausgeſetzt fand, hätte ich auch beſſer gethan, dich mit jungen Katzen zu erſäufen. Aber nein, nein! es freut mich, zu ſehen, daß es der Menſch bis zu einer ſolchen Schlechtigkeit bringen kann. Und was war es weiter, du doppelter Schurke?"

Georg fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und durch das Haar, und erzählte weiter: „In einer Schäferſtunde überraſchte uns Herr Kolbe, machte für den Augenblick nicht viel Weſens — er hatte ſelber kein gutes Gewiſſen, warum? das will ich Euch ſpäter ſagen — er nahm mich auf's Komptoir, ſchalt mich dort einen Schurken, gab mir ein paar Ohrſeigen — ein paar Ohrſeigen hat er mir gegeben — ſagte, ich ſollte mein Bündel ſchnüren und mein Glück

in der Welt versuchen. Ein Hurenkind hat er mich geheißen und gemeint, ich sollte mit diesem meinem schönen Wappen, der Schande, nun in der Welt auf gut Glück herumfahren."

„Georg, was hast du darauf gethan?" fragte Benedikt lachend. Georg fuhr fort: „Ich hatte schon früher etwas gethan, was aber nicht zur Reife kam. Ich hatte früher einmal den Gedanken, daß Kolbe mir und seinem Weibe lästig sei, und daß wir beide auf Erden auch ohne ihn bestehen könnten. In diesem Gedanken holte ich mir aus dem Spezereiladen ein gewisses Pülverchen in mein Zimmer herauf, womit man Fliegen, Ratten und Mäuse vertreibt; ich hoffte, Herr Kolbe würde sich auch dadurch vertreiben lassen. Auch der Frau Kolbe hatte ich davon etwas gesagt; nun, vier Hände richten mehr aus, als zwei. Inzwischen kam die gewisse Ohrfeigengeschichte. Jetzt war zwar ich der Vertriebene, und zwar ohne Rattenpulver; aber doch hatte ich nicht Lust, das edle Pülverchen unbenutzt in meinem Wandschrank liegen zu lassen. Nach den Ohrfeigen trieb's mich erst. Als ich wieder allein war, dachte ich mir's aus. Mit der Frau hatte ich noch eine Unterredung, ganz kurz, und wir vereinigten uns, daß sie ihm's

an ihrem Namenstage beibringen ſollte — mitten im Saus und Braus, wenn er ſich vollgeſchwelgt und vollgetrunken hätte. Hierauf verließ ich das Haus; und obwohl ich im Eifer vergaß, den Wandſchrank zu bezeichnen, ſo hoffe ich doch, daß ſie ſich von ihrer weichen, gutmüthigen Natur nicht hinreißen ließ, ihr Verſprechen zu vergeſſen. Iſt Kolbe todt, dann mögen die Weiber für kurze Zeit ſehen, wie ſie mit einander auskommen.“

„Kerl, wie ſoll ich dich nennen!“ rief Benedikt. „Ich weiß dir keinen ſchlechtern Namen zu geben als — Menſch. Weißt du, wie nahe dir Kolbe ſtand? Er war dein Vater.“

„Herr Jeſus!“ winſelte Georg zurücktaumelnd; „es iſt nicht möglich.“

„Es iſt möglich,“ erwiederte Benedikt. „Ich ſehe, daß Alles möglich iſt auf der Welt. Ich habe es freilich erſt nach der Hand erfahren, nachdem ich dich längſt in meinem Hauſe aufgenommen hatte. Iſt es auch möglich, daß eine Mutter ihr Kind ausſetzt? Ja wahrhaftig. Hop heiſa! die deine, die im Hoſpital ſtarb, hat es gethan. Georg, ich ſage dir: Schlechteres gibt es nicht auf der Welt, als ein Weib. Ein Weib hat den Tod in die Welt ge-

bracht, und ſo eitel, thöricht und geil, wie das erſte Weib, ſind ſie alle. Da fällt mir eben ein, daß du von Weibern in Kolbe's Hauſe ſprachſt. Hat ſich eine Legion dort eingefunden, ein ganzes Kriegsheer von Teufeln?"

„Es ſind nur zwei," ſprach Georg. „Die eine iſt Thereſe, und die andere, — rathen Sie einmal, Herr Benedikt, wer die andere iſt! Die andere iſt Ihre Frau Dorothea."

„Was ſagſt du?" rief Benedikt wie beſeſſen; meine Frau, Dorothea!"

„Bei meiner armen Seele!" verſicherte Georg; „am ſelben Tage, als ich aus dem Hauſe mußte, brachte ſie Kolbe, der ſie auf der Hauptſtraße als Bettlerin gefunden hatte, in ſein Haus, fütterte ſie wie ein Wiegenkindchen, zog ihr neue Kleider an, wie einem Chriſtpüppchen, und kurz, er erhob ſie, wie der Graf von Gleichen, zu ſeiner zweiten Frau."

„Alſo lebt ſie in Glück und Wohlſtand?" ſprach Benedikt ingrimmig und ballte die Fäuſte. „Nun, Glück auf! Glück auf! Komm Georg! ich muß meinen Schwur erfüllen; begleite mich, wir wollen das eitle Weib heimſuchen und bei ihr betteln."

„Ich Sie begleiten?!“ ſtöhnte Georg angſtvoll; „ich wieder jenes Haus betreten?! Ich kann nicht, in aller Ewigkeit nicht. Ich glaube, wenn ich über jene Schwelle eingehe, würde mir Herr Kolbe entgegentreten mit blaſſem Antlitz und mit Gift im Leibe. Die Blutſchuld reißt mich zuſammen.“

„So recht, ſo recht! Das lobe ich mir,“ rief Benedikt. „Vatermörder, du haſt keine Courage im Leibe; aber du mußt mit! Du mußt mit! Hörſt du es durch die Zweige hier rauſchen? Das iſt der alte Holländer, der da kömmt und vorüberſauſt auf ſeinen metallnen Füßen, der alte Holländer mit dem perpetuum mobile in den Beinen, der ewig wandern muß, wie der ewige Jude; der alte Holländer, deſſen Oberleib längſt zum Skelett verwittert iſt, während noch einzelne Fetzen ſeines Oberrocks um ihn flattern. Huſch! jetzt iſt er vorüber, in der nächſten Viertelſtunde iſt er meilenweit von uns. So mußt du wandern, du Rabenſohn! Ich will dich faſſen und nicht loslaſſen, als bis du am Ziele biſt.“

Er hatte ihn bei'm Arm gefaßt und zerrte den ſich dawider ſträubender jungen Sünder vorwärts. Sie drangen durch das Dickicht der Stremau, wie ſich auch Zweige und Aeſte ihnen feindſelig entgegenſtemmten, raſtlos

und unaufhaltſam weiter. Jetzt waren ſie bis an die Brücke gekommen, welche ſich im weiten Bogen über den hochgeſchwollenen Strom ſchwang.

„Mir nach,“ ſprach Benedikt und zerrte Georg mit ſich auf die Brücke. In der Mitte derſelben ſtand ein großes Crucifix aus weißem Stein.

Als Georg daſſelbe anſichtig wurde, rief er entſetzt: „Wehe mir! wer hat ſich hinter dem Crucifix verborgen, wer grinſt mich mit den todten Augen an? Das iſt Herr Kolbe mit dem Gift im Leibe. Mein Vater iſt's; er ſchleicht ſich hervor, er ſtreckt ſeine Hand nach mir, er will mich faſſen. Laſſe los, laſſe los! In alle Ewigkeit nicht!“

Bei dieſen Worten der Verzweiflung riß er ſich mit aller Kraft los und eilte gegen das dem ſteinernen Kreuz gegenüberliegende Brückengeländer. Noch einmal ſah er ſich nach dem Crucifix um, ſchwang ſich dann im Nu hoch über das Brückengeländer hinab in den brauſenden Strom, und im nächſten Augenblick hatten die Wogen ihr Opfer verſchlungen. Benedikt ſetzte ſeinen Weg weiter fort.

VIII.

In Herrn Kolbe's Hauſe war des rauſchenden Jubels kein Ende. Die Freuden der Tafel waren losgelaſſen worden, um den Namenstag der Hausfrau mit allen inländiſchen und ausländiſchen Gerichten, welche man nur auftreiben konnte, würdig zu feiern. Es waren mehrere Handelsfreunde des Herrn Kolbe zu Gaſt geladen worden, ſteife, plüſchene alte Herren, welche ihre geſchwätziglangweiligen Ehehälften mitgebracht hatten. Krieg, Frieden, Prozente, Handelsſpekulationen, Börſen-Courſe, Banquerotte und dergleichen andere Worte flogen und ſchwirrten, wie ein ganzer Schwarm von Heuſchrecken an ſchwülen Sommertagen, hin und wieder. Zu oberſt am Tiſche ſaß Herr Kolbe, wie der Graf von Gleichen, zwiſchen den zwei Frauen. Dorothea hatte vor Beginn der Mahlzeit das beſprochene Glas als Zeichen und Unterpfand ihrer herzlichſten Wünſche überreicht. Thereſe hatte das Geſchenk nicht mit jenem kaum verborgenen, von Convenienz nur ſchlecht verhüllten Widerwillen angenommen, wie Dorothea es anfänglich erwartete, ſie benahm ſich im Gegentheil freundlich, ſanft und liebreich; während ſie der Geberin für das Geſchenk dankte und den ſinnigen Blumen-

kranz nach Kräften belobte, ſchien ſogar eine wehmüthige Thräne halbverſtohlen aus ihrem Auge zu ſchleichen.

Das Deſſert war aufgetragen worden; mit dem Deſſert wurden zugleich ausgeſuchte feine Weine herbeigeſchafft und in wohlverpichten Flaſchen auf zierlich ſilbernen Tellern kredenzt. Der Hausfrau wurde die Ehre eingeräumt, ſich zuerſt vom beſten Rebenſaft das neue Glas vollſchenken zu laſſen. Es ſah gar lieblich aus, wie der goldene Rebentrank in den Pokal gegoſſen ward, welchem der Blumenkranz einen gar freundlichen Anſtrich gab. Als das Glas vollgefüllt war, gingen die Flaſchen in der Runde, und nun erhob man ſich allgemein, ſchwang die Gläſer und brachte die Geſundheit der Hausfrau aus. Thereſe that Beſcheid, dankte und reichte dann das bis zur Hälfte ausgetrunkene Glas an Dorothea hinüber, indem ſie ſprach: „Gute Dorothea! aufrichtig zu ſprechen, muß ich geſtehen, daß ich bis heute kein herzliches Wohlwollen gegen Sie empfand. Der heutige Tag aber läßt mich Alles vergeſſen; alle trüben Erinnerungen meines Lebens, ſelbſt alle böſen Flecken, erſcheinen mir heute wie weggetilgt. Laſſen Sie uns daher unſere neue aufrichtige Freundſchaft dadurch beſiegeln, daß wir künftighin, ſo wie wir

jetzt aus einem Becher trinken, auch nur ein Herz und eine Seele sein wollen.

Dorothea warf Theresen einen stechenden Seitenblick zu; ihre Lippen wurden bleich. Sie besann sich jedoch nicht lange, ergriff entschlossen Theresens Glas und leerte es. „So!“ sprach sie, „nun sind wir vereinigt; der Anfangsbuchstabe im Wappenschild hat seine volle Bedeutung.“

Herr Kolbe und die übrige Tischgesellschaft, welche schon während der Tafel dem starken Porter und den Tischweinen tüchtig zugesetzt hatten, beachteten ihre Worte nicht. Die Gläser wurden auf's Neue gefüllt; man leerte selbe auf Dorothea's Wohlsein. Bald äußerte der Geist der Trunkenheit immer mehr und mehr seine Gewalt. Im Taumel schallten Lieder, Flüche, Verläumdungen, tolle Redensarten wirbelnd durcheinander. Mittlerweile aber ward Frau Therese immer bleicher und bleicher und sank auf ihren Stuhl zurück. Auch Dorothea ward unwohl; die wüste Tischgesellschaft aber schien es nicht zu bemerken. Auch Herrn Kolbe's Köpfchen war vom Uebermaaß des Weines immer schwerer und schwerer geworden.

Da ging plötzlich die Thüre auf und ein unerwartetes Ereigniß feſſelte, wie ein Magnet, plötzlich Aller Aufmerkſamkeit. Der Kapitain eines bedeutenden Kauffahrteiſchiffes trat ein, grüßte den Hausherrn und meldete ihm mit vielen Ceremonien und Glückwünſchen, daß ſeine Handelsgeſchäfte in Oſtindien, von denen er lange keine Nachricht erhalten hatte, durch verſchiedene Ereigniſſe ſich eines ſo günſtigen Erfolges zu erfreuen hätten, daß er durch dieſe überſeeiſchen Unternehmungen ein Millionär geworden ſei.

IX.

Es war tiefe Nacht. Benedikt ſtand vor der Thüre des Kolbe'ſchen Hauſes, hatte die Arme verkreuzt und ſprach: „Nun ruhen ſie drinnen in den Armen des Schlafes und der Wolluſt, und das Glück ſitzt auf dem Betthimmel oben, beſchirmt ſie mit ſeinen Fittichen und verhöhnt mich, der als ein aufgegebener Bettler vor der Thüre ſteht. Ich muß hin, ich muß ein Mittel finden, ihre Seligkeit zu tödten, und wenn ich kein anderes weiß, ſo tödte ich ſie ſelbſt.“ Er lehnte ſich an die Thüre und bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß ſie offen ſtand. „Das iſt ein unkluger Hauswirth!“ rief er halb

leiſe, „der ſein Thor bei Nacht nicht verſchließt. Wahrhaftig! das ſieht aus, als wäre der Beſitzer des Hauſes ein Bettler, wie ich, dem man nichts mehr ſtehlen kann. Ihn aber will ich beſtehlen, nicht um ſein ekelhaftes Gold, nein, um ſein Glück.“ Er war mittlerweile in den Hausgang geſchlüpft, und ſah durch das vergitterte Fenſter einer Thüre Herrn Kolbe in ſeiner Schreibſtube ſitzen, in den Großvaterſtuhl zurückgelehnt; ein Licht brannte auf dem Tiſche, rings herum aber ſtanden große Tonnen von Gold und Silber, von denen die Deckel abgehoben waren. „Alſo er ſchläft nicht, der reiche Praſſer,“ murmelte Benedikt zwiſchen den Zähnen. „Heil mir! daß er nicht ſchläft. Er kann nicht ſchlafen. Juchhe! er kann nicht ſchlafen; ſein Glück läßt ihn nicht ſchlafen.“ Benedikt drehte ſich bei dieſen Worten um. Der Hausflur war ihm bekannt; er wollte ſeine nächtliche Unterſuchung weiter fortſetzen. Die der Schreibſtube entgegengeſetzte Thüre ſtand halb offen; Kerzenſchimmer ſtrahlte ihm daraus entgegen. Er trat ein; aber, wie vom Blitz getroffen, taumelte er zurück, als er gewahrte, daß der Schimmer von Todtenkerzen herſtamme. Thereſe

und Dorothea lagen aufgebahrt. „Was iſt das?“ rief er; „hat der Himmel hier ſo ſchnell gerichtet und meinem Arm vorgegriffen? Zwei Mörderinnen ſind gerichtet; zwei Ehebrecherinnen!“ Er eilte zur Schreibſtube und trommelte an das Thürfenſter. „Heraus!“ ſchrie er, „heraus; laſſ' dich auftrommeln, reicher Praſſer! — Lazarus will dich wecken. Was? keine Antwort! Schläft er mitten unter ſeinem Golde? Er ſoll nicht ſchlafen! Höre an, Praſſer! das Gericht iſt da.“ Er ſah nochmals durch das Schubfenſter mit geſchärfter Aufmerkſamkeit in die Schreibſtube und trommelte an die Thüre. Er bemerkte endlich, daß Kolbe kein Zeichen des Lebens von ſich gab. Nach ſeiner Geſichtsfarbe zu ſchließen, hatte ihn der Schlag gerührt. „Hoho!“ rief Benedikt, „jetzt einen Dietrich, und die unermeßlichen Schätze wären dann mein. Aber in den Schätzen ſitzt der Fluch, mit Gold und Silber überſchüttet; der Mord und die Verweſung leiſten ihm Geſellſchaft. Glück auf! Glück auf! Der Fluch möge ſie begraben, die dahin fuhren in Sünden. Ich möchte meine Hände mit dieſem Golde nicht beflecken. Ich habe nichts mehr auf der Welt, keinen Glauben, keinen Heller, keinen Freund, keine Ehre, kaum das nackte Leben,

an deſſen geheimſten Faſern der Fluch alles Irdiſchen nagt, der Tod, der jedem ſchon in die Wiege als Pathengeſchenk mitgegeben wird; ich bin der ärmſte Bettler auf der Welt, aber — hier von dieſer Schatzkammer wende ich mich ab und kehre um.“

Die ſchwarzen
drei Könige von Haimburg.

Humoreske.

1.

Das Schauſpiel im Leopoldſtädter Theater hatte etwas ſpät geendigt. Zahlloſe Zuſchauer drängten ſich ungeſtüm zu allen ſchmalen Ausgängen hervor; die Wagen raſſelten; die beſtellten Fiakres antworteten auf die mannigfaltigen Anfragen nach ihren Nummern. Meine Equipage mußte ſich wahrſcheinlich noch in der geräumigen Remiſe meines Luftſchloſſes auf einem meiner goldenen Berge befinden; ich nahm mir daher auch nicht die etwas langweilige Mühe, auf dieſelbe zu warten, und ließ mich alſo (um meine Beine, ſo lang es eben anging, nicht durch Gehen abzumatten) von der ſchauluſtigen, dicht hinwogenden Menge auf's Gerathewohl fortwälzen. Somit fuhr ich auch — auf einer Strömung des Wiener Oceans! Bald ſollte ich deſſen Gefahren kennen lernen; denn er war kein ſtilles Meer, eher konnte man ihn das mittelländiſche nennen (denn Europa, Aſien und Afrika — die Wohnungen der Wiener, die beſchmutzten Hütten der Juden und die Behauſungen jener glück-

lichen Utopier, die, weil sie nichts sind, alles sein können, warum nicht auch Afrikaner — ich meine die großen Einkehrwirthshäuser) lagen ringsumher. Vor mir her brausten zwei Wasserhosen; der Eine war ein Oelgötze, der Andere ein Commis voyagour aus dem deutschen Norden.

„Wie gefällt Ihnen das neue Stück?“ platzte die eine Wasserhose heraus, der Commis voyagour.

„Das ist alles dummes Zeug!“ furrte, nach einer langen Pause des Nachdenkens, mit vieler Salbung die andere Wasserhose, — es war der Oelgötze; seine Langeweile, seine Indigestion durch Poesie schwamm offenbar wie Oel auf dem Wasser. Der Mann war ein ächtes Talglicht, ein ganz in Fett zerflossenes, verglimmendes Talgstümpchen.

Der Commis voyageur versetzte aufsprudelnd: „In Hamburg und Berlin sind alle Blätter voll von Lobsprüchen der Wiener Volksbühne.“

Der Oelgötze besann sich eine geraume Weile, dann sprach er mit großer Wichtigkeit: „Ich habe mir heute im Ofenloch auf den Abend eine Portion delikaten Rostbraten bestellt.“

„Sie wollen mir hier vermuthlich einen sogenannten Wiener Bären anbinden;“ erwiederte der Com-

wis voyageur. „Hören Sie einmal! Als ich das letzte Mal in Bern war, mußte ich mich halbtodt lachen über die netten kleinen Bären im Bärengarten. — Gibt es in dem lebensluſtigen Wien nicht auch ſolcher Thier-Spektakel? — Unter Andern? Sagen Sie doch einmal: — ich las 'mal von der Wiener Hetze. — Was iſt das für ein Ding? — Ofenloch, Ofenloch! — Sie wollen mich wohl ſchrauben? Aber im Ernſt, mein Beſter! — Roſtbraten, das iſt wohl eine wieneriſche Nationalſpeiſe? — Hören Sie 'mal! ich liebe das Nationelle ſehr. In Frankreich ſah ich auf meiner letzten Reiſe die Nationalgarde; die trägt herrliche Uniformen! — Die ſächſiſche Communalgarde iſt mir aber doch lieber. Weil wir vom Nationalen ſprechen, ſo kann ich nicht umhin, mich an die baieriſchen Dampfnudeln zu erinnern. — Ach, das Nationalgefühl iſt doch etwas Erhabenes! Sehen Sie, wenn wir in unſerm kleinen Ländchen nicht Kartoffeln und Schnapps hätten, wäre gar nichts Erhabenes mehr in der Welt aufzufinden. Schnapps iſt doch wirklich der wahre Nektar eines Deutſchen. Ach Gott! wenn man in der Welt herumkommt, und überall das Beſte findet, was die Fremde auftreibt, lernt man den Werth der Heimath erſt recht

erkennen. Und der Unterſchied, Herr! der Unterſchied, auf den man ſtößt! — Denken Sie 'mal! hier in Wien traf ich jeden Tag in der Woche zu Mittag friſch Rindfleiſch und delikaten Gänſebraten. Ich ſage ihnen: jeden Tag eine ganze Gans! Es iſt erſtaunlich, wie die Leute eſſen können!"

„Schade, daß die himmliſche Krones nicht ſpielte," brauste verhallend eine andere Fluth hinter mir.

Ich hatte in der dichten Menſchenſtrömung kaum ſo viel Raum, daß ich mich umwenden konnte, um dem bedauernden Lobſprecher in's Geſicht zu blicken. Vermittelſt Fortpflanzung eines lang nachhaltigen Stoßes, der das ganze mittelländiſche Meer plötzlich durchzuckte, ſteckte der Lobredner der beliebten komiſchen Schauſpielerin, deren Krankheit er fortwährend bedauerte, ſein Haupt unwillkührlich über meine Schultern. So ein Geſicht war mir noch nicht vorgekommen; es war offenbar ein Triton. Ich hätte ſeine Tritonennatur ſchon aus dem verwandtſchaftlichen Lob der Sirene entnehmen können.

„So ſtoßen Sie mir doch gefälligſt meine unſchuldigen Rippen nicht entzwei!" wimmerte in meiner Nachbarſchaft ein dem Zermalmungstode naher Unglücklicher.

Zwei Köpfe weit von ihm hatte ein Wesen anderer Art eine Rede aufgefangen, und kreischte, gleichfalls in der Gefahr von Leben und Sterben —: „Herr! wie können Sie von Unschuld reden? Sind Sie mir etwa nichts schuldig? He! meine Percenten! Haben Sie meine Percenten vergessen?“

Ich hatte den Redner früher für ein Seekalb gehalten; jetzt sah ich, daß er ein Jude war. — Die trefflichen zwei Wasserhosen vor mir waren plötzlich abhanden gekommen. Ich dachte mit leichtem Herzen, daß ich eben in der vorigen Woche mein Testament gemacht hatte, und sah daher meinem seligen Ende vermittelst Zerquetschung oder Schiffbruch getrost, wie ein guter Christ, entgegen. „Guter Raimund!“ war der Schluß meines Sterbegebetleins, „siehe: ich habe dich nie beleidigt, und doch sannest du auf meinen Untergang. Warum mußtest du denn wieder mit deinem Zauberstab auf einen neuen Felsen schlagen, daß er aus einander wich und im geheimnißvollen Hohlspiegel, von neuen Sonnen beleuchtet, uns alle unsre Bestrebungen zeigt, unsre Thorheiten und Wagnisse, unsre Heimlichkeiten und Bizarrerien, unsre heiligen und unheiligen Gefühle, das kleine Trauerspiel, welches jeder für sich spielt und worin

er der Held iſt, die Wichtigkeit des Unbedeutenden, die Geringfügigkeit des Aeußerlichen? Warum mußteſt du neue Schmetterlinge ausſenden, mit friſchen Flügeln des Humors, der Begeiſterung und der Ironie? Warum mußteſt du, flammender Magnet, auf's Neue all unſre roſtige Spießbürgerlichkeit anziehn, um ſie zu reinigen und zu läutern? Warum alles dieß? Warum vereinigſt du alle deine und meine wackern Mitbürger, — Athenienſer! — Wozu? Dazu, daß dein Freund des ſchmählichſten Todes ſterbe, erdrückt, geſtrandet, ſchiffbrüchig, mit einer kleinen Beihülfe von Attentaten gegen Rippen und Hühneraugen! Ha, Grauſamer! nicht umſonſt haſt du heute den Menſchenfeind geſpielt!" — Ich gewann mit der Zeit wieder einige Lebenshoffnung, obgleich ich bei jener fatalen Igelpaſſage, welche der vielen Equipagen halber dem Granikus-Uebergang an Gefahr nichts nachgab, auf's Neue Reue und Leid fühlte. Jenen bechtgrauen Macedoniern, die man ſonſt im gemeinen Leben Polizeimänner nennt, verdankte ich, nächſt dem ſogenannten Oelgötzen, mein Leben. Es war mir ein großes Labſal, plötzlich wieder in meiner Nähe den Begeiſterungsruf: „Im Ofenloch!" zu hören; er war mir, wie der Ruf des Matro-

ſen: „Land!“ — „Der Himmel gibt mir ein Zeichen,“ dachte ich mit gläubiger Seele. „Wenn die Ferdinands-Brücke paſſirt iſt, hat der Tod keine Gewalt mehr über mich.“ Dabei that ich im Stillen das heilige Gelübde, im Ofenloch, einem ebenſo anmuthigen, als etwas abgelegenen Gaſthof in der Stadt, wie im Tempel der Erkenntniß, im ſichern Hafen mein beſcheidenes Nachteſſen einzunehmen.

2.

Ich kann es beſchwören bei allem, was mir theuer iſt, bei'm theuerſten Champagner, der je durch meine Kehle rann; bei der theuerſten Trüffelpaſtete, welche mir jemals zwiſchen Gaumen und Zunge, wie zwiſchen Himmel und Hölle ſchwebte, im Fegefeuer der Gourmandiſe; bei'm theuerſten Sündenlohn, der jemals in ſchmutzigen Händen klimperte; bei der theuerſten Theurung, die je ſieben ſentimentale fette Kühe abmagerte — ach! und was iſt dem Menſchen nicht umſonſt noch alles theuer auf Erden! — alles iſt theuer, das Leben ſelbſt iſt allzutheuer bezahlt um den einen, kurzen Sonnenblick der Liebe; um einen Rauſch iſt eine achtzigjährige bürgerliche und nützliche Nüchternheit allzutheuer erkauft; — bei allem Theuren alſo kann ich's beſchwören, daß mir alle

durch die Bank, von der Prälatenbank an bis zur Profoßenbank herab, bankrottes, ärmliches, nüchternes, langweiliges Volk ſind; alle viel zu gemein, als daß wir das Allgemeine im Auge behielten oder uns zu allen Zeiten über das Gemeine hinaus ſetzen könnten. Ich kaufte einmal einen alten Finken, und ſchleppte ihn in meinen Käfig mit den roſtigen Drähten. Gott weiß, wo der arme Fink die Marseillaise gelernt hatte; kurz, er pfiff ſie, und wollte nicht ablaſſen, ſie zu pfeifen, obwohl er im Käfig ſaß. Ich konnte als ein ächter Deutſcher die Marseillaise nie beſonders leiden; hätte ich mich je mit den franzöſiſchen Freiheitsliedern befreunden wollen, ſo würde mir in der neueſten Zeit die Parisienne mit ihrer langweiligen Refraintirade: „on avant marchons!“ gewiß vollends allen Geſchmack verdorben haben. Das Ende vom Liede war, daß der Finke doch ſein Lied nicht beenden wollte, ſo oft ich ihm auch den erhabenen und geiſtreichen Judenmarſch aus dem unſterblichen „Moſes“ des göttlichen Roſſini vorpfiff. Mein chriſtlicher Fink unterbrach mich dann immer: „Allons enfans de la patrie!“ Ich ſtellte dem revolutionären Finken dann immer vor, daß ihm, wenn er nun durchaus etwas Aufrühreriſches pfeifen wolle,

die Stumme von Portici zu Dienſten ſtünde. Umſonſt!

Und ſo bin ich ſelbſt, genau, wie mein ehrlicher Fink; nur daß ich bis jetzt noch die Marſeillaise nicht recht leiden kann. Was ich mir merken ſollte, vergaß ich oft; gerade, was ich vergeſſen ſollte, brachte ich nicht aus dem Kopf, nicht einmal aus dem Herzen zuweilen. — Es gibt ein Gnadenbild in Wien, das ich noch nicht vergeſſen habe, obgleich mich das Gnadenbild ſelber zu wiederholten Malen hat, es zu vergeſſen. Das Gnadenbild, das ſchon einmal ein Wunder gewirkt hatte, nämlich, daß ich zum Bilderanbeter ward, wirkte wider ſeinen eigenen Willen auch das zweite Wunder, nämlich das, daß die Kraft ſeines erſten Wunders nicht ſtarb. Nun! wer das Eine thut, muß das Andere auch thun. — Wie geſagt, ich hatte ſtets eine kleine Widerſpenſtigkeit in mir; ich hätte bei fortdauernder Ausbildung bis zur neueſten Zeit ſogar in unanſtändige Laternenunterſuchungen verwickelt werden können. Nun, Gott hat mich bis jetzt vor der freien Stadt Frankfurt a. M. bewahrt. Summa: was mir verboten iſt, reizt mich erſt; was mich je reizte, war meiſtens verbotene Frucht.

Ich wußte gar wohl, daß in gemeiner Stadt Wien auf den Straßen das Tabakrauchen nicht erlaubt ſei, (damals — es war vor der Julirevolution — hatten auch die k. k. niederöſterreichiſchen Rebellen noch keinen Revolto (!) deßhalb angekündigt); ich wußte gar wohl, daß, im Betretungsfalle, mein Kopf verfallen ſei — mein Pfeifenkopf nämlich. Aber was ſollten mich denn die ungariſchen Schildwachen kümmern? Ich ſehe gar nicht ein, warum man auf dem Wege vom Rothen Thurm, durch die Adlergaſſe, zum Berge hinauf, durch das Rothgäſſchen, über den hohen Markt, unter den Tuchlauben bis zum Ofenloch, nicht ganz heimlich blaue Tabakswolken erzeugen ſollte. War's doch ohnehin ein geſchwärzter ungariſcher Tabak, von dem ich noch eben die letzte Pfeife halb geſtopft hatte, und der Patriotismus der ungariſchen Schildwachen wird doch nicht ſo groß ſein, daß ſie durch ungariſchen Tabak von ihrem Poſten verlockt werden — dacht ich.

„Die Pfeif' aus dem Maul!" donnerte es plötzlich zwei Schritte vor mir. Ich war wie aus dem ſiebenten Himmel gefallen, geweckt aus allen Träumen meiner Sophiſterei, aus dem bunten Feenland wie von groben Hausmeiſterfäuſten zur Thüre hinaus-

geworfen, aus dem Phaeton wunderbarer Mährchenwelt unversehens auf einen Posten gestellt. Ach, ich wartete so lange auf einen Posten!

„Der Teufel hole alle Posten!“ dacht' ich mir heimlich. Der Teufel war aber dieß Mals sicherlich ein Polizeispion und hinterbrachte vermuthlich diesen meinen aufrichtigen Fluch dem ungarischen Schildwächter. Denn im selben Augenblicke fühlte ich plötzlich, daß mein Kopf fiel, mein schöner, neuer Meerschaumkopf; zerschmettert lag er am Boden; der pflichttreue Ungar hatte seinen linken Arm, wie das Beil der Guillotine, auf den armen Kopf sinken lassen. „Bassamterremtote!“ fluchte ich halblaut, um den Ungar doch merken zu lassen, daß ich dem guten Goliath für seine deutlichen und handgreiflichen Belehrungen und Zurechtweisungen sehr verbunden sei. „Was ist doch das Leben?“ rief ich, als ich in der Adlergasse weiter ging. „Das Leben ist nichts; ach! zwischen uns und unsere Freude drängt sich das Schiksal wie ein ungarischer Grenadier; und kein „Alpenkönig“ lebt, der so einen „Menschenfeind“ versöhnen könnte. So geht's! Andere zerbrechen sich Jahre lang den Kopf um einer Kleinigkeit willen; der

ungariſche Grenadier hatte nicht ſo lange gebraucht. Adlergaſſe! 's iſt zum Schlagtreffen. Unſer Adler hat noch immer zwei Köpfe und ich habe jetzt gar keinen. Ach! ich liebte ihn ſo innig, dieſen meinen Kopf; wie mich ſelbſt liebte ich ihn. Nun! man wird doch ſeinen Kopf lieben dürfen. Ach, dürfte man überhaupt lieben! Was iſt das menſchliche Leben ohne Liebe? Kalt, die Aſche in der Pfeife! — Aber über mir ging nun einmal ein böſer Stern auf; es iſt himmelſchreiend: ich ſoll nichts haben, was ich glühend umfinge. O, dieſe Wirklichkeit, dieſe ſchnöde, troſtloſe, unelaſtiſche Geſetzmäßigkeit, die alles, was wir lieb gewonnen, rauh von uns reißt und zu Boden alles ſchmettert, was uns theuer iſt! — —"

Der beſagte Meerſchaumkopf hatte mich bei Lütge fünfzehn Gulden Wiener Währung gekoſtet!

3.

Eben ſchlich ich um die Ecke des Stadtgerichtshauſes, wo ſich die langen Tuchlauben in den hohen Markt einmünden. Meine philoſophiſchen und miſanthropiſchen Träume und das Schildwachen-Abentheuer hatten meine Schritte erlahmen gemacht; es war daher bereits ziemlich ſpät, als ich, nahe am Ziel

meiner Wünſche, an meinem Hafen, plötzlich, wie aus dem Grabe, eine Stimme hörte: „Wer da?“

„Gut Freund!“ rief ich unerſchrocken, und ſah dabei vom Boden empor, den ich ſeit dem unglücklichen Ende meines armen Meerſchaumkopfs, wie von magnetiſcher Anziehung befangen, auf meiner ganzen nächtlichen Wanderung angeſtarrt hatte.

Vor mir ſtand ein hechtgraues Geſpenſt, behelmt wie des alten Hamlet Geiſt, Muskete und dem Säbel an der Seite. Ich weiß nicht, warum mich ein kleiner Schauder überkam, als ich das hechtgraue Geſpenſt anſichtig wurde, welches doch gewiß kein Geiſt war und gewiß kein Gedanke von einem Geiſt; es war nur ein böhmiſcher Polizeimann. Warum mich aber beſagter Schauder überkam, weiß ich mir jetzt doch zu erklären: der Czeche ſtand ja vor dem Criminalarreſt Schildwache, und vor den Schildwachen hatte ich nunmehr eine leichte Beſorgniß; ich fürchtete für meinen Kopf. Ach! wenn mich auch mein eigener Kopf noch überzeugte, daß der andere zerſchmettert am Rothen Thurm lag; in mir lag doch ſo ein Gefühl, wie dem Armen zu Muth iſt, dem man einen Arm amputirt hat, und der ihn deſſen ungeachtet noch bis an die Fingerſpitzen fühlt.

„Was will der Herr!“ rief das böhmische Gespenst, und hielt mir die Muskete entgegen. Es war doch ein eigenthümlicher Kerl, mit dem kurzen, zusammengedrückten Gesicht, der mächtigen Stulpnase, den dicken, aufgeworfenen Lippen, den starken Backenknochen, dem Typus von Dummheit, Verzweiflung, Bosheit und Compagnie.

„Ich werde doch keinen Criminalisten stehlen wollen!“ erwiederte ich, mit unterdrücktem Lachen.

„Herr hat Absicht, einige,“ drang er in mich, ungemein drollig durch den köstlichen czechischen Accent.

„Ich habe in meinem Leben keine Absicht gehabt,“ versetzte ich unmuthig. „Ja wenn man von Absichten noch etwas hätte!“

„Herr ist Arrestant bockbeiniger!“ sprach der bornirte Polizeier, dem mein lahmer Kaberlischer Ausruf ein böhmisches Dorf war.

„So soll ja gleich das polnische Donnerwetter .....“ wollte ich fluchen; es war gut, daß damals die polnische Revolution noch nicht ausgebrochen war, der Polizeier hätte mich ohne Weiteres für den Comité directour in pleno gehalten. „Was will denn der Esel?“ rief ich, mit etwas gemäßigter Stimme.

„Ew. Gnaden! Hochlöblicher!“ erwiederte der Polizeimann, halb zutraulich, halb ehrerbietig, die Hand steif an den Helm haltend: „Tabak will er! Hat er nicht Geld, nicht Tabak; bittet er Ew. Gnaden, Hochlöblicher!“

„Aha, Höllenwächter! guter, einköpfiger, einfältiger Cerberus!“ dachte ich, froh, um jeden Preis den verstockten Kerl los zu werden, griff in die Tasche und drückte ihm einen Silbergroschen in die Hand. „Tabak habe ich nicht. Da nehme er auf ein Päckchen schwarzen Dreikönig!“

Der Polizeimann war nahe daran, mir für diesen Preis die Erlaubniß zu gestatten, mit irgend einem Einwohner des Criminalgefängnisses zu conversiren. Glücklicher Weise hatte ich nicht das Vergnügen, unter jenen braven Leuten einen Bekannten zu zählen; ich ging daher, wie ein Fürst incognito, mit stolzem Hauet vorüber und gewahrte nur noch, daß aus dem Seitengäßchen daneben eine ziemlich corpulente weibliche Gestalt huschte, welche von dem Polizeimann wohl erkannt wurde; ich konnte den leisen Anruf noch vernehmen: Manitschka! Offenbar war die zärtliche Polizeibraut böhmische Landsmännin. Ich hatte zu viel Hunger und wußte das gutmüthige Ofen-

loch zu nahe, als daß ich es der Mühe werth gefunden hätte, das Ständchen der Glücklichen zu belauschen; es war mir jedoch die Ursache des böhmischen barschen Zornes klar geworden: der gute Tabaksbettler hatte mich augenscheinlich im Verdacht gehabt, daß ich ihm in böhmischen Liebesangelegenheiten in's Gehege ginge, wovor mich der keusche Heilige Johann von Nepomuk in aller Ewigkeit bewahren wolle.

4.

„Delikat!“ rief der Delaqüe, wischte sich mit der Serviette den Mund ab, schob den leeren Teller vor sich hin und lehnte sich in den Stuhl zurück, dem alten Sprüchlein zu genügen: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn!“

Der Commis voyageur hatte sich seine Portion Rostbraten in wenigstens fünfzig kleine Bissen zerschnitten, um die neue Nationalseligkeit fünfzig Mal zu genießen. „Es ist erstaunlich, wie die Leute hier essen können!“ hatte ich ihn noch im Zustand der Wasserhose heute Abends sagen gehört; ich hätte mir sonach seinen ungewohnten bedeutenden Appetit nicht zu erklären gewußt, hätte mir nicht ein Blick auf den neben ihm stehenden leeren Stuhl Aufschluß

gegeben: ſein „Schmachtriemen“ hing auf der Stuhllehne. Es war nunmehr nicht zu bezweifeln, daß, wenn er gleich nach dieſem Souper wieder gen Norden abgefahren wäre, ſein Magen wieder im Stande war, ſich ein halb Jahr lang von nichts, als Kartoffeln und Schnapps in ſchrumpflicher Genügſamkeit fortzufriſten. Er geſtand mir bald mit ſeiner gewohnten, unausſtehlichen Prahlhänſelei und Geſchwätzigkeit: „Es ſei doch ſehr gemein, ſich jeden Tag ſatt zu eſſen.“ Er hatte gut reden; denn er machte dieſe Bemerkung, nachdem er die Rieſenportion Reſtbraten (von nicht viel weniger, als einer Quadratmeile Umfang) vollſtändig zu ſich genommen hatte. Das „Kaiſerbier“ mußte ihm gleichfalls nicht übel munden; denn ich ſah die bedeutend große öſterreichiſche Maasflaſche ziemlich leer. Er vertraute mir, als ich ihn um ſein Urtheil über das Bier befragte: ſein Nachbar, der Oelgötze, hätte bereits die dritte Maas beſtellt. In demſelben Augenblick kam auch der ſchläfrige Wirth, und brachte ihm die dritte Maas, und mir den Reſtbraten.

Der Oelgötze ſah wirklich ſehr ehrwürdig aus. „Guter Fetiſch!“ dachte ich heimlich, während ich mein Abendmahl verzehrte, „ich ſehe nicht ein, warum

du keine göttliche Verehrung genießen ſollteſt. Haben ja doch die heidniſchen Egyptier den Apis angebetet, und du biſt doch ein Oelgötze; ſteif und feſt kannſt du deine Oelgötzenſchaft beweiſen, du biſt der ſteinernſte Fetiſch, der mir je im Leben vorkam. Warum ſollteſt du auch kein Oelgötze ſein? Ich kann mir nicht recht einbilden, wie du dich als Menſch ungefähr ausnehmen würdeſt; aber für einen Oelgötzen ſiehſt du reſpektabel genug aus, wie ich mir nur einen Oelgötzen vorſtellte. Ich bewundere dieſe deine wohlgenährten zwei Wangen, welche eben ſo gut zwei Kiſſen ſein könnten, worauf deine Heiligkeit ausruhen kann; dieſe matt glimmernden zwei Talglümpchen von Augen, wahre jüdiſche Brandopfer deiner Götzenſchaft zu Ehren; dieſes anmuthige doppelte Kinn, welches nächſtens dreifach ſein wird; dieſe ſehr ehrwürdige Glatze über deiner Stirne, ganz dem weißen Dreieck auf des Apis Stirne ähnlich! Wenn du unter der Zunge noch einen Knoten haſt, wie ich deines weiſen Stillſchweigens halber vermuthe, ſo bin ich geneigt, dich ſo lange für einen Apis zu halten, als ich nicht die Ueberzeugung erlange, daß du ein Junggeſelle ſeieſt oder ein Hausherr.“

Der Commis voyageur hatte mir indeſſen eine

ſehr genaue Darſtellung von den königlich preußiſchen, königlich ſächſiſchen, großherzoglich ſächſiſch-weimariſchen, großherzoglich ſächſiſch-meinungiſch-hildburghauſiſchen, herzoglich anhalt-bernburgiſchen, nicht minder königlich hannoveraniſchen und großherzoglich mecklenburg-ſchweriniſchen, wie auch ſtrelitziſchen Nationalſpeiſen entworfen, ſich auch bemüht, eine Parallele zu den ſüddeutſchen Schlemmereien zu ziehen. Ich muß geſtehen, daß ich in jenem Viertelſtündchen die ganze ratiſtiſch-commiſtiſche Darſtellung verſchluckte, was ich ſonſt nicht leicht gethan hätte.

Aber mein Roſtbraten war wirklich delikat; mein Orakel, mein Apis, mein weißer Fetiſch, der Oelgötze hatte nicht gelogen. Ich ſah ein, daß ſeine Divinationsgabe in Betreff des Ofenlochs nicht in Zweifel zu ziehen war. Jetzt ſaß ich ſelbſt im beſagten Ofenloch. Bei meinem Eintritt war mir ein Wort aus ſeinem Mund ein wahres glückliches Omen geworden. Er ſagte nur ein einziges Wort, als ich eintrat; er ſagte nicht: „Salve,“ nur: „Delikat!“

Ein Dolchſtich durchzuckte mich.

Ja, ich ſehe ihn noch, wie er mit jener Gelaſſenheit, die ihm ſo ganz eigen war, mit jenem philoſophiſchen Stillſchweigen, mit jener ſteinernen Gleich-

gültigkeit, die man beinahe nichtssagend hätte nennen können, in die Tasche griff und seinen Kopf daraus hervorzog.

Auch der Commis voyageur suchte seinen Kopf. Ach! und ich, mit allen Ansprüchen ausgemästet, wie ein Oelgötze und Commis, gesättigt wie beide, mit Rostbraten gesättigt, mit Kaiserbier getränkt — hatte keinen. In der Raserei meines Schmerzes, da ich bald das gesegnete Ungarn, bald meinen Umstern, bald meine Nachbarn zu allen Teufeln wünschte, rief ich dem Wirth, und bat ihn, mir Rath zu schaffen. Aus den weihirdenen Tabakschädeln, die sonst in den Gasthäusern Wiens den Gästen zu Diensten stehen, mochte ich nicht rauchen; es kam mir zu grauenhaft vor; mir fielen die gräßlichen amerikanischen Siegeszeichen und die noch gräßlichere Ballade Stolberg's ein. Ich beschwor daher den schläfrigen Wirth, mir Meerschaum zu schaffen.

„Netti!" rief er, mit einer Pantomime, die den Wunsch des Rauchers bezeichnete, und wankelte dann wieder ab, um sich zu Bette zu legen.

„Netti?" wiederholte ich mechanisch, und als ich mich umsah, gewahrte ich das lieblichste Wirthstöchterlein, welches sich je bei einem Ofenloch zu schaffen

machte, flink vom Stuhl aufſpringend, den Strickſtrumpf bei Seite legend und raſch durch die Thüre hinauseilend, um ihres Vaters bräunſten Kopf aus der Nebenſtube herbeizuſchaffen.

Nach einer kleinen Weile erſchien ſie wieder mit einem allerliebſten Meerſchaumkopf; ihr Köpfchen wiegte ſich lächelnd, verführeriſch auf den Schultern. Ein Päckchen ſchwarzen Dreikönigstabak bot ſie mir mit der andern Hand. Es regte ſich in mir etwas, wie Galanterie, und ich wollte daher eben einige Artigkeiten zu ihr ſprechen, als der Commis voyageur mir die Worte vom Munde abſchnitt und das Mädchen alſo anredete:

„Göttin! Himmliſche Göttin! Wie allerliebſt! Es iſt billig, daß wir Männer aus Meerſchaum rauchen; denn aus Meerſchaum wurde ja die Göttin der Begeiſterung, der Liebe, geboren. So empfangen Sie denn hiemit den Weihrauch, meerſchaumgeborne Göttin, auf dem Altare des Meerſchaums!“

Ich ſah mich nach dem Oelgötzen um, um zu erforſchen, ob auch dieſer Witz unſeres Tiſchgenoſſen ihn nicht aus ſeinem ſteinernen Phlegma erweckt habe; die Anrede des Commis hätte ja Steine mitleidig machen können! Ich ſah mich rechts um, ich ſah mich

links um nach dem guten Fetiſch; — umſonſt! mein Apis war nicht zu ſehen. Nur eine große Tabaks-wolke ſaß an ſeinem Platze, und nur mit Hülfe meiner ſcharfen Brille war ich im Stande, das weiche, wohlgerundete Götzenpfötchen auf dem Rande des Tiſches zu entdecken, wo es behaglich aufgelegt war.

„Nun gute Nacht, Glück meines Lebens!“ lispelte ich verzweiflungsvoll. „Nun bin ich denn alſo dem redſeligen Voyageur ganz verfallen. Wehe, daß auch dieſer Oelgötze, auf deſſen ſteinernes Phlegma ich Felſen gebaut hatte, dieß wahre Gegengift gegen alle Sprachverbeſſerungsanſtalten, dieß Prototyp aller Karthäuſer, ſich in die Wolken ſeiner Göttlichkeit zurückziehen mußte! Der feiſte Wirth ſchläft. — Ich bin verloren, verloren!“

Ich bemerkte eben die Anſtalten des Commis voyageur zum Generalſturm auf meine ſchwache Conſtitution. Verzweiflung gab mir eben noch einen Gedanken ein, als er ſich ſchon herbeiließ, Breſche zu ſchießen.

„Ihr heiligen drei Könige von Haimburg *), ſteht mir bei!“ rief ich leiſe im Geiſte; „ich will

*) Ein Städtchen in Oeſterreich unter der Ens. Sitz der Regie-Tabakfabrik.

Euch Brandopfer anzünden, wie seit dem ersten Opfer noch kein schändlicheres dampfte. Es ist nicht zu läugnen, daß man Euren edlen Namen mißbraucht, wenn man jenes nikotische Kraut nach Euch tauft, dessen Aechtheit ich sehr bezweifele — —"

Ich dampfte während dieses Stoßgebetleins immer wüthender, und umzab mich allgemach mit einem kleinen Nimbus.

„Ich bin der Meinung, daß Ihr diese Schmach selber untersuchen solltet, denn dieser Tabak, der fast wie gebratener Meerrettig schmeckt, zum Theil auch wie verschimmelter Camillenthee und Schwefelleber, kann unmöglich unter Eurer königlichen Aufsicht bereitet worden sein. Ich bin von Eurer Ehrlichkeit überzeugt, Ihr guten schwarzen drei Könige! Darum glaube ich auch, daß man Euch dieses Giftkraut malitiös unterschoben hat, um Euch zum Vortheil Eures Nachbars, des „türkischen" herabzusetzen. Kommt daher selbst, untersuchet und richtet; thut mir den Gefallen, Ihr drei brüderlichen Majestäten, und kommt! Ich weiß zwar, daß ich heute am rothen Thurm Euch sehr beleidigte, indem ich „geschwärzten" rauchte; aber bedenkt, daß es der letzte war, und daß es mich (auf Euren Betrieb ohne Zweifel) die

Pfeife koſtete! Ferner habe ich auch nach dieſer Taxe — um wie ein Phariſäer zu reden — einem armen böhmiſchen Tabakliebhaber mit einem Groſchen unterſtützt, ausdrücklich ſchwarzen drei König bedingend, Euch zu Ehren. Kommt daher, um meinem vorwitzigen Nachbar hier den Kopf zurecht zu ſetzen, der augenſcheinlich einen Beutel voll preußiſchen Studententabak in Euer Gebiet hereinſchwärzte, und nun dieſe zollwidrige herba Musis sacra zum Hohn Eurer angeſtammten Tabakherrlichkeit verwolkt. Ja will den Commis nicht verſchwärzen bei Euch — denn an Euch ſelbſt könnte er am beſten ſchwarz werden; — aber die Wahrheit geht vor. Macht ihn unſchädlich, dieſen redſeligen Commis voyageur; überſchüttet ihn mit der ganzen ausübenden Gewalt Eures Obſcurantismus, ſchließt um ihn eine ſiebenfache Atmoſphäre von naſenwidrigen Wolken; betäubt ſein Hirn, daß durch Beleidigung und Zerrüttung ſeines Cerebralſyſtems ihm die Sinne vergehen, daß er ſeinen natürlichen Kopf mit ſeinem Meerſchaumkopf verwechſelt und in der Verwirrung die beſcheidene Entſcheidungsfrage an ſich ſtellt, welcher von beiden am meiſten angebrannt ſei. Alſo flehe ich zu Euch, ihr drei ſchwarzen Könige von Haimburg, und gelobe Euch, Zeit meines Lebens

keinen ungariſchen Tabak zu rauchen, keine ungariſche Schildwache mehr zu ſcheuen, und ſollte noch öfter das Kopfbrechen auf dem Spiele ſein. Kommt! Helft! ich beſchwöre euch! Amen!“

Und herein traten ſie; ein beizender Schwefelgeruch verkündete mir die Nähe der drei ſchwarzen Könige von Haimburg.

Ach! es waren drei ſehr ehrwürdige, ſehr ſchwarze Majeſtäten, ganz wie die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande; nur mit dem Unterſchied, daß ſie alle drei Mohren waren: ſie trugen kurze ſchwarze Beinkleider, ſchwarzſeidene Strümpfe, ſchwarze plüſchene Weſten und ſchwarze ſammtene Oberröcke mit breiten Schößen; ein jeder hatte ein ſchwarzes Krönlein auf der rabenſchwarzen Allongeperrücke; — hätte ich nicht beſtimmt gewußt, daß es die drei Könige von Haimburg ſeien, ich hätte ſie für drei Kaminfeger gehalten.

Jeder trug eine ungeheuer lange, ſchwarzirdene Pfeife; ſie traten nicht auf die Erde auf, und doch ſchritten ſie gravitätiſch und ſo langſam vorwärts, wie der Geiſt der Zeit. Mit ihren drei Pfeifen zogen ſie ein geheimnißvolles Kreisrad über dem Haupt des Commis voyageur und bliesen ihm, jeder drei

Mal von ihrem Tabak unter die Nase, wodurch der Arme, wie es mir vorkam, neun Mal angeblasen wurde. Hierauf zerbrach ein jeder seine Pfeife über dem Haupte des Fremden, der einen jämmerlichen Schrei ausstieß. Ich taumelte zurück, der Schrei schnitt mir in's Herz; obwohl ich den Redseligen nicht leiden mochte, war's mir jetzt, wie eine Ahnung, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei. Die Sinne vergingen mir, unbewußt und unwillkürlich war ich an Netti's Brust gesunken, die eiligst die Thure des Seitenzimmers öffnete, in welches ich (wie betrunken von dem dicken Qualm der drei Majestäten, des Ölgötzen und Tommis) an Netti's Hand flüchtete. Das Wirthstöchterlein war gar nicht so übel. Sie besprengte mich mit etwas Cölnischem Wasser, ich schlug die Augen auf, wurde aber gar schnell wieder trunken — von Liebe. Mir fiel die Stelle aus Don Juan bei:

Ich sitz' indessen
Bei meinem Mädchen
Und ruh' an ihrer hochklopfenden Brust.....

Als ich am andern Morgen gegen zehn Uhr über den Kohlmarkt ging, begegnete mir ein Bekannter,

— eines von jenen Wesen, die schon um sechs Uhr früh jede Stadtneuigkeit wissen, selbst wenn sie sich erst um sechs Uhr Abends ereignet, und erzählte mir als wichtigste Novität: man habe heute Morgens im Gasthofe zum Ofenloche zwei Unglückliche todt gefunden.

„Um Gotteswillen!“ rief ich, „woran sind sie verunglückt?“

„Der schwarze Dreikönigstabak hat sie umgebracht,“ erwiederte mein Freund lachend, doch mit wichtiger Miene, wünschte mir guten Morgen und verschwand.

Die geheimnisvolle Reise.

Novelle.

1.

Der Abend brach allmählig immer dunkler und dunkler herein; über den öden, nur selten von Reisenden besuchten Fahrweg, der mitten durch den weitschichtigen Grenzwald führte, hatten sich bereits die nächtigen Schatten weithin gezogen, schwere Nebel dampften aus den, an beiden Seiten der verödeten Chaussee geleiteten, nunmehr ganz versumpften Gräben, in welchen eine Legion trauriger Unken ihren Sabbath hielt. Der Mond lag mit den trägen, schwer zusammen geballten Wolken im Streit, die wie mißgestaltete, bleierne Klumpen am Himmel hingen. Die Nachtluft, doppelt unfreundlich durch die scharfen, augenbeizenden Sumpfnebel, wühlte in den struppigen Nadelhölzern. Die unheimliche Stille, welche im Walde und auf der verrufenen Heerstraße brütend lag, wurde nur durch ein langsames Rädergepolter, durch den Widerhall knallender Peitschenhiebe und ein wüstes, widerliches Lied aus rauben

Kehltönen unterbrochen. Ein langer Fourgon, altmodisch gebaut, graugrüner Farbe, mit einem von Matten geflochtenen Verdach versehen, humpelte langsam heran, gegen die Grenze eines kleinen Herzogthums zu. Ein Paar alte, magere Gäule zogen den, wie es schien, schwer beladenen Wagen. Unter dem Verdach saß der Kutscher, in seinem abgetragenen, geflickten Mantel mit einer schmutzigen Mütze auf den Kopf; neben ihm ein Frauenzimmer, einen schwarzen Capuchen tief über das Antlitz gezogen, bis an die Lippen in einen grauen Mantel gewickelt.

„Mein Seel', eine lustige Equipage!" rief der Kutscher!" zog einen Pfeifenstummel aus der Tasche, stopfte, brannte an, blies dem Frauenzimmer den stinkenden Qualm scharf in's Gesicht. „Schläft die Mamsell?" fragte er sich selbst, indem er sich bemühte, ihr das Antlitz zu sehen. „Sie soll nicht schlafen. Fräulein! heda! süßes Fräulein, zartes Fräulein! In's Teufelsnamen! Fräulein Marzipan! Fräulein Zuckermund! Wach' auf, wach' auf, du mein fein's Lieb! jetzt fahre ich in's Elend."

Das Frauenzimmer seufzte schwer auf und hüllte sich dichter in den Mantel. Der Nachtfrost blies die Reisenden grimmig an.

„Friert, mein Fräulein?“ ſprach der Fuhrmann, ſtarke Tabakswolken vor ſich hinblaſend. „Geduld, Geduld! Fräulein Amalie! in einer halben Stunde ſind wir wieder an einer Grenze; dann können Sie ſich mit einem Gläschen Schnaps die zarten Eingeweide erwärmen. Ich weiß einen, den's nicht friert, der über die Kälte nichts dergleichen thut, und doch muß er die ganze weite Reiſe mit uns machen. Holdchen wird müde ſein, nicht wahr? Heute iſt ja der achte Abend, daß wir auf der Reiſe ſind, — ich glaube, wir haben ſeither wenigſtens ein Dutzend von ſouveränen deutſchen Miniaturſtaaten durchfahren.“

„Und ging die Reiſe bis an's Ende der Welt,“ ſprach das Fräulein, ſchauernd vor Froſt, „ich werde nicht weichen; treu will ich folgen und bleiben bis zum Grab.“

„Wären wir nur ſchon ſo weit!“ verſetzte der rohe Kutſcher und lachte dabei ſo widerlich, ſo ingrimmig, daß Amalien graute. „Trallarum!“ fuhr er fort, zwiſchen den Abſätzen ſeiner Rede wüſte Gaſſenhauer pfeifend; — „ich fürchte, mein zartes Fräulein, daß einſtweilen unſere beiderſeitigen Naſen — meine mit Pockennarben gezierte und Ihr zierliches, glattes Stumpfnäschen — noch manchen

Unrath wittern dürften. — — — Sechs Reiſetage liegen noch vor uns. — — — Meinen Gäulen kann ich obendrein nicht zumuthen, lange Statienen auszuhalten. — — — Man muß die armen Äſer glimpflich behandeln. — — So ein Pferd iſt doch eigentlich eine treffliche Perſon; wenn ein Menſch wie ein Gaul gepeitſcht wird, ſoll er nicht auch ausſchlagen? — — — Holla! das war ein Stoß! Faſt wären wir mit dem langen Rumpelkaſten in den Straßengraben gefahren und hätten umgeworfen. — Hott! in's Himmelſakerments Namen! verfluchte Thiere. — O! mein zartes Fräulein, mein appetitliches Lämmchen! das wäre nicht übel, wenn Sie im ſumpfigen Straßengraben Ihre Schönheit hätten zuſammen klauben müſſen. Die breiten, dicken Kröten da unten heulen ganz mörderiſch! allerliebſte Damen, in deren Geſellſchaft Sie alsdann gefallen wären! Peſt und Gift! ſo eine Soiree von Kröten wäre zum Todtlachen. Nicht wahr, mein Zuckerfräulein?"

„Iwan! willſt du mich durch deinen Hohn tödten?!" jammerte Amalie.

„Tödten?" erwiederte Iwan, laut auflachend, — „tödten?! damit hat's noch Zeit. Hat mein Geſicht,

der Klang meiner Stimme, meine Luſtigkeit, mein ganzes Weſen ſo viel abſchreckende, tödtende Kraft?! Wer ſieht mir's an, daß ich tödten will, daß ich tödten kann? Behüte, behüte! Merkſt du denn nicht, mein Goldkäferchen, daß ich Spaß treibe, nichts als Spaß?! Wer wird denn gleich an's Tödten denken?! Wir wollen zuvor noch fein luſtig ſein, — wir zwei nämlich; von dem Dritten mag ich nichts reden. Alſo, mein ſprödes Fräulein! nicht länger geſträubt!"

„Hat mich Gott verlaſſen?!" ſtöhnte Amalie verzweiflungsvoll.

„Gott! Gott! thörichtes Wort!" murmelte Iwan verdroſſen; „wozu dieſen Namen jetzt?! Ich kenne keinen Gott, als die Liebe. Da wir von Adam her, vermuthlich Verwandte ſind, mein ſchönes Fräulein, wenn gleich nicht eben ſehr nahe Verwandte, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir uns nicht lieben ſollten. Glüht doch mein Herz, wie der Tabak in meiner Pfeife."

„Ich muß deinen Hohn ſchweigend dulden!" ſprach Amalie nach einem heftigen innern Kampf.

„Das will ich meinen," verſetzte Iwan; — „das verſteht ſich von ſelbſt. O, mein ſchönes Fräulein!

da Sie ſelbſt darauf beſtanden, in meiner Geſellſchaft die Reiſe zu hochdero theuren Verwandten, — auf hochdero Familienſchloß zu machen, ſo haben Sie ſich nicht bloß unter meinen Schutz, ſondern auch in meine Gewalt gegeben. Sieh' zu, hochmüthiges Näschen, wie du dich jetzt daraus befrei'ſt! Einen ſchlechten Fuhrmannskittel trage ich auf meinem Leib, der um kein Prozent minder menſchlich iſt, als der deine. Wer ſollte dir die Gräfin anſehen? Bei'm Teufel! das Coſtüm eines liſtigen Kammerkätzchens, einer zimpferlichen Soubrette — auf dem Kutſchbock des hochgräflichen Feurgen's — ſteht dir allerliebſt. Mein biſt du jetzt; mein! ganz mir hingegeben! Und ich habe wahrhaftig nicht Luſt, mich fürderhin von deinem tugendſamen Hochmuth wie einen Hund treten zu laſſen, wie du mich mehr als vier Monden lang vor dem Tode des alten Schuftes, deines Vaters, behandelteſt."

„O Allerbarmen, Iwan! mißhandle das Andenken meines Vaters nicht! Iſt es mir nicht Jammer genug, daß er ſtarb?" ſtöhnte Amalie und Thränen entſtürzten ihren Augen.

„Weinſt du? Schlechte Parodie eines Kammerkätzchens!" höhnte Iwan. „Du biſt eine elende Ko-

mödiantin. Da! ſchau' mich an, und lerne die Kunſt des Komödienſpielens! Alles in Allem muß man ſein. Freund, Kammerdiener und Kutſcher, Hund und — Wolf! Weinſt du? Nicht möglich? Warum weinſt du? Etwa weil ich den Namen: Vater nannte!? Weinſt du darüber?! Sieh'! das zwingt mich zum Lachen. Sentimentale Soubrette! du haſt gar nicht geweint, es war nur der ſcharfe Herbſtfroſt, der die Thränen in die ſchönen, verführeriſchen Augen blies. In's Teufelsnamen! du ſollſt nicht weinen! Siehſt du dort das Licht in der Ferne? es flimmert im Grenzzollhäuschen. Du ſollſt nicht weinen! haſt du mich verſtanden? Wenn du weinſt, laſſ' ich, ſobald wir über die Grenze gekommen ſind, meinen Peitſchenſtiel auf deinem Rücken tanzen; denn jetzt hat ſich das Regiment (Gott ſei Dank) ein Mal umgekehrt und ich kann endlich befehlen! Oder willſt du dir's bequemer machen? Ich ſtelle dir's frei; gehe von hinnen, verlaſſ' mich, mache den Weg allein zurück! ich bringe die ſaubere Beſcheerung ſchon allein auf's Schloß. Willſt du? kannſt du? Nun? ei wie? keine Antwort? Ei! ich weiß recht gut, warum! Der gute, alte Herr ſtarb unter gar abſonderlichen Zufällen. Er ſtarb gerade nach jener

Arznei, die Sie ihm eigenhändig in ſeiner Mundtaſſe überreichten. Der Doktor war ein guter Mann und der Proſektor ein dummer. Es war Zeit, daß ich die Päſſe erwirkte. Wer weiß, wie es Ihnen jetzt erginge, wenn Sie zurückgeblieben wären.“

„Großer Gott!“ jammerte Amalie, „woran mahnſt du mich! Ich mag den furchtbaren Gedanken nicht denken; — wenn es wirklich ſo wäre, wie ich fürchte, wenn irgend eine Unvorſichkeit von meiner Seite.... der Gedanke könnte mich wahnſinnig machen. Elle, treibe die Gäule raſcher ein; mich jagt das Entſetzen. O dieſes Kleinod! und auch könnte ich wieder nicht ruhig athmen, wüßte ich es deinen frechen Mißhandlungen ausgeſetzt. So ſpornt mich Grauen und Liebe! Gott kennt meine Unſchuld. Spotte, höhne immerhin, ich will es ertragen.“

„Nun ſehe nur ein Menſch den hochgräflichen Hochmuth wieder an!“ rief Iwan mit ingrimmigem Lachen. — Aber ſtill! kommt Zeit, kommt Rath. Jetzt aber ſei ruhig und rege dich nicht; wir ſind wieder einmal an einer Grenze angelangt. — Unſere Reiſe wird wenigſtens keine grenzenloſe ſein. He! holla! auf! auf! Paſſagiere ſind da.“

„Wer da?“ rief eine hüſtelnde Stimme aus dem Fenſterchen nahe am Schlagbaume.

„Der Kerl drinnen iſt eine Nachtmütze und möchte uns gern leicht abfertigen,“ ſprach Iwan ſchadenfroh; „ich will ihn aber aus ſeiner Wolfsgrube herauslocken, den trägen Zöllner, und wenn er gleich vor plötzlicher Verkältung auf der Stelle des Teufels und des Keuchhuſtens ſein müßte.“

„Wer da?“ fragte der Mauthner nochmals.

„Krämer!“ verſetzte Iwan. Amalie bebte am ganzen Leibe vor Froſt, ein ſcharfer Zugwind blies um die Ecke.

„Warte! ich komme gleich!“ rief der Mauthner und verſchwand vom Fenſter. Es ſtand eine kleine Weile an, ſo kam er, in einen Wachmantel gehüllt, die Strümpfe eilig und unordentlich hinaufgezogen, die Nachtmütze auf dem Kopfe, mit ſchlaftrunkenen Augen, in der einen Hand eine Laterne, in der andern einen mächtigen Inquiſitionsſpieß tragend.

„Schlieſit den Fourgon auf,“ ſtotterte er, vor Froſt zähneklappernd, und rüſtete ſich, mit dem Spieß eilig und augenblicklich in den innern Raum des Wagens prüfend zu ſtoßen.

„Hoho!“ ſprach Iwan lachend, „nicht ſo haſtig!

Laſſen Sie den Spieß aus dem Spiele. Sie könnten irgend jemanden ein Leid anthun.“

„Wie? was?“ fragte der ſchlaftrunkene Mauthner, „noch ein Paſſagier drin? Die Päſſe, geſchwind die Päſſe! Was iſt in dem Wagen für Fracht?“

„Halt!“ verſetzte Iwan, indem er mit großer Langſamkeit bedächtig nach ſeiner Brieftaſche ſuchte: „Ob noch ein Paſſagier drinnen iſt? mein Seel', ich weiß nicht! Was doch Mauthner für feinnaſige Spürhunde ſind! — Hier habe ich die Päſſe!“

Der Mauthner ſtarrte den Kutſcher betroffen, als ob er zum Beſten gehalten ſei, mit hochaufgeriſſenen Augen an, nahm die Päſſe, ſetzte die Brille auf die Naſe, hielt die Laterne etwas höher und las.

„Alſo nach Rußland?“ ſprach er während des Leſens — „nach dem Familienſchloß ..... ich kann den verteufelten Namen nicht ausſprechen. — Die junge Gräfin Amalie .... wieder ſo ein Name!“ Er ſchlug mit der flachen Hand über das Papier und bemühte ſich, den fremdartigen, ſchweren, etwas unleſerlichen Namen zu entziffern. „Achtzehn Jahre alt,“ fuhr er fort, „braune Augen, ſchwarzes Haar, von Farbe bleich ....“ er hielt Amalien die Laterne vor's Geſicht. — „Der Kutſcher,

getauft Iwan ..... alt dreißig Jahre, struppiges Haar, dicker Backenbart, pockennarbig, brauner Teint; — — gut! gut! — Führt in dem Fourgon bei ſich .... Wie? er las die Stelle des Certificats, an die er nunmehr gekommen war, nochmals und aufmerkſam. Seine Hand bebte.

„Soll ich die Wahrheit beleuchten, Herr Mauthner?“ ſprach der rohe Iwan, wollen Sie den Inhalt des Fourgons in Augenſchein nehmen?“

„Thut nicht Noth!“ verſetzte der Mauthner ſchaudernd. „Gott bewahre uns vor ſolchen nächtlichen Paſſagieren. Das Certificat iſt in Ordnung. Höre, Kutſcher! es wäre nicht nothwendig geweſen, daß du mich aus der Stube herauslockteſt.“.

„So?“ erwiederte Iwan lachend. „Nun, nichts für ungut! ich bin ein Freund von Genauigkeit im Dienſte.“

„Sie haben noch eine weite Reiſe, mein gräfliches Fräulein!“ ſprach der Mauthner, während er den Schlagbaum öffnete. „Fahre zu, Kutſcher!“

Die Peitſche knallte, fort holperte der Wagen. Schwer knarrend ſchloß ſich der Schlagbaum wieder. In einer halben Stunde wurde das Nachtlager erreicht.

II.

Die Herberge, worin übernachtet werden ſollte, war ein großes, ziemlich einſames Gehöft, im Zuſtande tiefſter Verwahrloſung. Ein weites Einfuhrthor hing kaum noch zuſammen, im Hof waren Dächer übergebaut, um die Fuhrwerke vor Unwetter zu ſchützen. Die Dächer ſelbſt waren jedoch im gräulichſten Zuſtand. Das Stroh, womit man ſie vor Zeiten gedeckt hatte, war ganz verfault und an vielen Orten zerrupft. Nicht minder ſchlecht zeigten ſich die Ställe, zu denen man nur durch einen Ocean von Koth gelangen konnte. Man ſah es überhaupt der Wirthſchaft — der einzigen des ganzen ärmlichen Dorfes — wohl an, daß die Straße, an welcher ſie lag, längſt nicht mehr befahren wurde, daß ſich die ganze Paſſage einem andern Grenzpunkte zugewendet hatte. Iwan ſchellte heftig. Es dauerte indeſſen lange, bis der Hausknecht kam; ein steinalter Kerl, der ſelbſt eines Wärters und Dieners bedurft hätte. Und ſo half denn alles Fluchen Iwan's nicht. Der eisgraue Hansknecht ſchleppte ſich mit ſchwergebücktem Haupte langſam zum Thoren hin. Es war ihm aber faſt unmöglich, das langgetriebene Geſchäft noch zu verrichten.

„Das ist ein Hund“ rief Iwan, der mit jedem Tage, an welchem er seiner russischen Heimath näher kam, an Brutalität zunahm, und die wenige Manierlichkeit, die er sich in Deutschland hatte aneignen müssen, abstreifte. „Man sollte dem Hund die Knute geben, damit in sein faules Blut Lebendigkeit käme. Hurtig, du alter Schwefelfaden! Du leere Branntweinflasche! Spanne mir die Gäule rascher aus! Die armen Thiere sehnen sich nach Ruhe. Es ist mörderisch kalt geworden.“

„Guter Freund!“ stammelte der Hausknecht, „es wird schon gehen. Habe nur Geduld.“

„Ein Esel hat Geduld!“ schrie Iwan giftig und stieß den Alten mit dem Fuß hinweg, daß er zu Boden taumelte. „Ich sehe schon, daß ich selbst Hand anlegen muß.“ Er spannte nun die Gäule los und führte sie in den von Spinnegeweben ganz tapezirten Stall.

Amalie war indessen in die Gaststube getreten; beim Eintritt in dieselbe qualmte es ihr betäubend entgegen. Vier Kerls von verwildertem Aussehen saßen um einen Tisch vor schweren Bierkannen, unausstehlichen Tabaksdampf in dichten, undurchdringlichen Wolken aushauchend. Sie schienen ge-

heimnißvoll mit einander zu verkehren, und thaten, als ob ſie das Fräulein nicht bemerkten. Amalie ſetzte ſich an einen, von ihnen nicht weit entfernten großen, runden Tiſch, über welchem ein langer, brennender Kienſpahn, an einer von der Decke herabſtarrenden, eiſernen Zange hing. Die Wirthin ſchob ſich, ohne gleich im Anfang von dem Fräulein Notiz zu nehmen, nach manchen Hin- und Hergängen, endlich zu der Reiſenden und fragte nach ihren Befehlen.

„Ich wünſche nur etwas warme Suppe, meine Gute!“ erwiederte Amalie, den Capuchen abnehmend, und den Mantel bei Seite legend. Die freundliche Wärme der Stube that ihr wohl nach der langen Fahrt, die ſich diesmal bis tief in die Nacht hinein verzögert hatte. Sie war ſehr blaß, ein Zug tiefſten, bitterſten, unheilbaren Schmerzes hatte ſich auf ihrem Antlitz eingeprägt; ſie ſah aus, als träge ſie den Tod im Herzen, ſo kummervoll, von troſtloſen Klagen verzehrt. Selbſt der Wirthin, einer augenſcheinlich ganz kaltblütigen Perſon von wiederwärtigem Äußern, einer dicken, ältlichen Frau mit breit aufgedunſenem Geſicht, regte ſich etwas im Herzen, wie Mitleid.

„Sie haben wohl durch die Kälte viel gelitten, junge Herrschaft?“ sprach sie zu Amalie.

„Es ist unser Loos auf Erden, zu dulden, — zu leiden,“ erwiederte diese; „großer Gott! was wir verlieren, wird uns nie wieder gegeben.“

Die Wirthin faßte den Sinn ihrer Worte falsch auf und begann, in der Meinung, ein unglückliches Liebesverhältniß veranlasse Amalien zu der Flucht in ein fremdes Land, sie mit so viel Aufwand plumper Gutmüthigkeit zu trösten, als ihr zu Gebote stand.

Indeß kam die Suppe. Iwan trat eben zur Thüre herein, setzte sich ohne viele Umstände zu Amalie und bediente sich mit der rohesten Zudringlichkeit der wärmenden Speise, so daß Amalie an ihrem Antheil bedeutend verkürzt wurde. Mit engelgleicher Geduld litt sie die Frechheit, bat die Wirthin, ihr ein ruhiges Schlafplätzchen anzuweisen und empfahl dem Hausknecht, indem sie ihm gute Nacht wünschte, ihr Kleinod wohl in Acht zu nehmen. Die Wirthin leuchtete ihr zu Bette.

Den tabakrauchenden Kerlen, welche nicht weit davon an ihrem Tische saßen, war die letzte Äußerung Amaliens nicht entgangen. Sie spitzten die

Ohren, flüſterten einander in einem unverſtändlichen Gaunerdialekt mehreres zu, und verſanken dann wieder in ihr voriges ſtumpfes Hinbrüten.

Iwan hatte ſeine Pfeife ausgeklopft, ſein Bier getrunken und entfernte ſich. Auch die vier andern Gäſte erhoben ſich und gingen. Die Wirthin löſchte die Lichter und begab ſich zur Ruhe.

Amalie hatte ſich in ihrem Zimmer halb entkleidet und war im Begriff zu Bette zu gehen. Sie leuchtete noch in der geräumigen Stube herum, beſah ſich die ſchwarzen, berauchten, unkenntlichen Bilder, die an den Wänden hingen, und empfahl ſich mit einem ſchweren Seufzer Gott und ihrem Schutzpatron im Nachtgebet. Da pochte es draußen leiſe an der Thüre. Amalien klopfte das Herz, es war ihr unheimlich zu Muthe; ſie ſchlich zur Thüre und lauſchte.

„Mach' doch auf, mein Holdchen! Mach' auf, mein fein's Lieb!" ſprach draußen eine rauhe Stimme.

Amalie erkannte ſie als Iwan's Stimme. Unwillig ſprach ſie durch's Schlüſſelloch: „Begieb dich zur Ruhe, fürchterlicher Geſelle. Iſt es dir nicht genug, mich den langen Tag über zu martern,

mußt du auch noch die Nacht wählen, um mich zu peinigen? Laß mir Ruhe und Frieden!“

„Ruhe und Frieden?“ erwiederte Iwan auflachend. „Behüte mich St. Nikolaus. Schöne Worte! Um ein Ständchen melde ich mich an; ich ſpüre heiße Liebesluſt und läßt du mich nicht ein, magſt du morgen die Peitſche empfinden.“

„Weiche von hinnen, Peiniger!“ zürnte Amalie. „Nun und nimmermehr, elender Knecht! Was habe ich denn an dir verbrochen, daß du mich auf dieſer traurigen Reiſe jeden Abend in jeder Herberge durch dein heilloſes Begehren vom Schlafe abhältſt?“

„Was Sie an mir verbrochen haben, mein Fräulein?“ verſetzte Iwan; „dumme Frage! Wer zwang Sie, dieſe Fahrt mit mir zu unternehmen? — Kindespflicht! antworten Sie mir immer. Alberne Ausflucht! Soll es denn wirklich Treue und Milde geben in irgend einem menſchlichen Herzen? Hohn ſpreche ich jeder Regung von Liebe, Treue und Milde. Was Sie an mir verbrochen? Was Sie an Ihrem Vater, was Ihr Vater an mir verbrochen! — ſollten Sie lieber fragen, denn um Ihres Vaters willen freut es mich, Sie zu quälen. Soll ich Ihnen das alte Mährchen noch ein Mal vorſingen?“

„Meinem Vater, haſt du deine Erziehung zu verdanken; mein Vater hat dir alles vertraut, Gut und Leben," ſprach Amalie. „Er hat dich reich im Lohn gehalten. Undankbarer, vergilſt du ihm ſo, daß du ſeine Tochter nunmehr durch Frechheiten mißhandelſt?"

„Pfui über alles Sündengeld, das mir Ihr Vater jemals zum Lohne gab," fluchte Iwan. „Ich wollte, daß mein Geifer Gift wäre, um alles Metall zu vergiften, daß jeder, der die Hand darnach ausſtreckte, todt zu Boden fiele! Ich weiß nur von einem andern Lohn und von einer andern Vergeltung. Der alte Herr iſt in der letzten Zeit ſeines Lebens etwas arg und toll geweſen gegen mich, ſeinen getreuen und vertrauten Diener. Wiſſen Sie auch, Fräulein Amalie, daß ich ſehr zarter Natur bin. Himmel und Hölle! vier Monate vor ſeinem Tode hieß mich der Alte einen Dieb, weil ſich zufällig ein Codicill zu ſeinem Teſtamente in meinem Koffer gezeigt haben ſollte. Als er mich den Dieb geſcholten hatte, fiel ihm plötzlich ein nationeller Blitzableiter ſeines Zornes ein. Goldkäferchen! das war die Knute, und mein Rücken, mein freier Rücken, hat ſie durch Striemen kennen gelernt. Him-

mel und Erde! ich hatte in meinem Leben keinen Streich auf meinen Rücken empfangen; aber ſeit er mich mit der Knute brandmarkte, möcht' ich alle Welt geißeln. Mich einen Dieb zu heißen, um eines ſo elenden Papierwiſches halber, um eines lumpigen Codicills willen mich mit der Knute zu geiſſeln! Der Teufel hat es ihm eingeſegnet, daß er mich auf ächt ruſſiſch hätſchelte. Ich war nicht ſein Knecht, nein, frei und freier Anſiedler Kind. Peſt und Teufel! ich ſpeie die Freiheit jetzt aus, wenn ich auch hoffe, daß ich ewig frei bleiben werde. Aber Rache muß es geben im Himmel oder — auf Erden. Nun, gute Nacht, mein Fräulein; ich hoffe, Ihnen das Nachtgebet etwas vergällt zu haben und Ihre Träume werden keine Hochzeitsträume ſein. Ich wollte, ich wäre eine Spinne über ihrem Bette und könnte Ihr Augenlicht mit ſcharfer Lauge ausbrennen. O! die Zeiten ſind vorüber, daß Ihr Vater mich in hoher Huld und Gnade zu etwas beſſerm, als zum Livreetragen in ſeinem Hauſe — mit Ihnen, mein ſchönes Fräulein, erziehen ließ. Warum that er dieß? Etwa aus Mitleid? nein, aus Schwachheit, weil ihm zwei Söhne ſtarben! Der Teufel danke ihm das bischen Civiliſation, das er

mir animpfte. Denken Sie noch an Basil, jenen jungen Grafen, den er, seiner albernen, philantropischen Ansichten zufolge, mit mir erziehen ließ. Basil wurde ewig verhätschelt. Mich schalt Ihr höchst weiser Herr Vater stets einen rohen Jungen, sprach, er sehe nicht, daß an mir, dem Klotz, kein Wort zu schnitzen sey, und beehrte mich in hochgräflicher Gnade noch statt der Sohneswürde mit dem Bedientengeschäft. Der Teufel danke ihm's und peinige ihn noch in der Hölle dafür, daß er mich nicht ganz in der verachteten Rohheit des Naturzustandes ließ. Aber es wird spät, mein schönes Fräulein, und ich bin müde, Sie zu quälen. Gute Nacht!" Er schlich in seine Kammer.

„Schläft alles im Hause?" fragte leise einer jener vier Kerls, die im Gastzimmer den gräulichen Tabaksqualm verbreitet hatten.

„Alles schläft, Peter!" antwortete der Andere. „Wir wollen nunmehr an's Werk gehen."

„Wo sind die andern zwei?" fragte Peter weiter.

„Sind aufgesessen auf den Rappen und den Braunen," erwiederte Blasius; sind in den Wald

hinaus, voran, um es den Gesellen zu sagen. Der Liefländer, der gestern in unsere Bande trat, reitet den Braunen, den er dem Mauthner stahl. Die Unsern passen dann, verabredeter Massen, morgen am Wege, wenn der lange Fourgon ankömmt, und holen daraus, was noch übrig ist. Das Kleinod selber wollen wir brüderlich schon voraus in Beschlag nehmen. Halbpart, Peter! die Andern mögen die Nachlese halten."

„Schieb' die Blendlaterne auf, Blasius!" sprach Peter leise. „Weißt du auch gewiß, daß alles schläft? Ich traue dem Kutscher nicht, es ist ein handfester Kerl, und seit ich die Schwindsucht am Halse habe, taugt meine Faust den Teufel."

„Da! halte du die Laterne," unterbrach ihn Blasius. „Der Fourgon ist hinten verschlossen; und ich mag das Schloß nicht sprengen, damit der Hauptmann und die Gesellen nicht merken, daß wir sie betrogen haben. Ich will's klüger anstellen. Ich sehe auch gerade, daß der Esel, der diesen Wagen fabricirte, zum Besten aller Spitzbuben und Beutelschneider, die Lederdecken leicht zugänglich machte. Ich will die Riemen auflösen."

„Holla! Diebe!" kreischte der alte Hausknecht

plötzlich, als ſich die beiden Räuber an's Werk machen wollten.

„Himmel und Hölle! wir ſind verrathen,“ ſprach Blaſius leiſe. „Wie kömmſt du hieher?“ fragte er den Hausknecht.

„Das Fräulein hat mich dazu beſtellt und gedungen, daß ich den Wagen behüten ſoll,“ ſtammelte der wehrloſe Greis.

„Richtig! Ein ſauberer Hüter!“ höhnte Blaſius. „Peter! putze ihm das Licht aus; du verſtehſt es. Wir können ihm dann auch das Handgeld abnehmen, was er vom Fräulein bekommen hat.“

„Blaſius! was meinſt du?“ ſprach Peter zagend, ſo einen ſteinalten Mann umzubringen! Mir ſchaudert die Haut.“

„Du biſt eine Memme,“ erwiederte Blaſius. „Da denkſt du immer ſchon an dein eigenes Sterbeſtündlein, der lumpigen Halsſchwindſucht wegen! Du biſt ein recht laufiger Schuft, der keiner alten Katze das Genick mehr umdreht. Halte das Licht! ich will ihn kurz abthun.“

Bebend hielt Peter, leiſe huſtend, das Licht. Der eisgraue Mann lag röchelnd in ſeinem Blute. Petern fuhr es wie ein Fieber über den Rücken.

„Jetzt wollen wir den Schatz heben!“ sprach Blasius leichtsinnig und gierig. „Komm, die Riemen sind los! So! nun können wir hineinwischen! Was Teufel! nichts als eine schmale, verflucht lange Kiste!“

„Es ist unmöglich, sie ohne offenbare Merkzeichen des Raubs aus dem Wagen zu bringen,“ bemerkte Peter.

„Laß' einmal heben!“ erwiederte Blasius und bemühte sich, die Kiste zu heben. „Der Schatz ist verflucht schwer — wie Blei!“ fuhr er fort. „Wir werden nichts ausrichten; nun will ich dir einen Rath geben, Peter!“

„Laß' hören!“ sprach Peter, der Frost noch immer sich schüttelnd.

„Wir wollen für's Erste den alten Fiel, den todten Hausknecht, zu der Kiste hineinlegen, es ist noch Raum genug für zwei Passagiere im Wagen. Aufsehen müssen wir vermeiden. So ist der Kerl untergebracht, und im Wald draußen scharren wir ihn dann ein oder werfen ihn in den Sumpf. Noch Eins ist aber nothwendig; einer von uns legt sich dazu, damit unser mehrere gleich bei der Hand sind, unversehens, wenn sie in den Wald kutschiren.“

„Ich nicht! ich nicht!“ kreiſchte Peter.

„Memme!“ höhnte Blaſius; „ſo will ich's ſelber thun. Auf dem Kerl muß ſich's weich liegen und ſchlafen laſſen! Hilf mir den Todten hineinheben. ..... So! — ſachte! .. ſachte! .. Faſſe ihn gut, ſonſt gibt's ein Holterpolter. .... Gut! ... Und nun will ich noch ſelber nachſteigen und mir's drinnen auf dem alten Knaben bequem machen — ... Alſo! wohl aufgemerkt, Freund Peter! ... Ich liege jetzt ganz ſäuberlich, du wirſt nun die Lederdecke über mir wieder zuziehen und die Riemen feſtſchnallen. Auf dieſe Art will ich den todten Knecht und die Kiſte mit dem räthſelvollen Schatze genau behüten und mich bis mitten in den Wald ganz bequem führen laſſen. Gute Nacht, Peter! laß' dir nichts träumen und benimm dich morgen ganz artig und ſäuberlich; ſage: unſere zwei Geſellen und ich ſeien am frühen Morgen noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen. Vergiß auch nicht, die Zeche zu bezahlen und mache dich, ſo früh als möglich, aus dem Staube. Schlaf wohl!“

„Und wenn ſie den eisgrauen Knecht vermiſſen?“ fragte Peter.

„Du biſt ein Eſel,“ brummte Blaſius im Ba-

gen, während Peter die Decke über ihn zog. „Du ſollteſt deiner Scrupel halber ein Pfaff werden, ein Beichtvater.“

„Ich wollt', ich könnte beichten,“ ſprach Peter.

„Hundekerl!“ polterte Blaſius. „Unter andern! bald hätte ich etwas nothwendiges vergeſſen; ich hoffe, du kömmſt uns bald nach! Wir ſollen morgen Abends an einen fetten Paſtor über der Grenze. Der Hamſter hat einige Batzen beiſammen.“

„Gott ſei Dank,“ ſtöhnte Peter, ein Kreuz ſchlagend; „ich will mich freuen, als guter Calviniſt den Lutherpfaffen zu bedienen.“

III.

„Hausknecht, auf! füttere und tränke meine Gaule noch ein klein wenig und dann ſchirre an!“ rief Iwan am andern Morgen, indem er ſich faul und verdroſſen die Augen rieb. „Wo ſteckt denn der träge, liederliche, alte Schlingel?.. Hausknecht! in's drei T—'s Namen, wenn ich dich zum jüngſten Gerichte aufwecken ſollte, könnte ich nicht deutlicher ſchreien. Iſt der graue Knabe etwa gar zu einem Morgen Stell-

dichein oder auf irgend einen Anſtand? Pfui, wie unanſtändig!“

Der alte Hausknecht war nicht zu erwecken, wie Iwan auch noch ſo heftig polterte; der letztere mußte ſich daher entſchließen, ſeine Gäule ſelbſt zu beſorgen und anzuſchirren.

Das Frühſtück für Amalie war bald beſorgt, die dicke Wirthin brachte die warme Brennſuppe im groſſen irdenen Napf. Der Kutſcher hatte angeſchirrt, trat nach beendigtem Geſchäfte in die Stube, ſetzte ſich an den Tiſch und frühſtückte nun mit dem Fräulein aus demſelben Napfe.

„Hört ein Mal, Kutſcher!“ ſprach die Wirthin zu Iwan, — „Ihr könntet mir — verſteht ſich, mit des Fräuleins Bewilligung — einen großen Gefallen erweiſen.“

„Und worin beſteht dieſer?“ fragte Iwan.

Die Wirthin erwiederte: „Wenn Ihr mehrere Kiſten, eine mit Eiern, zwei andere mit Kartoffeln bepackt, nach Lenau mitnehmen wolltet. Ihr könntet ſie bequem außen auf Euren Fourgen aufpacken; alle drei zuſammen nehmen, quer neben einander aufgepackt, gerade die ganze Länge deſſelben ein. Ich habe einen kleinen Handel mit dem Städtchen

Lenau, seit mein Wirthshaus nicht mehr so häufigen Besuch genießt (weil die Hauptstraße, gegen Polen und Rußland zu, nunmehr jenseits Lenau, ein gutes Stück drüben, eingeleitet ist), darum habe ich mich mehr mit Feldbau und Hühnerzucht beschäftigt, um doch Erwerb einzutreiben. Ich wollte Euch den Gefallen durch Erlaß der Zeche vergüten."

„Gut!" versetzte der Kutscher, „wir sind arme Passagiere und aller Erlaß muß uns daher gut zu statten kommen und erwünscht sein. Welcher Weg führt aber nach Lenau? Ich glaube hier nur Eine Straße vor mir zu sehen; — und diese ist die Hauptstraße, die, wie man mir sagte, noch durch zwei Grenzstationen führt."

„Es gibt einen kürzern Weg," erläuterte die Wirthin. „Wenn Ihr auf dieser Hauptstraße, beim Thorweg hinaus, fortfahrt, zeigt sich, ungefähr eine Viertelstunde aufwärts, ein kleiner Holzweg. Den schlagt ein, er ist nicht so schlecht, als man beim ersten Anblick meinen sollte; bis gegen Abend bringt er Euch in ein kleines Dorf, Grundingen; dort grüßt die Wirthin von mir. Sie wird Euch freundlich aufnehmen, wir sind Geschwisterkinder. Von Grundingen aus biegt sich der Weg bei einer klei-

nen, alten Marterſäule rechts, immer rechts, ſo daß Ihr nicht fehlen könnt. Und mit Euren Pferden ſeid ihr morgen Abend in Lenau. Wenn Ihr über Lenau fahrt, erſpart Ihr jene zwei Grenzſtationen, die Ihr auf der alten Heerſtraße hier zu paſſiren hättet, und findet freundliche, reinliche Herbergen. Seid Ihr ein Mal in Lenau, ſo gelangt Ihr, wie geſagt, in ein Paar Stunden auf die Hauptſtraße nach Polen, wodurch Ihr alſo im Ganzen nur gewinnen könnt."

„Ich bin's zufrieden," ſprach Iwan ſchmunzelnd. „Alſo, wenn ſie uns die Zeche erläßt, Frau Wirthin."

„Woran denkſt du? was ſprichſt du?" fiel ihm Amalie in's Wort. „Frau Wirthin! wir ſind, dem Himmel ſei Dank, im Stande, ſie zu befriedigen."

„Mein Fräulein!" ſchnitt ihr Iwan barſch das Wort vom Munde ab, — „Sie können das hochfahrende Weſen noch immer nicht laſſen. Wer ſagt Ihnen denn, daß wir Ueberfluß haben? Es kommt erſt darauf an, was von den Verwandten, in Bezug auf die Erbſchaft beſchloſſen wird. Wir müſſen ſparen, wir ſind noch lange nicht am Ziele."

„Schweig!" ſprach Amalie, vom Zorn gegen den frechen Diener übermannt.

„Hehe! ſo gebieteriſch, meine Schönſte?“ höhnte Iwan; „wir fahren über Lenau.“

„Frau Wirthin!“ ſtammelte Amalie, von der unerhörten Rohheit betroffen, „ſage Sie doch: dürften wir auf dem einſamen, abgeſchiedenen Wege nichts befürchten? Iſt es auf dieſer, gewiß ſelten befahrenen Seitenſtraße auch ganz ruhig und ſicher zu reiſen?“

„Verlaſſen Sie ſich darauf, junge Herrſchaft!“ erwiederte die Wirthin, „die alte Hauptſtraße ſelbſt, auf der Sie kamen, wird eben auch nicht häufig befahren, ſeitdem die neue Landſtraße drüben angelegt iſt.“

„Himmel und Hölle!“ ſchalt Iwan. „Frau Wirthin, wo ſind die Kiſten? — Um Ihre Meinung oder Beſorgniß, mein Fräulein, wird Niemand fragen.“

Die Wirthin brachte, mit Hülfe einer alten Küchenmagd, die drei Kiſten. Iwan band ſie außen auf dem Feurgen feſt; ſie lagen über der Lederdecke, auf den beiden langen hölzernen Seitwänden des Kaſtens auf.

„Steigen Sie ein, mein banges Fräulein!“ ſprach er nach beendigtem Geſchäft. „Adieu, Frau Wir-

thin!“ Emilie und Jean nahmen hierauf ihre Plätze unter dem Verdache ein und fuhren fort.

IV.

„Wo nur unſere Cameraden bleiben!“ ſprachen die Räuber unter einander; der Hauptmann hüllte ſich in ſeinen Mantel und ging auf dem, vom Nachthau bereiften Raſenfleck im Walde auf und nieder. „Es iſt eine alberne Geſchichte,“ hob er mit vieler Gravität an; „ich wette, die ganze Beute iſt des vielen Hoffens und Harrens nicht werth.“

„Es iſt zum Abend geworden,“ ſprach einer der Geſellen; „der Wagen kann uns nicht entgehen.“

„Peter! Peter!“ pfiffen mehrere durch einander.

Peter kam; blaß und entſtellt. „Wo bleibt dein Cameraden Blaſius?“ fragten die Andern.

„Er kommt zu Wagen,“ bedeutete Peter geheimnißvoll.

„Wie ſo? wie ſo?“ drängten die Geſellen.

Peter wehrte die Zudringlichen von ſich ab und ſprach denn keuchend und huſtend: „Kommt mir

nicht ſo nahe. Wißt Ihr denn nicht, daß ich den Tod im Leibe trage? Im Halſe ſitzt er, wie ein ſchlauer Henker, und ſo blieb's mir doch nicht aus, was mir einſt prophezeiht wurde, daß mir die Schwerenoth an den Hals kommen würde."

„Schwindſüchtiger Lümmel!" lachten die Andern.

„Ich dachte, es wäre der Strick!" fuhr Peter fort, „der mich einſt kitzeln würde. Mein Seel'! der Mord iſt mir eben in die Kehle gegleitet. Ich muß ihn im Trunk bekommen haben; ſo etwa wie man junge Krötenbrut oder Schlangenlaich im Sumpfwaſſer hinabſäuft. Alſo ich habe ihn, oder vielmehr, er hat mich!"

„Der Kerl iſt verrückt geworden," zürnte der Hauptmann. „Ich ſagte es immer, er würde noch ein Narr; denn die feige Memme bekam manchmal Convulſionen, wenn ſie Blut ſah. Und doch war der Kerl in ſeinen jungen Tagen ein wahrer Metzger, ein Virtuoſe unſeres Handwerks. Peter! was haſt du? du huſteſt ja, als ob du alle deine Sünden heraushuſten wollteſt. Seht ihn an, wie der Schlingel ganz grün und blau im Geſichte wird."

„Ich muß den Tod geſoffen haben!" kreiſchte Peter, ſich unruhig geberdend; kalter Schweiß ſtand

ihm auf der Stirne. „Hinweg, du weiße Kreide, die meine Sünden verzeichnet!“

„Er redet irre,“ sprachen die Räuber und wendeten sich von ihm.

Der Hauptmann, ein hart gesottener Verbrecher, trat aber scharf vor ihn und redete ihn rauh an: „Peter! wenn du mit deinen Alfanzereien nicht aufhörst, lass' ich dich erschießen; du machst meine rothesten Bursche bleich.“

„Lass't das Erschießen, Hauptmann!“ stöhnte Peter, „er kitzelt mich ohnehin.“

„Wer?“ fragte der Hauptmann.

„Wer? dumme Frage! der Tod!“ erwiederte Peter. „Und wisst Ihr,“ fuhr er, gegen die Gesellen gewendet, fort, „warum der Blasius nicht kommt? das will ich Euch sagen. Ein alter, eisgrauer Mann hat ihn erschlagen.“

„Was?“ schrien die Räuber unisono. „Ein alter Mann? . . den stämmigen Blasius? . . Nicht möglich! . . Und du warst dabei? . . und du halfst deinem Spießgesellen nicht?“

„Nicht doch!“ verbesserte Peter, sich den Schweiß von der Stirne trocknend. „Ich habe mich im Ausdrucke geirrt. Er hat den alten Mann erschlagen.

Ja, Ja!“ ſchaut mich nur an. Starrt, was ihr könnt! Ich ſtand dabei und leuchtete, und der alte Mann hatte ſo ein ſchneeweißes Haar! Wie er niederſank, blies er uns beide an, den Blaſius und mich. Da haben wir nun die Beſcheerung. Ich habe ſie beide zuſammen verborgen. Oh! der Alte hatte ſo ein ſchneeweißes Haar. Helft mir! ich ſehe ihn eben, wie er ſich wieder erhebt und aus dem Wagen unter der Decke hervorguckt und ſeine dürren Finger hervorſtreckt. Mir in den Hals, tief in den Hals. Helft! — ich erſticke! — —“

Er ſank kraftlos nieder. Die Geſellen traten nicht ohne Schauder zu dem ſiechen Verbrecher näher, der ſich auf dem kalten, nebeldampfenden Raſen, noch vom Krampfe geſchüttelt, wieder etwas erhob.

„Ich will Euch noch etwas vertrauen, „keuchte er, kaum hörbar. „Wäre ich ein Katholik, wollt' ich Euch als Beichtväter anſehen und Ihr müßtet mir vergeben. Aber in's Teufelsnamen, Ihr könnt mir nicht vergeben. Wehe mir! denn der Alte ſtreckt ſeinen dürren Arm inzwiſchen mich und die Gnade ..... Der eisgraue Mann, den Blaſius erſchlug, ſah gräulich aus. Ich konnte ihn mit keinem Fin-

ger berühren, als bis er todt war. Früher hin, da ich noch ein Bube war, da war's freilich anders. Da ich noch ein Bube war, habe ich ſelber einen eisgrauen Mann erſchlagen; das war mein erſtes Kunſtſtück."

Es war, als ſchnürte es ihm die Kehle zuſammen. Sein altes Siechthum ſtreckte ihn am Boden lang aus; er lallte noch einige unverſtändliche Worte, röchelte, ſchnappte nach Luft und verſchied unter Zuckungen.

Eine geraume Weile ſtanden auch die beherzteſten Geſellen der Bande lautlos an ſeiner Leiche herum. Der Hauptmann brach zuerſt das grauenvolle Schweigen mit dem Commando: „Werft das Aas in den Sumpf."

V.

Amalie und Ivan fuhren am zweiten Tage nach jenem verhängnißvollen Nachtquartier bereits tief am Abend gegen Lenau zu. Der Weg führte über eine große Haide, die ſich öd, unfruchtbar, wie ausgeſtorben, ziemlich weit ausbreitete, vom fernen

Saum eines Waldes eingefaßt. Niederes Krüppelholz zeigte ſich zuweilen in ärmlichem Anflug. Ganz fern konnte man den Kirchthurm von Lenau gewahren.

„Welch einen widerlichen Moderduft jagt der ſcharfe Luftzug!“ rief Amalie ſchaudernd; „mir iſt, als ſchwebte Grabesluft rings um uns her.“

„Seltſame, ſentimentale Einbildung!“ erwiederte Iwan lachend. „Ich habe doch auch eine Naſe, rieche aber nichts, als höchſtens wie von faulen Eiern. Die Wirthin wird eine unredliche Händlerin geweſen ſein und den guten Lenauern ſchlechte, nichtsnutzige Waare zuſchicken.“

„Iſt mir doch, — . .“ ſprach Amalie, nachdem ſie ſchweigend eine gute Strecke weiter gefahren war, — „als walle Verweſungsduft! Gräßlich, gräßlich! Sie war bleich geworden, wie eine Sterbende.

„Zimpferlichkeit! nichts weiter!“ rief Iwan. „Damit Sie aber ſehen, mein hochadeliches Fräulein, daß ich mehr Zartgefühl habe, als Sie mir zutrauen, ſo will ich Ihnen zu Ihrem Ruhen und Frommen meine Tabakspfeife anbieten. Machen Sie ungenirt Gebrauch davon. Wie? nicht? — Sind Sie doch eine Ruſſin, meine ſchönſte Gräfin! — abgehärtet,

gar abſonderlich männlich in allen Ihren Wünſchen und Verſähen. Wollen Sie von meinem Anerbieten nicht Gebrauch machen? Nun denn! ich will kein Mittel unverſucht laſſen, mich Ihnen zu verbinden. Ich zünde mir alſo ſelbſt die Pfeife an; der ſcharfe Geruch meines Tabaks wird ſeinen ekelhaften Rekenbuhler wohl aus dem Felde ſchlagen."

Er that, wie er verſprach, und wirklich wurde der unerklärliche Moderduft, den auch er verſpürt hatte, in etwas gedämpft. Sie fuhren wieder eine gute Strecke weiter.

„Sehen Sie dort den zierlich gemauerten Altar?" ſprach Iwan.

„Was meinſt du?" fragte Amalie.

„Dort!" fuhr Iwan fort; — „ſehen Sie ihn denn nicht? ich meine den Rabenſtein auf dem kleinen Hügel, mitten in der weiten Ebene. Jetzt ſind wir ihm auf Büchſenſchußweite nah."

„Gräßlicher Anblick!" ſtammelte Amalie, leiſe bebend vor Schauder.

„Was für eine luſtige Geſellſchaft ſich's dort bequem macht," ſprach Iwan, in abgebrochenen Zeiträumen, ſtarken Tabaksdampf vor ſich hinblaſend. — „Raben! — Raben! — .. Freilich, was wäre

auch ein Rabenſtein ohne Raben!? — .. 's iſt ein hungriges Volk; — .. flattert hin und her, will ſchmauſen.“

„Treibe die Gäule ſchärfer an, Iwan!“ flehte Amalie. „Eile, daß wir vorüber kommen. Mir graut vor den wüſten Vögeln, vor dem abgeſchiedenen, blutigen Ort.“

Iwan hieb mit der Peitſche, ernſt und ſchweigend, auf ſeine alten, magern Pferde, daß ſie ſchneller tratteten. Er ſtarrte wie bewußtlos in die blauen Tabakswolken, die er vor ſich hin trieb. Amalie hüllte ſich dicht in ihren Mantel. Es war ganz ſchweigſam auf dem Haidwege; das Gehumpel des Wagens allein unterbrach die abendliche, unheimliche Stille. Sie waren eilig vorüber gefahren und hatten den Schreckensort bereits hinter ſich, da ſauſ'te und ſchwirrte es plötzlich über'm Vordach, ob den Häuptern Amalien's und Iwan's; wiederliches Krächzen webte und wallte dem letztern dicht um die Ohren.

„Was iſt das?“ ſchrie Iwan aufgeſchreckt, blaß wie der Tod; die Pfeife fiel ihm aus dem Munde, als er zum Dache heraus zurück ſah und den Wagen der ganzen Länge nach von den krächzenden, hungernden Raben beſetzt ſah.

„Hinweg! hinweg!“ ſchrie er, blind mit der Peitſche zurückhauend; „hinweg, ihr Verräther! Liſtiges, prophetiſches Volk, hinweg! ihr ſollt nichts verrathen; in's .... Hott! hott! tummelt euch, verfluchte Mähren, daß wir von dem vermaledeiten Platze wegkommen, und wenn euch in der Herberge die Rippen entzwei brechen ſollten, rennt! zieht und rennt im Galopp.“

Sein Geſicht war gräßlich verzerrt, wie von Angſt, Verzweiflung und Entſetzen. Er hieb auf die Gäule mit ſo gewaltigen Streichen, daß die alten, halblahmen Thiere, wie vom Teufel geſagt, zu galoppiren begannen und über Stock und Stein ſetzten.

„Gott! was iſt das?“ lispelte Amalie; „mir graut. Ein ſchweres Geheimniß ſcheint der Wind aus den Furchen der Erde zu ſteigen.“

„Der Satan ſteigt aus der Erde,“ brummte Iwan, „blutroth! Das hölliſche Galgengeſchmeiß, das ſich vom Aaſe mäſtet, folgt uns, wie eine Eskorte. Es wird uns noch alle verderben. Von hinnen, Gezücht, von hinnen!“

Er ſchlug zu wiederholten Malen mit der Peitſche zurück; die Raben aber waren nicht abzutreiben.

Sie ſchlugen zwar, durch die Hiebe etwas aufgeſchreckt, mit den Flügeln um ſich hin und hüpften empor, ſetzten ſich aber dann wieder ganz gemächlich, wie ſchwertrunkene Leichenbitter, nieder. Jeden Peitſchenhieb Iwan's begleitete ein vielſtimmiges, widerwärtiges Krächzen.

Im immerwährenden Galopp wurde endlich das Städtchen Lenau erreicht. Das ſeltſame Fuhrwerk, der ängſtliche Iwan, der aufrecht ſtehend im ſtärkſten Galopp immer hinter ſich mit der Peitſche hieb, das unausſtehliche, laute Krächzen der Raben, welche auf dem Kaſten des Fourgons ſaßen und mit den Flügeln flatterten, und die Köpfe aufwärts ſtreckten; — alles zuſammen verſammelte eine Menge Leute in dem ſonſt ziemlich öden Städtchen an den Fenſtern, unter den Hausthoren und auf der Straße.

Als der Wagen in den Hof des Gaſthofes rollte, wurde er ſogleich von einer neugierig gaffenden Volksmenge umſtanden. Amalie ſtieg vom Wagen; Iwan war ſchon vor ihr, in ſolcher Eile herabgeſprungen, daß er ſich beinahe verletzt hätte. Die Pferde keuchten und ſchnaubten. Einige Polizeiſoldaten von der Grenzwache, die ſich in der Volksmenge befanden und denen das Schauſpiel ſeltſam und verdächtig

vorkam, ſuchten das Volk zu zerſtreuen und veranſtalteten eiligſt eine Inquiſition des unerwarteten Ereigniſſes. Amalie war indeſſen in ein Gaſtſtübchen gegangen, Iwan ſtand, zitternd am ganzen Leibe, im Stalle und ſchirrte die Pferde aus.

Ein vielſtimmiges Geſchrei drang zu ſeinen Ohren. Der Polizeiſergeant hatte ſeinen Schlupfwinkel ausgewittert und holte ihn zum Wagen.

„Wer hat die Contrebande zur Fracht übergeben?“ donnerte der Sergeant den betroffenen Iwan an, und wies auf die drei Kiſten, die man vom Wagen gehoben und geöffnet hatte und worin Contrebande enthalten war.

„Contrebande?“ fragte Iwan überraſcht. „Die Wirthin an der jenſeitigen Grenze erſuchte mich geſtern morgens, ihr dieſe drei Kiſten hieher zu beſorgen. Sie gab mir den Inhalt als Victualien an.“

„Ausflüchte! Was iſt in dem Wagen ſelbſt?“ fuhr der Polizeiſergeant in ſeiner Inquiſition fort. „Du zögerſt? Allons, Freunde! brecht den Wagen auf.“

Die Handlanger der Gerechtigkeit machten ſich eilig an's Werk. Ein gräßlicher Verweſungsduft drang ihnen entgegen.

„Herr Sergeant!“ rief Iwan, der ſich von ſeinem paniſchen Schrecken ermannt hatte, „ſehen Sie gefälligſt in dieſen Papieren nach; Sie werden darin über den Zweck meiner Reiſe und den Inhalt des Fourgons genügendſte Auskunft finden.“ Er überreichte ihm das Certificat. Der Polizeiſergeant nahm es mißtrauiſch und begann zu leſen.

Indeß hatten die Soldaten den Fourgon erbrochen und zogen zwei Leichen daraus hervor, die bereits in Verweſung übergingen, die des ermordeten Hausknechts und des Räubers Blaſius, der ſich in der eigenen Falle gefangen hatte und, auf ſeinem Opfer liegend, erſtickt war. Die Raben hatten ſich, wie neugierige, zudringliche Zuſchauer, auf den Dächern ringsumher niedergelaſſen und flatterten und krächzten unaufhörlich. Ein Schuß eines Polizeiſoldaten vermochte ſie nicht abzutreiben.

Die Menge prallte vor dem gräßlichen Fund im Wagen zurück. Man erkannte augenblicklich den Hausknecht und zwei Polizeiſoldaten beſtätigten, nach der Beſichtigung von Blaſius Leiche, daß dieſelbe wirklich die todte Hülle des berüchtigten Räubers und Gauners ſei, der ſo lange die ganze Umgebung beunruhigt hatte, der ſchon zwei Mal eingefangen

worden und immer wieder durch List aus dem Arrest entsprungen war. Der herbeigeholte Bezirksphysikus erklärte, nach augenblicklicher Todtenschau, daß der Räuber durch Ersticken getödtet worden. Man untersuchte die Kleider desselben und fand ein breites Messer, und nach Besichtigung der Stichwunde, durch welche der Hausknecht getödtet worden, erklärte der Physikus, sie sei durch das, bei Blasius gefundene Mordinstrument hervorgebracht worden.

„Was ist in der langen Kiste?" fragte der Physikus weiter, nachdem man die beiden Leichen hinweggeschafft hatte, denen die Raben im langen Zuge folgten.

Der Sergeant gab Iwan sein Certificat zurück und kommandirte, man solle die Kiste zur Besichtigung in eine besondere Stube des Gasthofes bringen. Das Volk, welches sich, so wie die Polizeisoldaten und Iwan selbst, über den Zusammenhang der Begebenheiten hinsichtlich der beiden Leichen vergeblich den Kopf zerbrach, wurde entfernt. Die Kiste holte man aus dem Fourgon; Amalie wurde eingeladen, bei Eröffnung derselben zugegen zu sein. Der Physikus, der Sergeant und Iwan begaben sich nach

zer Stube, worin die Eröffnung der Kiſte vorgenommen werden ſollte; vor dem Eingange derſelben wurden zwei Polizeiſoldaten als Wache geſtellt.

VI.

Ungefähr fünf Werſte von Amaliens Stammſchloß, eine kleine Strecke von der Heerſtraße, breitet ſich mitten in einem dichten Gehölz ein verrufenes, fahles Plätzchen aus, zu drei Seiten vom dunklen, unfreundlichen Wald umſäumt. In der Ferne bietet eine Lichtung des Waldes über einer niedern kluftigen Steinwand die Fernſicht auf das Schloß.

Iwan hatte ſeinen Wagen auf dem verſteckten Holzweg, nicht weit von dem verrufenen Ort, ſtehen gelaſſen und kniete neben Amalie, welche, ſo wie er, die gefalteten Hände erhob und betete.

Iwan betete alſo:

„Heiliger Nikolaus! das bitte ich dich, daß du es mir geſegnen mögeſt und nicht zum Uebles anrechnen, und darum will ich dir von einem Theil des Goldes, was ich hiedurch verdient habe und

noch empfangen werde, eine neue Biſchofsmütze aufſetzen. Siehe! ich habe nun alles gethan, um meine Rache wie ein guter Chriſt zu ſättigen. Nebſtbei weiß ich ja auch, was uns armen, bettelhaften Menſchen allen die Pflicht der Selbſterhaltung gebietet; und ſo wirſt du es nicht unbillig finden, daß auch ich mir eine kleine Habe erworben und zurückgelegt habe. Und ſo wolle du mir gnädig nur meine eigenen Sünden anrechnen und vergeben; um die fremden kümmre ich mich nicht. Sieh', ich habe ja alles gethan, um mir den Erlaß ſelbſt meiner künftigen Sünden zu verdienen. Ich that dir heimlich in der Kirche einen Eid, bevor ich dieſe gefährliche, lange Reiſe antrat; — den Eid that ich und gelobt' ich dir: ich wollte, wenn du mich gnädig vor Unfall ſchützen würdeſt, das Mädchen hier, das mir doch verkauft ward, ihren Geburtsort wieder ſchauen laſſen. Siehſt du, Sankt Nikolaus! der Eid iſt nun buchſtäblich erfüllt und ich bin deſſen ledig. Amalie hat ihren Geburtsort wieder geſchaut. Mehr hab' ich dir nicht verſprochen, Schutzpatron, und ſo ſei es!"

Amalie beſchloß ihr heißes, inbrünſtiges Stoßgebet mit folgenden Worten:

„Nach deinem Willen geſchehe, Herr Gott! himmliſcher Vater! Erbarmer! Vater droben! Du haſt mich beſchützt, als mich das Verbrechen, das Gräßliche, ſo oft tödtend umgab; nun iſt es dein Rathſchluß, daß ich ſterbe, und ich will nicht murren. Nur eins flehe ich noch zu dir, ſchütze die theuern, irdiſchen Reſte meines Vaters du jetzt ferner vor Frevel und Mißhandlung. Herr! dir lebe, dir ſterbe ich, dir befehle ich meine Seele!"

„Biſt du fertig?" ſprach Iwan, der indeſſen aufgeſprungen war, und riß Amalie von den Knieen empor: „Haſt du Reu' und Leid gemacht? Es iſt Zeit, daß du aufhöreſt mir läſtig zu ſeyn. Ich hoffe, dir zum gebührenden Dank für deine frühere Sprödigkeit die Reiſe bis hieher ziemlich vergällt zu haben, denn du wirſt mich doch nicht für ſo thöricht halten, daß ich jetzt noch immer den verzweifelnden, gegen mich ſelber wüthenden Liebhaber machen ſoll. Wenn ich noch ein Intereſſe für dich hatte, ſo war es nicht mehr das der Liebe oder . . . Luſt; nein, es war nur die Luſt, dich durch Liebe zu quälen. Und dieſe Luſt von meiner Seite war gewiß nicht ſo unmanierlich, als der Hochmuth

von deiner Seite gegen mich, den alten Gespielen deiner Kindheit, der freilich vom Adoptivsohn des alten ..... zum Diener avancirte. Erkenne jetzt den Herrn in mir. Und wer bist denn du? Ein Weib! ein Weib! Es ist nichts, was größerer Missethat fähig wäre, als ein Weib. Es gibt Weiber, die mit zehn Gedanken in einer Sekunde spielen, die so ernst sind, daß ein Mann sich durch dreifache Rache stählen muß, um einen davon in Monaten auszuführen. Du selber, wie du so engelrein dastehst, geschminkt von der Todesangst, gleissend, als ob der Engel der Wahrheit ein Lügner wäre in Vergleich zu deinen blauen Augen. Du trägst so gräßliche Keime in dir, daß du vor dem noch zitterst, was du noch nicht völlig weißt. Ich bin überzeugt, daß alle deine Tugend wie ein Aschenhaufen durch einen Windstoß zersplittert werden könnte. Gedenkst du noch an den Alten, wie er mit gutmüthigem Lächeln die letzte Arznei aus deinen Händen empfing? . . ."

Amalie stieß einen Schrei aus und drohte ohnmächtig umzusinken. Iwan weidete sich an ihrer Qual und sprach dann: „Nichts kann mich überzeugen, daß du wirklich unschuldig seiest. Die Hast,

mit der du die Reiſe betriebſt, die mehr als kindliche Sorge um die Leiche macht dich verdächtig. Geſetzt ſelber, du hätteſt den Heiltrank nicht vergiftet, der Apotheker hätte ihn nur fehlerhaft gemiſcht, ſo daß er tödtlich wirken mußte; — ſiehe! das machte dich alles nicht minder ſtrafwürdig. Du warſt ein Mal das Werkzeug, aus deiner Hand empfing er den Tod. Für ihn iſt es nun gleich, ob du davon wußteſt oder nicht; du gabſt ihm doch den Trank! — Doch genug! Ich hoffe, du kannſt nicht ruhig ſterben! Es iſt Zeit, du darfſt nicht länger leben. Meine Gäule ſcharren im Holzweg. Schlag noch ein Kreuz und bete noch einen frommen Spruch. Knie nieder!"

Amalie kniete nieder; Iwan drehte langſam und behaglich aus einem Strick, den er aus der Taſche hervorzog, eine Schlinge.

„Halt! oder du biſt des Todes!" donnerte aus dem Gehölze eine gewaltige Stimme, als Iwan eben näher zu Amalien treten wollte, um ſie zu erwürgen. Ein ſtattlicher Jäger ſchritt eilig auf ihn zu, mit der Flinte auf ihn ſcharf zielend, den Zeigefinger der rechten Hand auf den Drücker des Gewehrs gelegt.

„Bekenne! wer bist du? wer ist dieses Mädchen, dessen Ermordung nur mein zufälliges Dazwischentreten hinderte?“ fuhr der Jäger in seiner drohenden Stellung fort. „Laß das Mädchen los und bekenne! — oder meine Kugel sitzt dir mit der nächsten Sekunde im Herzen.“

„Welches Recht gibt's hier, zu fragen?“ stammelte Iwan mit einer Mischung von Wuth, Trotz und Grauen. „Bei'm gerechten Richter!“ rief er nach einem kurzen Sinnen: „dieses Jägers Stimme ist mir nicht unbekannt. Ja, bei'm Teufel! ich kenne sie seit lange. Es ist Basil's Stimme! Seine verhaßten Züge muß ich wiedersehen!“

„Iwan!“ schrie Basil entsetzt auf und faßte das Mädchen näher in's Auge; „Amalie! Ja du bist's, dieselben Züge, wie einst des kindlichen Engels, und jetzt in eines Mörders Faust dein Leben? — Iwan!“ donnerte er dem Frevler mit furchtbarer Stimme zu: „Bekenne! schau, mein Flintenlauf mündet gerade gegen dein Herz, noch ist der Hahn gespannt, die Kugel harrt nur meines Gedankens!“

„Den Tod fürcht' ich nicht;“ sprach Iwan kalt-

blütig und stellte sich näher vor Basils Mordgewehr, „aber weil ich weiß, daß es dich quälen wird, alter Spießgeselle, philantropischer Bruder, so will ich dir alles beichten. Es ist mir, nun mein Werk im Moment des höchsten Gelingens scheitert, eine eigene Lust, mir selbst die ganze Reihe von Thaten wieder vor's Gedächtniß zu stellen; denn die Todten werden doch nicht wieder lebendig, aber den Lebenden wird sich doch mindestens der Tod in den Nacken krallen, und wenn er auch diese eine verschonte, (er zeigte auf Amalie, welche sich an Basils Brust geflüchtet hatte) so bin ich doch gewiß, daß er dafür zwei andere Weiber erfassen wird."

Er berichtete hierauf dem bang und entsetzt aufhorchenden Basil die höllischen Pläne von Amaliens beiden Großtanten, Marina und Alexia, um das höchst bedeutende Vermögen ihres Vetters Nikolaus (Amaliens Vater) auf dem rechtlichen Weg der Erbschaft an sich zu bringen. Sie hatten an Iwan, der gegen seinen Wohlthäter und dessen Tochter einen unversöhnlichen Haß im Herzen trug, anfänglich aufgetragen, das Testament zu Amaliens Gunsten zu entwenden. Als dieser Anschlag von Nikolaus entdeckt worden war, wußten die goldhungernden,

alten Damen kein andres Mittel mehr, als Nikolaus und Amaliens Tod. Sie überſandten Iwan in einem Briefe ein langſam tödtendes Pulver, durch deſſen Kraft Nikolaus einige Monate lang dahin ſiechte und endlich ſtarb. Selbſt die Arzneien hatte Iwan vergiftet. Die letzte Arznei hatte der Kranke von ſeiner Tochter bekommen, bald nachdem er jene genoſſen, ſtarb er, und der Arzt, der den Leichnam beſichtigte, ſchüttelte ſehr bedächtig und ernſt den Kopf. Iwan ſchürte, um Amaliens Seelenfrieden zu tödten, den Verdacht in ihre Bruſt, daß die letzte Arznei fehlerhaft bereitet geweſen; er erſchütterte die unglückliche Tochter ſtets mit den Sophismen, daß ſie Urſache des Todes war. Deßhalb drang er in ſie, die ſchnelle Abreiſe zu betreiben, indem er ſie durch die Möglichkeit einer gerichtlichen Unterſuchung ſchreckte. Die Leiche, bei deren Sektion er den Proſektor durch Geld zum Stillſchweigen vermocht, mußte er, als Pfand der That, zu den Großtanten auf das Schloß bringen. Amalie wollte die Leiche nicht verlaſſen, aus Beſorgniß und kindlicher Liebe. Amalien ſelbſt, deren Tod ihm gleichfalls dringend aufgetragen war, vor oder während der Reiſe zu ermorden, hatte der abergläubiſche Verbre-

cher nicht gewagt, weil er vor Beginn der Reise fürchtete, St. Nikolaus, der Namenspatron des Ermordeten, könnte, wenn er auch die Tochter, bei Erfüllung der letzten kindlichen Pflicht ermordete, durch irgend ein Mirakel den gräßlichen Frevel verrathen. Deßhalb hatte er dem Namenspatron St. Nikolaus vor der Abfahrt mit einem heimlichen Eide in der Kirche gelobt, Amalie sollte ihre Heimath wieder schauen, wenn er (Iwan) die Leiche unversehrt und ohne Unfälle an den Bestimmungsort überbrächte. Diesen Eid habe er nun in schlauer Wortbedeutung umgangen und gelöst.

„Gräßlich! gräßlich!“ stöhnte Basil, nachdem er das vollständige Gewebe der Frevel vernommen hatte. Mit einem gewandten, kräftigen Griff entriß er dem Frevler, der seine Nachrichten, ganz versunken in höllische Schadenfreude, erzählt hatte, die mörderische Schlinge und warf sie ihm um den Hals. „Das geringste Widerstreben,“ donnerte er ihm zu, „und zweifacher Tod trifft dich! Zeige uns den Weg von diesem Platze hinweg zu dem Ort, wo der Wagen mit der theuren irdischen Hülle des Verblichenen harrt.“

Iwan ging, von Basil wie ein Hund am Strick

geführt, immer noch von dem gespannten Hahn des Jadgewehrs bedroht, zähneknirschend voran. An Basils Seite schmiegte sich die zitternde Amalie, der vor dem Abgrunde des Verbrechens schwindelte, welcher sich plötzlich und unerwartet ihren Blicken enthüllt hatte. Endlich gelangten alle drei auf den Holzweg, wo der Wagen mit Nikolaus Sorg stand, eine kleine Strecke von der Hauptstraße entfernt.

Mit flämmiger Gewandtheit faßte Basil den Verbrecher, fesselte ihn an Händen und Füßen und band ihn, wie erlegte Jagdbeute, auf den Rücken des Sattelgauls, setzte sich hierauf mit Amalie unter das Vordach des Fourgons, wandte denselben vom Wege zum Stammschloß um und lenkte ihn gar bald auf einen von der Hauptstraße rechts gelegenen Seitenweg, der zu seinen in geringer Entfernung gelegenen Gütern führte, von welchen ihn der Zufall heute, wie öfters, auf die Jagd in jenes Revier gebracht hatte, wo er den reißenden, hungernden Wolf im Moment fing, da dieser sein Opfer erwürgen wollte.

„Fürchten Sie nichts mehr, geliebte, theure

Freundin!“ sprach er zu Amalie. „Gott sieht auf uns! O wahrhaftig, das ewige Auge ist noch nicht erblindet!“

„Mein Retter, mein Engel! Freund meines Vaters, Bruder meiner Kindheit!“ stammelte Amalie, von einem Strome verschiedenartiger Gefühle erschüttert. Thränen des Dankes, der Wehmuth, der Liebe entrannen ihren Augen. Sie verbarg ihr Gesicht an der treuen Brust des schützenden Freundes.

VII.

In einer Straße Moskaus begegneten sich zwe Fuhrwerke, Karren der schlechtesten Art, mit seltenen Passagieren beladen. Eine Kosakeneskorte umgab jeden derselben. Auf dem einen saßen zwei alte Frauen in schlechten Kleidern, die grauen Haare hingen unordentlich über die Stirne herab. Auf den runzligen Wangen der Weiber waren noch Spuren aufgelegter Schminke zu gewahren, ein seltsamer Widerspruch zu den schweren Ketten, mit de-

nen ſie an Händen und Füßen gefeſſelt waren. Auf dem andern Karren ſaß ein wüſter Kerl, mit gleichgültig ſtarrenden Augen, ſchwer gefeſſelt. Augenſcheinlich kam er von der Knute. Seine Naſe war aufgeſchlitzt und Blut überſtrömte ſein Geſicht. Die Karren konnten ſich in der engen Straße geraume Zeit nicht ausweichen. Die Koſaken fluchten, Iwan aber, es war der Gefangene auf dem einen Karren, fand dadurch Gelegenheit, die Damen auf dem andern Fuhrwerk in Augenſchein zu nehmen. Er erkannte Marina und Alexia.

„Guten Abend, meine ſchönen Gräfinnen!“ rief er; „Sie haben ſich heute zu ſchminken vergeſſen. Wie Sie ſehen, könnte ich Ihnen mit Roth, mit Blut oder Striemen aufwarten. Wohin geht die Reiſe?“

Die beiden Verbrecherinnen antworteten nichts und ſenkten in ſtiller Wuth die Blicke zu Boden, als fürchteten ſie Iwan's Augen zu begegnen.

„Muth, meine Damen!“ ſprach Iwan höhnend, mit teufliſchem Ingrimme; „ich hoffe, Sie werden nur auf Lebenszeit in Schlüſſelburg Ihre Reſidenz aufſchlagen. Was mich betrifft, ſo habe ich

beſchloſſen, in Begleitung dieſer meiner werthen Freunde, der allerliebſten Koſaken, eine kleine Luſtreiſe nach Sibirien zu unternehmen, um mir dort in den Goldbergwerken den Lohn auszugraben, den Sie mir nicht bezahlten. Der Teufel hole alle Milde und Gnade. Ich wollte, daß wir alle drei lieber mit dem Henker Bekanntſchaft angeknüpft hätten, ſtatt dieſer Gnade, die uns auf Fürbitten Baſils und ſeiner Frau, des Mühmchens Amalie, zu Theil ward. Haben Sie nie ein Buch von einem gewiſſen Kotzebue in die Hände bekommen, meine Gnädigſten? Ich fand es in der Bibliothek des ſeligen Grafen Nikolaus. Es heißt: das merkwürdigſte Jahr meines Lebens, und handelt von einer ähnlichen Schlittenfahrt. Ich bin geſonnen, eine Fortſetzung zu ſchreiben und werde ſie Ihnen dann zuſchicken, meine liebenswürdigſten Damen, damit ſie in Schlüſſelburg, oder wo Sie ſonſt immer Ihre Reſidenz aufſchlagen, keine Langeweile zu leiden haben. Der Henker hole die Gnade und Milde; der Henker hole den Henker, daß er uns nicht ſelbſt holte. Wollen Sie mir nicht bald wieder ein Liebesbriefchen mit weißem Pülverchen ſtatt des Streuſandes zuſchicken? . . . .“

Indeſſen hatten die Koſaken Rath geſchafft, die Karren auseinander zu bringen. Wie der Wind flogen ſie auf dem großen Platze an einander vorüber; rings um jeden Karren jagten auf ihren kleinen, wilden Roſſen, wie böſe Geiſter, die gräulichen Begleiter.

Herr Chamäleon.

Phantasiestück.

I.

Ein Poet — er hieß schlechtweg Herr Chamäleon — lag auf seinem Siechbette; sein farbloses Äußere strafte seinen Namen gleichwohl nicht Lügen; denn er war von einer schweren Krankheit, die ihn den ganzen Winter hindurch, wie in ehernen Banden, gefesselt gehalten hatte, so ohnmächtig und kraftlos geworden, daß er schier von nichts mehr lebte, als von der Luft. Er konnte keine stärkern Speisen vertragen, ohne sich seinen zarten Magen zu verderben, und daß die Luft, hauptsächlich aber die Stubenluft, nicht allzusehr sättige, darüber wird mir jeder Poet Zeugniß geben, der schon ein Mal auf die eben erwähnte Kost angewiesen war. Wie er nun auf dem Siechbette lag, entblößt vom Nothwendigen und Überflüssigen, kamen ihm etliche sonderliche Gedanken in den Kopf.

„Wie wäre es nun," dachte er, „wenn ich mit gesundem Leibe und mit froher Seele auf Berges-

höhen ſchweifen oder über Feld und Wald und Strom und Meer frei hinfliegen könnte, wie ein Vöglein? Ach! wie ich in meinen jungen Tagen noch ſtark auf den Beinen war, nicht als Söldner des ewig Todten und Unerquicklichen verknechtet, wie noch das ganze Leben wie ein buntes Bilderbuch vor meinen Blicken lag, und ich die Welt zu faſſen meinte, weil ich die Bilder in meiner Hand hielt! — damals, — ach! du ſchöne, goldene Zeit! warum kehrſt du nicht wieder? — damals hätte ich freilich vermocht, wie Adler und Nachtigall, feſſellos zu walten und zu fliegen. Nun iſt das alles längſt dahin. Ich bin ein Nachtfalter geworden, eine Biene eigner Art, die ſtatt des Honigs aus jeder Blume Gift ſaugen mußte. Mein Leben iſt farblos geworden. Es freut mich faſt nicht mehr, die Feder anzuſetzen um das tägliche Brod; wenn ich ſchreibe, ſo erquickt es mich höchſtens, mich ſelbſt bitter zu verhöhnen und die Welt mit mir; mich vor der Welt lächerlich zu machen, indem ich die Welt vor meiner eigenen Seele lächerlich mache. Es iſt auch nichts mehr in ihr, was die Thorheiten und den Jammer (der ja doch in der Welt ſein muß, weil wir ihn in der eignen Seele ſo lebendig

empfinden), was die Erbärmlichkeit der Welt, die ſich in uns ſpiegelt, mit heldem, balſamiſchem Odem überhauchen und erträglich machen könnte. Um alle Thorheiten und Jämmerlichkeiten, Erbärmlichkeiten und Pfuſchereien, Stelzbeine und Surrogate aufzuheben, nur allein in der kleinen Welt, die uns wie unſere eigene Lebensatmoſphäre umgibt, bedürfte es eines neu zu erfindenden Zaubers! — Das Alte, was ſich ewig wiederholt, wird ſtumpf (wir ſehen's im Weltregiment); das Neue könnte allein geſtalten oder tödten." —

Indem er dieß ſprach, überfiel ihn eben wieder ein namenloſer Leibesſchmerz, und er wand ſich, gepeinigt von ſeiner eigenen Ohnmacht, auf ſeinem Siechbette.

„Himmel und Erde haben mich verlaſſen," ſchrie er abgeſpannt, nachdem der Schmerz nachgelaſſen hatte; „Stürme haben die Blüthen abgeſtreift. Hinter meinem Rücken lauert, wie eine Schlange, der feindſelige Zauberfroſt und haucht mir in's Gebein und meine Seele muß vereiſen."

Er hob ſich mühſam von ſeinem Bette auf. Das Liegen in Ohnmacht verdroß ihn allgemach, er ſchlich zum Fenſter hin, um es aufzuſchließen, um ſeinen

ſtumpfen Grimm, der ihm in der Seele wühlte, den Hohn ſeines Selbſt in die Welt hinaus zu ſenden.

„Was iſt mit mir geworden?“ ſprach er, am Fenſter lehnend, unmuthig aus: „was hat mir die Welt gegeben dafür, daß ich mich ihr liebevoll hingab, daß ich mein Leben in tauſend Lieder zertheilte, und jedem, als meinem Ebenbilde, meine ganze Seele einhauchte?!“

„Guten Morgen!“ rief draußen vor dem Fenſter ein freundlicher Knabe, der ſich an das Geſimſe lehnte: „Trübſeliger Freund! warum ſendeſt du deine getäuſchten Hoffnungen, wie feindliche Heerſtürme in die blühende Welt hinaus? Weißt du wohl, daß die Blätter und Blüthen abfallen müſſen?“

„Thörigter Knabe!“ ſchalt Herr Chamäleon! „an einem Baume, dem dürren, grünt längſt kein Blatt mehr und hängt keine Blüthe. Hebe dich von hinnen und laß' mich ungeſtört mit deiner Neugier wie mit dem Anblicke deiner blühenden Wangen.“ — Er ſchlug das Fenſter zu.

„Bitte, bitte ſchönſtens, lieber Herr!“ rief der Knabe draußen: „Behandle mich nicht ſo unfreundlich! Siehe nur ein Mal heraus, wie fröhlich die

Natur ſich geſchmückt hat um unſertwillen. Da ſitzt eben ein Zeiſig auf dem Geſimſe deines Fenſters und von unten her rankt ſich ein treues Lieb herauf, das Immergrün."

„Nichts bleibt immer grün," ſeufzte Herr Chamäleon und ſchloß langſam wehmüthig das Fenſter wieder auf. „Siehe, du thörigter, leicht betrogener Knabe! ſiehe nur ein Mal: es iſt ein eitler Betrug, wenn ſich ein Kraut immer grün nennt. Bleibt doch die Jugend nicht immer grün; betrachte nur dieſe grauen Haare, du Knabe! als die Jugend noch grünte, waren ſie braun, nun färben ſie ſich nimmer und bleiben farblos wie meine Wangen."

„Liebſter Freund!" erwiederte der Knabe: „ich bin der Meinung, daß du doch eben wieder kindiſch wirſt; komm doch ein Mal, ſetze den Fuß vor die Thüre deiner Hütte, und wir wollen wieder ſpielen, wie es Kinder gern thun."

„Kinder mit grauen Haaren und Runzeln im Geſicht?" verſetzte Herr Chamäleon; „ei! das wäre ſeltner Art! Siehſt du meine Ohnmacht nicht? Wie? oder treibſt du Spott mit meinem kraftloſen Alter, daß du mir die Kraft zumuthen kannſt, einen Fuß vor die Thüre zu ſetzen, die Kraft, mich wieder des

Lebens zu erfreuen? Siehe, du thörigter Knabe, ich glaube, daß ich jetzt nicht ein Mal die Kraft mehr hätte, wieder zu lieben, geschweige erst die Kraft, ein neues Kinderleben zu beginnen."

„Ist es so schwer, zu lieben?" fragte der Knabe: „Ich bin unerfahren und liebe die ganze Welt. Du aber, als ein Poet mit grauen Haaren, scheinst zu wissen, was Lieben sei; erkläre mir's doch, da du nicht mehr liebst."

Der Poet versetzte: „Wer nicht mehr liebt, der kann's auch nicht erklären; mein Leben war eigentlich nur Lieben, und Lieben war mein Tod. Ich bin im Lieben untergegangen. Auf allen Spitzen der Leiter habe ich gestanden und alle Tiefen der Liebe habe ich getragen; das Verschmähen, das Übergewicht des ewigen Durstes, den schnöden Verrath, den drückenden Schmerz der Untreue, den Verlust; die Hoffnung habe ich mit verloren, und Leben und Lieben und Hoffen sind allesammt in einen Ocean versunken, aus welchem kein Taucher die Perle mehr herausfischt."

„Willst du frische Perlen?" fragte der Knabe mitleidig: „nimm diesen Blüthenzweig, auf dessen farbige, duftende Blüthen der Himmel weinte; aber

es ſind Freudenthränen, ſiehſt du? Eine Thräne der Hoffnung iſt der Thau und daneben ſchimmert eine Thräne des Friedens. Tritt zu mir heraus, du frieden- und liebeleſer Graukopf, ein Kind will dein Lehrmeiſter ſein."

„Ich habe allzuviel verlernt," verſetzte Shamlern; „mein Gedächtniß iſt ſchwach, mein Herz iſt leer geworden und kann die Lehre nicht mehr faſſen."

„Du biſt krank, mein Freund!" ſprach der Knabe mitleidig; „du ſpielſt eben ſo kraftlos und ſchlecht mit Worten, als mit dem Leben."

„Fehlgeſchoſſen!" rief der Poet mit bitterm Hohne; „das Leben hat mit mir geſpielt, es hat mich ſelbſt zum Greiſe gemacht und ſo lang im Kreiſe gedreht, bis ich den Schwindel mit dem Ekel bekam. Ich habe mich der Poeſie ergeben, was brachte mir die Poeſie? Seit meine Liebe ſtarb, ſeit mich der Freund betrog, war ſie mir nichts, als ein Sumpf, ein bodenloſes Meer, leicht überdeckt mit betrügeriſchem Grün, kaum ſetzt man den Fuß darauf, ſo bricht die Decke und ſtatt auf dem lebendigen Teppich hinzuwandeln, verſinkt ſich jeder Tritt, und die träge Hoffnung, welche uns betrügeriſch genug bis zu dem Sumpfe geleitet — ein

Irrwisch, den wir von weitem für einen Stern gehalten, — läßt dann die Hände in den Schooß sinken, statt uns mit Thatkraft aus dem Sumpfe zu retten."

„Welche Gattung der Poesie hast du getrieben?" fragte der Knabe.

„Ich war Alles in Allem," antwortete der Poet; „weil ich aber Alles in Allem war, weil mich die blinde Raserei, in welche sich meine Liebe verwandelt hatte, dazu trieb, keine Gattung unversucht zu lassen, weil ich die Welt von allen ihren Seiten und Enden, den Menschen mit allen seinen Thorheiten und Lastern, mit allen seinen Erbärmlichkeiten und verschobenen, lächerlichen Bestrebungen darzustellen suchte, ward ich mit meiner Kraft zu einem wahren Chamäleon, und die großartigste Erfindung des Menschengeschlechts, jenes unmündige Appellationsgericht des Verstandes, die Kritik, hat diesen meinen angemaßten Namen durch die Kraft der Legitimität geheiligt. Chamäleon heiße ich und bin's auch. Es gibt keine Farbe im Regenbogen, die ich nicht getragen; ich änderte sie eben so leichtsinnig und gewissenlos, als das eine und vereinte Sonnenlicht sich in die verschiedenen Farben zer-

ſpaltet. Es war, als ob ich die Welt immer durch ein verſchiedenfarbiges Glas betrachtet hätte."

„Hätteſt du nicht Luſt, guter Freund!" meinte der Knabe, „die Farben auch wieder ein Mal zum Einen Sonnenglanz vereint zu ſehen?"

„Wenn ich auch die Luſt," erwiederte Herr Chamäleon kleinmüthig, „ſo fehlte mir doch, wie ich befürchten muß, die Kraft, den hellen Sonnenglanz mit dieſen alten Augen zu ertragen."

„Es käme wohl darauf an, den Verſuch zu machen," ſprach der Knabe freundlich und tröſtend: „ein altes Dichterherz wird doch nicht verzagen, komm 'raus zu mir, ich heiße Ganymed, bin mit dem Adler gut vertraut, und mit der Sonne auch. Wir wollen eine Reiſe zuſammen beginnen, der Himmel iſt blau, die Erde iſt grün, die Brünnlein fließen, Verſtand und Thorheit wird wieder wach, und keimt und blüht. Ein fröhliches Knabenblut will dich geleiten, ich liebe die Erde und das ſterbliche Geſchlecht, und doppelt liebe ich es, ſeit mich der Adler zu den Unſterblichen emporhob."

„Du mein altes, enges, vereistes Herz!" rief Chamäleon in Wehmuth; „warum wirſt du mir denn

nochmals ſo weit? Iſt es doch in mir längſt trauriger Winter geworden.“

„Draußen aber herrſcht der Mai,“ rief Ganymed; „altes Herz verzage nicht; komm mit mir; ſcheint dir der Weg durch die Thüre zu lang, ſo halte dich an meinen jugendlich kräftigen Arm, den ich dir hiemit reiche und komm durch's Fenſter zu mir.“

Da überwältigte den alten Poeten eine namenloſe Wehmuth und er ergriff die Hand des Knaben, welche ihm dieſer durch das geöffnete Fenſter bot. Mühſam ſtreckte er die dürren Beine über das Fenſtergeſims des Erdgeſchoſſes, klammerte ſich mit der abgemagerten Linken an das Rebengeländer vor ſeinem Fenſter und ſprang auf dieſe Weiſe an der Hand Ganymed's aus ſeiner Hütte.

II.

„Wohin haſt du mich geführt, raſtloſer Knabe?“ ſprach der Poet zu Ganymed, als ſie auf einem kleinen Felſenabhang ſtanden: „ſag' an, was ſollen wir auf dieſer Koppe, auf deren Spitze mein freier

Athemzug von ungewohnter Bergesluft beengt iſt; mir ſchwindelt faſt, auch kann ich immer noch mich an das viele Wandern nicht gewöhnen. Ich bin zum Sterben müde, mir iſt, als bräche mir mein Gebein zuſammen.“

„Und doch ſind wir kaum eine Viertelſtunde weit aufwärts gegangen,“ ſprach Ganymed lächelnd; „mir iſt nirgends mehr wohl, als hoch auf den Bergen, nahe der Sonne in freien Lüften.“

„Die freie Luft, die auf den Bergeshöhen friſch weht,“ erwiederte Chamäleon, „droht mir, den Athem zu erſticken, ſo überkräftig, daß mein Herz ſich beinahe nach den Tiefen wieder ſehnt; doch ſage mir, was ſoll ich auf dieſen Höhen?“

„Den Winter und dein Leiden, dein Leben und den Tod ſollſt du erblicken;“ entgegnete der Knabe: „weißt du, was Leben iſt, was Frühling iſt? Freiheit iſt Leben und Frühling; drinnen in deiner Klauſe lag der ewige Froſt; willſt du, daß im Kerker Blumen blühen? Aus dem Engen mußt du dich wenden, wenn du nicht ſelber verengen willſt. Wenn die Erde unſre Mutter iſt, warum ſollen wir ſie nicht brünſtig umarmen, warum nicht an ihren heiligen Buſen ſtürzen, ſtatt unſern Arm in Feſſeln

zu ſchlingen? Freiheit allein iſt Leben! Du armer Gefangener, du lang gefeſſelter Dichtergreis, ſiehe! ich habe deine Bande gelüftet, ſtrecke die dürren Arme, altes Kind der Natur! brünſtig nach der Natur aus. Wenn du dich auch ſelber in Feſſeln ſchlugſt, in die Feſſeln der Blindheit, des Grams, des Hohnes, wenn du dich auch ſelber einkerkerteſt, und das dunkle Beſtreben, dich ſelbſt zu vernichten, hegteſt, weil du die Sonne nicht in jedem Augenblick leuchten ſahſt, werde wieder frei, wie die Blumen, die aus den Keimen ſich drängen, frei wie die Quellen, die aus dem dunklen Verließ des Berges fröhlich entſpringen."

„Wie doch die Waſſer ſo lieblich rauſchen!" rief der Poet; o wunderbare Kraft des Maien, wie du die Feſſeln ſprengſt! ach! mein Herz iſt ſo eiſig geworden! du holder Mai! Willſt du den Reif nicht ſchmelzen?"

„Der Mai iſt mild," erwiederte Ganymed; „der Mai hat warme Lieb im Leib; ich hoffe wohl, daß er den Gram und den Froſt von dir hinwegnimmt. Nun komm! ich will dir ein Conterfei zeigen."

Er ließ hierauf den alten Poeten ſich zu Boden legen und durch eine Spalte des Felſens in die in-

nere Höhlung deſſelben ſchauen. „Was ſiehſt du drinnen?“ fragte er den Herrn Chamäleon.

„Mich ſelber, mich ſelber!“ erwiederte dieſer; „mein eignes trauriges Bild. Es ſitzt darinnen mit dem runzeligen Geſicht und mit dem eisgrauen Schädel. 's iſt mein Antlitz! mein eigenes! Wie? oder ſchau' ich nur in einen Spiegel? Ja, wahrhaftig! es ſind meine Züge, die mich aus allen dieſen dunkeln, nächtigen Wänden, aus dieſen ſchwarzen Kryſtallen anblicken, — und ſchwere Feſſeln umſchlingen Arme und Beine, und eine Krone drückt mein Haupt, geflochten aus Eisblumen! Weh mir! Laſſ' uns enteilen, damit dieſes Spiegelbild mich nicht wie einen Baſilisken tödte.“

„Es iſt der Winter,“ ſprach Ganymed tröſtend, den du drinnen erblickſt; du lagſt im Winterſchlaf, altes Herz, wende dich vom Bilde weg, reiche mir die Hand, erhebe dich. Schau her! wie fröhlich die Brünnlein hier fließen, und auf jenem Abhange dort, der mit dieſem Felſen hier zuſammenhängt, treiben ſich bunte, fröhliche Menſchen umher.“

Auf dem beſprochenen Abhange, dem ſie nunmehr näher ſchritten, ſtand eine Ruine, welche aus dunklen Tannenwäldern freundlich hervorragte. Das

alte Gemäuer war von der Nachmittagssonne im Festtagsglanze hell erleuchtet; eine anmuthige Meierei mit glänzenden Schieferdächern war an die Ruine angebaut. Der Storch stand ganz klug und hausväterlich auf dem Schornsteine, als wollte er der lieblichen Wirthin, die, mit einem zweijährigen Kinde auf dem Schooß, unter dem Thorwege saß, auf seiner nächsten Wanderung wieder ein Kleines mitbringen. Die Schwalben, welche sich unter der Dachrinne ein bequemes Nest gebaut hatten, besprachen sich sehr vertraulich und angelegentlich miteinander. Von der Stadt her, deren Thürme nicht allzuferne glänzten, wandelte ein fröhlicher Zug von Spießbürgern; sie wallfahrteten auf einer Landpartie; die Männer hatten ihre Halstücher lässig umgeschlungen und trugen die rothen Regenschirme wie Jagdflinten am Rücken; etliche junge Herren spielten die Galanten und trugen schwitzend die Shawltücher der Frauenzimmer am Arme, während diese mit zierlichen Parasölchen die zudringlichen Sonnenstrahlen abwehrten. Höchst possierlich schritt auch ein Lehrjunge mitten unter ihnen, mit einem Tragkorbe bepackt, worinnen für die leiblichen Bedürfnisse der gemüthlichen Städter gesorgt war. Die alten

Herren, welche an der Seite ihrer ehrenwerthen Ehehälften gingen, hatten an ihre Rohrstöcke Federkiele und Pfeifenköpfe gesteckt und folgten langsam und bedächtig den Rauchwölkchen, welche sie vor sich her bliesen. Das Alles in Allem der Familie, der Hausfreund, hatte sich mit einer zierlichen Guitarre behängt, welche er an dem blauen Bande trug. Zwei gemüthliche, ungezogene Jungen, welche an seiner Seite immerwährend hinanhüpften, behelligten ihn immer mit der Bemühung, Blumen aus dem großen Strauße zu rupfen, welchen der Hausfreund, als befugter galanter Mann, im Schweiße seines Angesichts auf dem Kornfelde für die Damen gepflückt hatte. So wandelten die Städter, nicht ohne Besorgniß nach dem drohend bewölkten Himmel aufblickend, langsam zum Ziele ihrer Landpartie, zur Ruine.

„O ewige Thorheit des Menschengeschlechts!“ rief Herr Chamäleon unmuthig zu seinem Begleiter, als sie sich an einem kleinen Bächlein gelagert hatten; „siehe dieses Volk dort an, wie es in eckler Beschränktheit am Wandelbaren sich erfreut, aus dem Bestehenden herausströmt und das Vergangene blind mißkennt. Da wandeln sie nun fort aus ih-

ren engen Straßen und Gassen, aus ihren Handwerksstuben und Aemtern, und kaum sind sie einen Nachmittag vom Hause gewesen, so sehnen sie sich in den Jammer wieder zurück und meinen, sie hätten die Welt umsegelt; da lobe ich mir den Koch hier, der keine Ruhe und Rast hat, das ist mein Mann!" Er blickte von ungefähr in den Koch und gewahrte sein Antlitz, welches ihm vergrämt und gelblich vor Kummer und Krankheit daraus entgegen schaute.

„Was ist dir denn, mein guter Poet?" fragte der Knabe lächelnd, als Chamäleon sich entsetzt von dem Spiegel wegwendete. „Erblickst du irgend etwas in dem Gewässer, das dich erschrecken könnte? ich hoffe, die Frühlingszeit wird dich gesund machen."

„Ich befürchte," erwiederte Chamäleon, „daß mein Name sich durch die That lebendig erfüllt. Erst sah ich dies mein Antlitz dunkelfarbig in der Bergeshöhle, jetzt schaue ich's mißgestaltet, fahl und gelb, im Spiegel dieses Wassers, als ob der Neid mein Herz erfüllte, als ob ich mich sehnte, diesen Thoren gleich zu sein."

„Sie erfreuen sich des Lebens," sprach Ganymed,

„ſie ſind glücklich, wenn auch in ihrer Beſchränktheit. Verhöhne ſie nicht, breite dein Herz dem grünen Gewand der Erde entgegen, merk' auf, froh wirſt du dann ihre Farbe, die Farbe der Hoffnung, tragen. Siehe doch, was iſt das Dichterherz anders, als ein heller Spiegel, worin ſich jede Freude, jeder Schmerz in allen ihren Farben getreu und unwandelbar abconterfeien? Darum wechsle auch die Farben, wie's grade kömmt; wenn du Hoffende ſiehſt, ſo hoffe, wenn du Liebende ſiehſt, deren Wangen vom roſigen Morgenſchein der Ahnung und des Glückes bepurpurt ſind, ſo liebe mit ihnen, wandle ſelbſt einher im königlichen Purpur der allgemeinen Liebe, der Liebe, die nicht am Einzelnen hängt, wenn ſie ſich auch am Einzelnen erfreut; nein! die wie ein milder Herrſcher das ganze Geſchlecht im Herzen trägt. Wenn du an den tauſend Blumen dieſes reichen Gartens vorübergehſt, ſo trage dein Herz die Farbe einer jeden, es ſpiegele das dunkele Roth; und auch Violett aus zweier Elemente Verband muß es wieder zeigen; nur wenn es alle Farben aufnimmt, kann es den Einen untheilbaren Glanz im Brennpunkt vereinen. Schilt mir die Menſchen nicht, du alter Dichter!

ſiehſt doch, das Herz iſt wie die Forelle, die dort am Köder des Fiſchers hängt. Beſſer möchte ich ſagen: es iſt wie die wogende Saat dort auf dem üppigen Feld. Schauſt du die zahlloſen Aehren? Wenn ſie keimen und wachſen, ſtrecken ſie ſtolz die Häupter zur Sonne empor, der ſie das ſchnelle Wachsthum verdanken; Blumen wachſen zwiſchen ihnen, Unkraut auch. Wenn goldiger Glanz ſie umhüllt, wenn ſie gereift den neuen, wunderbaren Keim im Haupte tragen, verſchwindet der Stolz und ſie beugen ſich gerne vor der Sonne. Sie wallen und wogen hin und her, wie der ſäuſelnde Wind ſie treibt, und doch wurzeln ſie feſt und die Erde hält ſie ja. Laß' uns zum Ährenfelde treten, komm näher, Freund! ſiehe, dein Antlitz trägt jetzt des Goldes Abglanz. Dichter! ſchilt mir die Menſchen nicht, du gehörſt ihnen ja ſelber an, biſt einer des leicht beweglichen Geſchlechts, und dein Antlitz vertritt es würdig."

Der Poet hatte das graue Haupt geneigt, welches das Ährengold ſpiegelte; er war ernſt nnd ſinnend geworden und wandelte einige Zeit lang neben Ganymed einher. „Leichtfüßiger Knabe," ſprach er endlich, „wenn auch mein alter Leib des Wandern

wieder gewohnte, ſo hat mich der glühende Sonnenbrand doch müde gemacht. Der Tag neigt ſich zum Ende; weißt du mir eine kühle, ſchattige Laube, worin mein Herz, das ſich verjüngen will, der ſüßen Ruhe pflegen könnte?“

„Ich will dich zu einer kühlen Laube führen,“ ſprach Ganymed, „und die Nacht hindurch an deinem Lager wachen.“

Sie traten nach nicht gar langer Zeit in eine ſchattige Laube, aus der ihnen ein milder Blüthenduft entgegen wog. Eine zahlloſe Menge dunkelvioletter Tag- und Nachtſchatten war in die dichten Blätterwände der Laube verflochten. Als der Poet Chamäleon in dieſelbe trat, ſchien ſein Antlitz die abendliche Farbe jener Blumen zu tragen; er ſtreckte ſich behaglich auf eine Raſenbank; an ſeinem Haupte blühte am hohen Strauche eine Roſe, auf einem Zweige daneben ſaß eine Nachtigall und ſang in den lieblichſten Weiſen. Der Poet ſchlummerte ein.

III.

Der Mond glühte am Himmel in einem vollen bleichen Blumenkelche, die Schlange hatte ſich

um den Baum geringelt, wie ein unauflöslicher Kreis. Auf der Schlange saß der Knabe, den man den Mai heißt; er fischte, die Angelschnur ging tief in die silberne Fluth, welche von dem Korallgestade umgeben war; die Fluth aber rann aus dem mit Blumen eingefaßten Becken, in dessen Mitte der wunderbare Palmenbaum, umringelt von Stern- und Glockenblumen, hoch emporragte. In der Krone des Baumes saß der Phönix in seinen Flammen.

„Wie lange muß ich noch Wache halten?“ rief der Knabe; „es dauert noch lange, bis die helle Blüthe, welche dort leuchtend am Himmel hängt, vollends von der nächtlichen Finsterniß verdunkelt ist. Ich muß mich eben bis dahin noch mit meinem Fischfange vergnügen, denn ich muß ja doch so lange auf der Schlange hier Wache halten, bis das Auge der keuschen Blüthe droben einschlummert; erst dann darf ich hoffen, daß der nächtliche Freier gefahrlos kömmt, daß seine Rüstung nicht verglast, sein Pfeil nicht verstumpft und sein gefiederter Schild nicht zerstiebt. Ich muß dich bewachen, holde Prinzessin Rose, die du dein Haupt an das kühle Brunnenbecken gelehnt hast, aus dessen Mitte der Palmen-

baum wächſt, deſſen Zweige dich in Schlummer wiegten; kann ich dafür, liebſte Schweſter, daß du ſo lange vom dumpfen Zauberſchlag befangen ſein mußt? daß die Schlange, auf der ich reite, ſich ſo lange als lebendige Mauer um dich ringelt, bis der Mond, der im vollen Glanze glüht, vom erſten Schleier der Dunkelheit umzogen wird? Schlummre ſanft, liebſte Schweſter Roſe. — Unſre Mutter, die uns beide gebar, die theure Frau Minne, weiß gewiß nicht, welch ein böſer Zauberſpruch dich jetzt in Feſſeln hält, Schweſter Roſe! — und mich, den armen Mai zu deinen Füßen bannt. Wehe uns, daß der Winter, der tyranniſche Grämling, deſſen Freiwerbung du verſchmähteſt, holde Roſe, er, der auch mich unverſöhnlich haßt, aber zu ohnmächtig iſt, um uns beide zu verderben, dieſen argen Zauberſpruch über dich und deinen Freier, Prinz Nachtigall, ausgoß. Ich will indeßen mir die Zeit vertreiben und ein kleines Liedlein ſingen:

„Nachtigall, du zarter Freier!
Liederkönig, treuer,
Komm herbei, komm herbei!
Roſe, mein Schweſterlein,
Harret und freut ſich dein,
In Liebestreu.

„Bis ihr euch in Wonne grüßet,
Raſtlos lieblich küſſet,
Wach ich hier, wach ich hier.
Stunden der Liebestreu
Hütet der frohe Mai
Schweſterlein dir.“

Nachdem er das Liedchen geſungen hatte, begannen die Glockenblümchen, welche ſich um den Palmenbaum rankten, in gar lieblichen Tönen und Weiſen zu klingen, die Sternblumen aber flimmerten immer heller und heller. Ueber den Mond zog ſich ein dichter Schleier der Dunkelheit, gleich als ob die Blüthenblätter, welche den hellen Kelch krönten, ſich langſam zuſchlöſſen. Der Knabe, der auf der Schlange ritt, zog die Angel in die Höhe, während die Schlange ſelbſt langſam und bedächtig den Kreis öffnete, in welchem ſie auf den mannigfach rauſchenden Quellen gebreitet lag, die dem Brunnenbecken entſtrömten. Der Phönix in der Krone oben begann mit den Fittigen mächtig zu ſchwirren und fachte die duftenden Flammen helle an, in deren Kreis er ſein Neſt gebaut hatte. Als der Mond von dem dunklen Schleier ganz umhüllt war, rauſchte es gar mächtig durch die Zweige und es dämmerte wie von Sternſtrahlen, welche die ſchlafende Roſe

beſchienen. Endlich trat der Prinz Nachtigall mit ſeinem befiederten Schild und mit ſeinem tönenden Wurfpfeil im neuen Strahlenglanze zur Schläferin. Ein Flügelpaar wehte um ſeine Schultern.

„Habe Dank!“ rief er mit ſüßer, flötender Stimme, „habe Dank, du heller Liebesſtern, der mir zu meiner Herzliebſten leuchtet;“ er faßte die ſchlafende Prinzeſſin Roſe bei der Hand, „o ſüßes Lieb!“ klagte er mit melodiſchen Klängen, „warum ſchläfſt du noch immer, ſanft eingewiegt, unterm Zauberbaume, während der Phönix ſich doch beinahe ſchon in heißer Liebesgluth zu Aſche verſengt hat, um ſich wieder zu erneuen, wie unſere Liebe? Ich will dir die Locken aus dem Antlitze ſtreichen, die unter deinem duftigen Blätterdiademe hervorquillen, mit dieſem meinem tönenden Wurfpfeil will ich dich berühren und erwecken, ehe noch die kurze Friſt, welche unſerer Liebe in nächtlicher Heimlichkeit zu ſüßem Geflüſter vergönnt iſt, vorüber eilt.“

Er berührte die ſchlafende Roſe mit ſeinem tönenden Pfeil und kehrte den befiederten Schild, wie abwehrend, gegen die verfinſterte Blüthe des Mondes. Allmälig erhob ſich die Schläferin von ihrem Sitze und öffnete noch halbträumend die Augen, und

ſank dann mit fröhlicher Liebesluſt dem Freier an's Herz.

„Sei mir gegrüßt, meine Roſe!“ rief Prinz Nachtigall, „o welch ein milder, ſeliger Augenblick, daß ich nach ſo langem, troſtloſem Schmachten des Tages dich, holde Roſe, wieder nahe ſehe.“

„Heil mir, daß du wieder an meinem Herzen liegſt,“ liſpelte die Roſe, „ach! daß ein trauriger, unabwendbarer Spruch des Schickſals uns zwölf lange Stunden ferne hält, und nur bei ſtiller Nacht der Seligkeit genießen läßt, unſere Liebesworte von den Lippen zu küſſen.“

„Traure nicht, holde Roſe!“ ſtötete Prinz Nachtigall; „laſſ' uns jetzt nicht an die Trennung denken, die uns freilich im nächſten Augenblicke wieder erwartet. Siehe, wann ich nicht bei dir bin, will mir, wie ich glaube, den ganzen Tag über das Herz unter dieſem befiederten Panzer zerſpringen. Wie ich dann auch meine Sehnſucht in tauſend Lieder Pfeilen bald in des Quelles Fluth verſenke, bald in des Himmels unendliches Blau, ſo glaube ich kaum, daß mein Leben noch bis zur Stunde reiche, wann ich dich ſehen kann. Wann du nicht bei mir biſt und ich dich nicht mit dieſen meinen Augen

ſehe, ſo meine ich in allen Weſen der Natur nur dich zu ſehen und Himmel und Erde iſt nichts, als meine Liebe.“

„Wenn ich in dieſem Zauberſchlaf gefeſſelt liege,“ verſetzte die Roſe, „und es rauſcht das Waſſer, an deſſen kühles Becken ich mein Haupt lehne, ſo glaube ich allein nur deine Stimme zu hören, ich begehre nichts, als zu träumen, und in meinem Zauberſchlafe iſt dann nur unſre Liebe mein Traum, ſo wie mir jetzt, da ich wieder glücklich bin, all mein anderes Leben nur wie ein Traum erſcheint.“

Inzwiſchen klangen aus der Krone des Baumes, unter welchem die Roſe lag, wunderbare Töne; ſie ſtammten von dem Phönix, der ſich eben in Flammen läuterte und neu gebar. Es klang wie in folgenden Weiſen:

Scheiden und Fliehen,
Keimen und Blühen,
Ewiges Ziel!
Raſtloſe Wendung,
Lieb und Vollendung,
Muß ſich gebären,
Muß ſich verklären,
Weil tödtend Glühen,
Liebe zu mehren.

Schönere Sendung
Kündigen will.
Daß nicht erkalten
Brünſtige Flammen,
Muß aus dem Alten
Neues entſtammen;
Denn was ſich findet
Lieblich zuſammen,
Was ſich verbündet
Durch heilig Walten,
Muß ewig ſteigen
Aus der Vergangenheit,
Darf ſich nicht beugen
Dem Zwang der Zeit.
Bis ſie ſich daſche
Wieder auf's Neue,
Bis ſie ſich freue,
Steigt aus der Aſche
Liebe erneut.

In dem nächſten Augenblicke war der Schleier, der die Mondesblüthe umhüllt hatte, gänzlich von derſelben gewichen, und der Glanz derſelben beſtrahlte hell die Schläferin. Die Schlange ringelte ſich in ihren alten Kreis zuſammen, in troſtloſen Klagen und leiſe verhallenden Klängen ſchwebte Prinz Nachtigall auf tönenden Fittichen von hinnen.

IV.

„Was war das?“ rief der Poet Chamäleon, als er in ſeiner Laube von ſeinem Schlafe ſich erhob, „ſage mir, Knabe, wo iſt die liebende Roſe hingekommen und ihr Treuer? Ward mir doch das Herz ſo voll in meinem Schlummer, daß mir jetzt iſt, als hätte ich die Liebe des treuen Paares ſelber vor Zeiten ein Mal belauſcht, und es iſt doch nur ein Traum! Wahrhaftig! mich dünkt, als fühlte ich in meinen Gliedern Jünglingskraft wieder und rege Lebendigkeit, wie einſt, als ich mein erſtes Lied ſang.“

„Glaubſt du an den Phönix nicht?“ fragte der Knabe, „betrachte mich, der ſich gleichfalls jedes Jahr verjüngt.“

„Wo iſt die Roſe hingekommen?“ ſprach der Poet, noch immer in Staunen befangen; „die liebliche Roſe mit dem blühenden, jungfräulichen Angeſicht? wo iſt ihr Liebſter, Prinz Nachtigall?“

„Dein Traum iſt in der That lebendig,“ entgegnete der Knabe, „oder vielmehr ſollte ich ſagen: ihr Menſchen müßt träumen, damit ihr das Lebendige ſehen könnt; die Roſe blüht zu deinem Haupte,

und auch das Nachtigallmännchen, von dem du ſprachſt, wiegt ſich, nicht fern von dir, auf dieſem Blüthenzweige da. Hörſt du ſeine Morgenklagen?“

„Wahrhaftig!“ ſprach der Poet, „die Zeit meiner Jugendlieder iſt wieder gekommen. Mein Auge ſieht hell, meine Arme ſind ſtark, mir iſt, als ob mich Flügel umwebten, als ob meine Wangen im Morgenſchein glühten.“

„Spiegle dich in der Roſe, Chamäleon!“ rief Ganymed,“ du haſt dich nicht betrogen, Greis! du biſt wieder jung geworden, und dein Antlitz, anfangs dunkelfarbig, wie der Gram, dann fahl und abgehärmt, wie neidiſche Sehnſucht, und grün, wie die Hoffnung, und das Blau, ſpiegelnd im Widerſchein des Himmels, vermählt mit der dunkeln Abendröthe ſtrahlt jetzt im fröhlichen roſigen Morgenſchein der Ahnung. Wo iſt dein Leiden hingekommen? Fühlſt du die Bürde?“

„Ich fühle nichts, als die Seligkeit;“ erwiederte der Poet; „nichts als die Jugend; wäre ſie doch ewig dauernd!“

„Iſt dieß dein Wunſch?“ fragte Ganymed. „Es kommt auf dich an, ihn zur Erfüllung zu bringen. Du weißt, daß ich das ſterbliche Geſchlecht liebe.

Glaubſt du den hellen Sonnenglanz nunmehr vertragen zu können?“

„Ich bin ja ein Jüngling, lebenskräftig und mit geſunden Sinnen!“ rief der Poet; „ich bin geneſen, bin vollkommen geheilt von allem Siechthum, von allem Schmerz der Feſſeln, und kenne nichts, was ſüßere Wonne wäre, als was in dem Gedanken liegt, daß ich frei bin, daß ich mich ganz als Menſch fühle.“

„Nun denn,“ ſprach Ganymed, „wenn du der Sonne ungetheilten Glanz genießen willſt, ſo wirf den Sinn für alle Farben weg, ſei ganz und Eins, wie der Mittagsſtrahl; Sehnſucht, Hoffnung und Liebe vereinſt du dann, das Dunkel des Schmerzes iſt in dem Einen Sonnenglanze nicht zu finden; ſchwinge dich auf meines Adlers Flügel mit mir; mein Vogel, der die Sonne liebt, ſoll dich zur Sonne bringen; die Unſterblichen aber erfreuen ſich der Sterblichen; bei der ewigen Jugend blüht der ewige Lenz.“

Der verjüngte Poet und Ganymed ſchwangen ſich auf den Adler und ſchwebten der Sonne zu.

„Ich will für freundlichen Empfang ſorgen,“ rief Ganymed lächelnd, „meine Geſpielinnen, die

Horen, ſollen dich begrüßen. Wenn du auch kein Herakles warſt, du kämpfteſt doch, du rangſt mit deiner eigenen Ohnmacht, dem Erbtheil des Menſchen, du magſt billig Nektar trinken.“

Als die Beiden aufwärts ſchwebten, war es, als wallte von ihnen bis zur Erde nieder ein langer Kreis von Strahlen, von deren Kraft Blüthen und Vöglein mild angezogen wurden und ihnen nachſtrömten. Nachtigall und Roſe ſchauten ihnen wehmüthig nach. Eine Lerche wirbelte luſtig unter ihren Füßen, als ſie eine Strecke höher geflogen waren. Als ſie über die Spitze des höchſten Berges ſich erhoben hatten und ihn tief unten in zarten Umriſſen gewaheten, erblickten ſie auf demſelben eine helle Flamme, aus welcher gar bald ein mächtiger Vogel mit leuchtendem Fittich ſich erhob. Es war der Phönix.

Aussen roth, innen todt.

Erzählung.

I.

Faſt keine der ſchönen und angeſehenen Frauen Bologna's konnte ſich ſolcher Vorzüge, ſolchen allgemeinen Zaubers rühmen, als Dame Formoſa, welche ſeit noch nicht gar langer Zeit nach jener Stadt gekommen war. Der Schimmer ihres Reichthums war nur von dem Glanze ihrer Schönheit überſtrahlt; und doch ſchien ihre Schönheit, die jedes Auge blendete, nur das üppige Gewand, welches den magnetiſchen Reiz ihrer Seele umhüllte. Wie eine heidniſche Göttin ſtand ſie da, die hohe, königliche Geſtalt, in der Fülle weiblicher Herrlichkeit; mit ſchwellendem Buſen, den das purpurne Sammtkleid verrätheriſch umſchloß, mit funkelndem Geſchmelde um den blüthenweißen Hals, mit einem blitzenden Diadem auf der hochgewölbten Stirne, rabenſchwarzes Haar erhöhte im künſtlichen Geflecht den Reiz des durchbohrenden Augenpaares, der blaſſen Wangen, der feurigen Lippen. Die Fußböden

ihrer Gemächer waren mit kostbaren Teppichen belegt; von den Decken hingen zahlreiche Lampen, umschlossen von farbiger Glasschirme zauberischem Helldunkel. Köstliches Rauchwerk duftete auf Candelabern neben den, mit dunkelblauem Sammt überzogenen Ruhebetten. Seltene ausländische Wunderpflanzen, in reicher Blüthenfülle, hochstrebend, üppigsten Wuchses, prangten in zierlichen Töpfen rings umher. Ihre Wohnung war in jedem Betracht ein Feenpallast; wer ihn betrat, war im süßen Taumel der Ueberraschung, des Entzückens befangen. Der uralte Adel, wie die reichsten und gelehrtesten Bewohner Bologna's wetteiferten, ihr Haus zu besuchen, ihre Schönheit zu bewundern. Musik und Poesie verherrlichte sie in zahlreichen Sonetten und Canzonen, wie in zärtlichen Serenaden. Mit glühendem Neid maßen sie alle übrigen Frauen und Jungfrauen, denn auf den Lippen aller Jünglinge, Männer und Greise, der Maler, Bildhauer, Dichter und Musiker, der Patrizier und reichen Kaufherrn, der weisen Lehrer und Doktoren, der Baccalaureen und adeligen Studenten, tönte nur ein Name: „Dame Formosa!“

Mitten in diesen Glanz, in diese Herrlichkeit

hatte sich jedoch seit kurzer Zeit noch ein andrer Gast eingeschlichen, welcher gegen das bunte, flimmernde Chamäleonstreiben in dem Hause der Dame Formosa gewaltig abstechend erschien. Dieser Gast war das Grauen, ein Ritter von der traurigen Gestalt, welcher jedoch gerade durch den Reiz des Gegensatzes dem lockenden, üppigen Leben neue Würze verlieh. Es war eine natürliche Folge der Schönheit, welche in reichster Fülle auf der Stirne jener fremden Zauberin thronte, daß von den vielen Gästen, welche ihr Haus besuchten, einige sich der Sonne dieser wunderbaren Welt näher drängten, innig zärtliche Blicke an Dame Formosa sandten, und um Erwiederung ihrer Neigung zu flehen wagten. Dame Formosa nahm mehrere dieser näheren und besondern Huldigungen günstiger auf, als von dem Ausdrucke des Stolzes zu erwarten gewesen wäre, der in ihren schönen, starren Augen lag. Es waren drei junge Edelmänner, deren Bewerbungen der Dame nicht gleichgültig schienen, denen sie mit vieler Feinheit sogar nähere Vergünstigungen einzuräumen schien; ohne geradezu je einen durch die Huld, welche sie den andern schenkte, zu kränken oder eifersüchtig zu machen.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls warf auf dieſes Verhältniß einen traurigen Schatten. Alle jene drei Bewerber waren die letzten Zweige uralt-adelicher Häuſer, in der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Kraft. Alle drei raffte, kurze Friſt, nachdem ſie der nähere Umgang der Dame Formoſa beglückte, der Tod dahin, ſchnell und leidlos. Sie glichen gepflückten Mairoſen, da ſie auf der Bahre lagen.

Dieſer Vorfall erregte allgemeines Aufſehen; Dame Formoſa ſchloß ihr Haus, als ſie davon Kunde erhielt, für alle Gäſte, welche ſie ſo zahlreich beſucht hatten, und zog ſich, tief trauernd, in ihre innerſten Gemächer zurück.

Um jene Zeit lehrte an der Univerſität zu Bologna ein alter, weiſer Arzt, Signor Taddeo Feretro, deſſen Collegien immer von einer großen Anzahl Studenten beſucht wurden. Er war ein würdiger Mann, nahe an den Sechzig, in allen Künſten wohl erfahren, auch in der Welt weit und breit bewandert. Er lebte größtentheils nur in ſeiner Studierſtube und ſeinem Hörſaale; die Geſellſchaften der vornehmen Welt behagten ihm nicht, obwohl er des großen Anſehens halber, in dem ſeine Wiſſenſchaft ſtand, von den erſten Männern und den geiſtreichſten

Frauen Bologna's oft zu Rath gezogen ward. Seinen Studenten war er ein wahrer Vater, er liebte sie mehr, als gewöhnliche Lehrer; sein eifriges Bestreben ging stets dahin, ihnen in jeder zweifelhaften Lage mit Rath und That beizustehen, zu helfen, wo es Noth that und wie er nur immer konnte.

Eines Abends saß er in seinem Studierzimmer, neben ihm auf dem uralten Stuhle ein Fremder, eine imponirende Gestalt in bester Manneskraft, mit tiefliegenden, schlauen, stechenden Augen, mit einem Antlitze, das man hätte schön nennen können, wenn nicht ein namenloses Etwas jedem, der in diese Züge schaute, die freundliche Vertraulichkeit mit dem strengen, finstern Mann verleidet hätte. Er war in eine bunte, phantastische Tracht gekleidet; die Federmütze lag neben ihm auf dem Tische, deßgleichen der abgeschnallte Degen. Auf einem bestäubten Folianten mitten unter den seltsamsten Instrumenten und Präparaten stand eine Flasche von dem besten welschen Feuerwein, daneben zwei Kristallgläser, welche Signor Feretro mit eifriger Gastfreundlichkeit herbeigeschafft hatte. Ueberhaupt bezeigte der gelehrte Arzt seinem fremden Gaste sehr viele Ehrerbietung und beinahe Unterwürfigkeit.

Die beiden Männer verkehrten viel über gelehrte und geheimnißvolle Dinge, über die Tiefen der Natur und der Kunſt, über des Menſchen verborgenen, innern Bau und der Geſtirne magnetiſche Kraft, wobei der alte gelehrte Signor Taddeo Feretro wie ein Schüler ſeines Gaſtes Worte mit gierigem Ohr einſog, als plötzlich die Thüre raſch aufgeriſſen ward und ein Student hereinſtürmte, glühend im Antlitz, mit flammendem Blicke.

„Was iſt Euch widerfahren?“ rief Signor Feretro, entſetzt vom Stuhle ſich erhebend, nachdem er den Eintretenden gewahrt hatte. Der Fremde blieb ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen, lehnte ſich zurück, ſtreckte die Füße behaglich aus, verkreuzte die Arme und betrachtete den Jüngling. „Ihr kommt wie im Fieber oder Wahnſinne,“ fuhr Feretro zu dem jungen Studenten fort; „ein Unheil muß Euch begegnet ſein.“

„Ein Unheil?“ verſetzte der Student raſch. „Ihr irrt, würdiger Meiſter! der Sonne des Paradieſes hab' ich in's Antlitz geſchaut und bin geblendet worden, und werfe mich nun an Euer Herz, mein väterlicher Lehrer und Freund! denn mein muß ich ſie nennen, und wäre ſie ein übermenſchliches We-

ſen, wie die ſelige Jungfrau. Mein muß ſie werden, oder mich tödtet und verzehret die Flamme des Begehrens."

Der alte Feretro ſchüttelte lächelnd das Haupt, ſchritt langſam zu ſeinem Sitze und wies dem Studenten gleichfalls einen Stuhl. „Ei!" ſagte er, „hätte ich doch in dieſer ernſten Seele nicht ſo viel Leidenſchaft vermuthet. Aber wahrhaftig, das heimliche Begehren iſt ein tückiſcher Teufel, der ſich anfänglich wie eine hinterliſtige Schlange, unbemerkt, friedlich, regungslos, tief im Herzen zuſammenknäult, und dann plötzlich, unverſehens, wie der Blitz aus der Wolke, losbricht. — Doch verzeiht, verehrter Gaſt, die kleine Unterbrechung! — Erlaubt, daß ich Euch in dieſem ſtürmiſchen Jüngling meinen geliebten, eifrigen Schüler in natürlichen Wiſſenſchaften vorſtelle, den Grafen Marc Antonio von Mirandola, deſſen ungeduldiger Geiſt an hieſiger uralter Hochſchule ſich einen Schatz köſtlicher Kenntniſſe zu erwerben ſtrebt. — Ihr, werther Sohn!" fuhr er zu Marc Antonio gewendet fort: „erkennt in dieſem meinem hochverehrten Gaſt den weiſen Meiſter Virgilio, deſſen Name und Ruhm von Roma und Neapolis aus die ganze Welt umkreiſt, und bis zu dem

fremden Norden ſelbſt, wo die Barbaren und Picten hauſen, ſeinen faſt fabelhaften Glanz verbreitet. Heil meinem ſchlechten Hauſe, daß der weiſe Meiſter über meine Schwelle ſchritt."

„Was höre ich?" rief Marc Antonio erſtaunt und beugte unwillkürlich vor dem Fremden ſeine Knie: „O, ein heller Stern geht über meinem Haupte auf. Euer hoher Geiſt wird mich retten, wird mir zur Klarheit und zum Ziele helfen, wenn Euer edles Herz meine Bitte nicht von ſich ſtößt!"

„Ihr erweiſ't meinem ſchwachen Geiſte zu viele Ehre," verſetzte Meiſter Virgilio geſchmeichelt; „doch laßt mich hören, womit ich Euch gefällig ſein kann."

„Vernehmt den Grund meiner Leiden!" erwiederte der junge Graf von Mirandola. „Da Ihr mir geſtattet, meine Geſchichte vorzutragen, ſo bin ich nicht unbeſcheiden, wenn ich einen weiſen Mann durch die Anhörung einer für ihn unwichtigen Begebenheit ermüde."

„Sprecht ohne Umſchweife;" ermunterte der weiſe Meiſter und Marc Antonio begann:

„Es ſind nunmehr zwei Jahre her, daß ich auf dieſer berühmten hohen Schule mich ganz der Erforſchung der Wiſſenſchaften hingegeben habe; denn

mein Geist, welcher an den gewöhnlichen adelichen Auszeichnungen kein Genüge hat, strebt nach einem andern Kampfe, als mit dem Schwerte und der Lanze; er möchte sich gern, wenn er bis zu einer Höhe des Wissens hinan geklommen sein wird, in einen freundlichen Wettstreit mit gelehrten und wohlkundigen Männern einlassen, durch welchen Streit das Wissen selber neu entzündet wird. Nun aber sei Euch nicht verborgen, was ich selbst diesem meinem väterlichen Lehrer einige Zeit lang verbarg, daß ich seit ungefähr drei Monaten einem Mädchen öfters begegnete, deren anmuthige Gestalt, so wie ihre Bescheidenheit, Tugend und Sittsamkeit mein Herz gefangen genommen hatte. Das Jungfräulein war eine Waise und wurde von ihrem Vormund im strengen Gewahrsam gehalten; auch hatte sie, wie sie mir gestand, von diesem den ganzen Tag über nichts, als harte Worte und Beleidigungen zu erdulden. Ich tröstete sie darüber, so gut ich konnte, und versprach ihr, für ihr Bestes vollständig sorgen zu wollen, sobald meine Studien mir freie Hand dazu lassen würden. Giuditta (so hieß das Mädchen) war darüber hoch entzückt und betrug sich gegen mich wie eine dankbare, tugendhafte Magd;

auch glaube ich, daß ſie das Mitleid, welches ich gegen das arme Kind empfand, wohl mit einem wärmern Gefühl erwiederte. Seit einigen Wochen jedoch traf ich die gute Giuditta weder auf dem gewöhnlichen Abendgange zum Brunnen, noch, was mich bei weitem mehr verwunderte, in der Kirche zu der Stunde, wo ſie jeden Tag die Meſſe mit Andacht hörte. Ich dachte mir: das arme Kind iſt wohl krank und kann das Haus nicht verlaſſen; obgleich ich jedoch inniges Mitleid mit ihr empfand, ſo machten mich meine fortgeſetzten Studien gar bald die ganze Sache vergeſſen. — Heute vor einer Stunde wohnte ich dem Leichenbegängniſſe des jungen Grafen von der Pervoner bei, über deſſen Tod ſich in der Stadt ein ſeltſames Gerücht erhob. Da ich aus der Kirche trat, meine Fackel auslöſchte und meinem Diener gab, gewahre ich plötzlich ein Frauenbild an dem Dome vorüber wandeln, in ſchwarzſammtnem Trauergewande, den feurigen Blick zur Erde geſenkt, eine Göttin der Schönheit und des Ernſtes, Venus und Minerva zugleich. Kaum wage ich es, meinen Blick auf ihr Antlitz zu wenden, ſo blendet, ſo verwirrt mich der Schimmer ihrer Reize. Da hebt ſie zufällig das Haupt, da trifft

ihr Blick wie ein Sonnenstrahl die Nacht meines Auges, und Tag wird es vor mir, und nichts auf der Welt sah ich mehr, als sie! Sie schreitet fort; wie ein Nachtwandler folge ich ihr unwillkürlich nach; — wär' ich ganz stählern, es würde mich nicht stärker zum Magnet hinreißen. Kein Gedanke haftet mehr; es zersplittern Vergangenheit und Zukunft; das flammende Begehren der Gegenwart reißt mich fort; aus meinem vollen Herzen windet sich's los wie mit Flügeln, — der Sonne zu! Umsonst flüstert eine wohlbekannte Stimme, Giuditta's Stimme mir in's Ohr, rasch wende ich mich; mein flüchtiges, theilnahmloses Auge gewahrt Giuditta, welche bleicher war, als ihre neue Gebieterin, bei welcher sie jetzt diente, seit des Vormunds erneute Härte sie aus dem Hause trieb. Giuditta drohte umzusinken; mein Arm stützte sie unwillkürlich, mein Auge haftete auf der vor ihr hinschreitenden Gebieterin. An ihres Hauses Thore wendete diese sich um, nach der Dienerin zu sehen. „Giuditta!" rief sie mit einer Stimme, deren himmlischer Wohlklang mit nichts an Reiz verglichen werden konnte, als mit der Schönheit ihres Antlitzes. „Entschuldigt, Madonna!" sprach ich, meiner Besinnung kaum mäch-

tig; „Eure Dienerin wird unwohl; ich bringe ſie Euch, und mit ihr mich ſelbſt, wenn Ihr über mich befehlen wollt.“ — Ich bin Euch für Eure Höflichkeit ſehr verpflichtet,“ erwiederte die Dame, „doch bin ich bereits an meinem Hauſe angelangt, und bedaure, Eurer Artigkeit, Signor, nicht weiter bedürftig zu ſein.“ Sie blickte mich mit ihren göttlichen Augen dankend an; es lag eine Welt von königlichem Stolze, ein Himmel verheißner Seligkeit in dieſem Blicke. So ein Blick kann verſteinern, wie einſt das Auge der Meduſa dieſe Zauberkraft beſaß. Ich vermochte kaum ein Wort meiner Ergebenheit, ein Wort der Bitte mehr zu ſtammeln; die Sprache, zu arm im Gegenſatze dieſes reichen Blickes, verſagte mir faſt. „Madonna!“ ſprach ich endlich, nachdem ich mich geſammelt hatte: „Ihr belohnt dieſe geringfügige That überreich, da Ihr mir einen Blick ſchenktet, der ein Königreich aufwiegt; auch überbietet jeder Klang Eurer Stimme alle Schätze Indiens an Werth.“ — Hierauf erwiederte die Dame mit holdem Lächeln: „Indem Ihr Eure Artigkeit mit dem Gewande der Schmeichelei bekleidet, ſetzt Ihr mich in die Nothwendigkeit, Euch um die Fortſetzung Eurer Höflichkeit zu bitten, nämlich

die Trauer zu ehren, in welche mich der Verluſt eines Freundes verſetzte. Gute Nacht, Signor! — Komm, Giuditta!“ Sie betrat ihr Haus. Giuditta folgte ihr und flüſterte mir noch leiſe in's Ohr! „Flieht, edler Herr, aus dem Zauberkreiſe! Kennt Ihr die Dame? Sie iſt Formoſa!“ Dieſe Worte, in Eile und Angſt geſprochen, klangen faſt wie eine flüchtige Warnung in meinen Ohren; aber ſie verhallten beinahe; nur ſie, die Herrliche! ſtand leuchtend noch immer vor den Blicken meiner Seele; und es iſt in mir ein wunderbares Weſen erwacht. Faſt graut mir vor dieſer nie geahnten Schönheit; dann wirbeln aber wieder meine Sinne und es drängt mich mit Rieſengewalt zu ihr. Löſ't mir dieß Räthſel, weiſe Meiſter! entdeckt mir den Grund, warum bange Ahnung und unnennbare Sehnſucht mich in zwei feindſelige Hälften theilen. Ertheilt mir Rath, wie ich mich dem Gegenſtande meiner Leidenſchaft würdig nähern kann. Was iſt aller Genuß der Wiſſenſchaft gegen die Wonne, die in dieſen Augen winkte!“

„Ihr bittet und ſchmähet uns zu gleicher Zeit mit einer und derſelben Rede,“ ſprach Signor Taddeo Feretro lächelnd; „Ihr wünſchet den Beiſtand

von Männern, deren Höchſtes die Wiſſenſchaft iſt, und verachtet im blinden Taumel zugleich die Wiſſenſchaft? Ei! mein Sohn und Schüler Marc Anton! Wie hat doch die raſche Liebe Euer ganzes Streben ſo plötzlich verwandelt. Soll ich mit dieſem grauen Kopfe, der nie ſein Glück bei Frauen ſuchte, Euch begreifen, Euch ganz verſtehen können?"

„Ich ſchwöre," erwiederte Marc Anton, „wenn Ihr ſie ſeht, mein geliebter Lehrer! Ihr ſetzt einen Kranz von friſchen Roſen auf Eure grauen Haare, um dieſer Dame zu gefallen. Ihre Schönheit liegt ſo ſehr außer dem Maßſtabe alles Gewöhnlichen!"

„Ja wohl!" verſetzte Feretro: „ſo ſehr, daß Ihr, mein verſtändigſter und eifrigſter Schüler, faſt verwirrt werdet, und von Dingen ſprecht, die ich beinahe toll nennen möchte."

„Dennoch ſchwöre ich," betheuerte Marc Anton im Feuer der Leidenſchaft, „daß Ihr ſelbſt in Liebe entbrennen würdet, wenn Ihr ſie ſähet. Auf Erden hat nie ihres Gleichen gelebt."

Virgilio, welcher bis jetzt nachdenklich geſchwiegen hatte, ſtand jetzt lächelnd auf, wendete ſich raſch zu Feretro und ſprach: „Wie mich dünkt, ſolltet Ihr, um der luſtigen Wendung willen, die Wette

eingehen. Fast gelüstet es mich selber, dieß Wunderbild zu schauen, obgleich ich die Weiber hassen gelernt habe und mir als Denkspruch vorsetzte: Das Weib ist ein übertünchtes Grab! — Diese besondere Angelegenheit hingegen erweckt meine ganze gute Laune, und es wäre wirklich lustig, Euch, Signor Feretro, als Nebenbuhler dieses achtungswerthen jungen Edelmannes zu erblicken." Er wandte sich nun zu Marc Anton und rief: „Vor allem gilt Eins! Verzweifelt nicht; ich habe mancherlei schon bewirkt, was andern unmöglich schien; und es wird nicht die schwerste meiner Künste brauchen, um Euch für's Erste in das Haus der Dame, welche Euch bezaubert hat, zu bringen. Zugleich möchte ich Euch aber drei Dinge rathen, nämlich: Suchet die Liebe, wo sie ist; dann: wenn Euch eine Schlange in den Weg kömmt, so tödtet sie, sonst tödtet sie Euch; und endlich: Wißt, daß jedes Weib ein Teufel ist."

„Edler Meister!" erwiederte Marc Antonio unmuthig: „Ihr seid freigebig mit Lehren, die wie kalte Tropfen auf glühendes Eisen fallen."

Virgilio maß den Edelmann mit einem stechenden Blicke und kehrte ihm den Rücken. „Nehmt die Wette an!" sprach er zu Feretro. „Was gilt

die Wette, daß Ihr dießmal die Wette verliert? Gewinnt Ihr sie, desto besser! aber um des lustigen Abentheuers willen, thut mir den Gefallen und laßt uns zusammen das Haus der Dame Formosa in den nächsten Tagen besuchen. Ich bin alt geworden, obgleich mein Haar noch schwarz ist, wie das eines Jünglings, meine Wangen ohne Falten, mein Wuchs stark und aufrecht; demungeachtet habe ich manches auf Erden mit angesehen und könnte Euch auf ein Haar beschreiben, wie es bei Eures Großvaters Geburt herging. Ich bin des tiefen Ernstes müde geworden und möchte mich jetzt gern in mannigfachen Schwänken ergötzen. Es freut mich, Euch in Bologna noch am Leben gefunden zu haben, einen alten weisen Lehrer, der seinen Ruhm nicht unverdient genießt; ebenso freut es mich, daß mir gerade hier ein Abentheuer aufstößt, dessen Seltenheit mich fesselt. — Schlagt ein!“

Feretro, von Ehrfurcht gegen den weisen Virgilio verleitet, schlug, obwohl ungern, ein, und versprach, mit ihm und Signor Marc Antonio das Haus der Dame Formosa zu besuchen.

II.

Kaum der dritte Tag war nach dem Leichenbegängniſſe des Grafen von der Provence verſtrichen und ſchon auf's Neue ſtand das Haus der Dame Formoſa wieder offen; Geſang, Tanz und Luſtbarkeit ſchallte in demſelben und neue Bewerber blickten in die verführeriſchen Augen der holden Dame. Unter den neuen Gäſten aber bemerkte man mit Erſtaunen den alten Profeſſor Signor Taddeo Feretro, den blühend-kräftigen jungen Grafen Marc Antonio von Mirandela und einen Fremden in der Fülle männlicher Jahre, deſſen Name der Geſellſchaft unbekannt war, denn der weiſe Meiſter Virgilio hatte hierüber ſowohl Feretro als Marc Anton Stillſchweigen aufgelegt. Der Fremde war dieſsmal ganz einfach gekleidet, faſt nachläßig, mindeſtens weniger ſorgfältig, als es das vornehme Haus der Dame verlangt hätte. Auf ſeinem Kleide aber prangten eine Menge goldner Ketten und Ehrenzeichen.

„Ich freue mich," ſprach Formoſa begrüßend zu Marc Antonio, „Euch hier in meinem Hauſe für Eure jüngſt bewieſene Höflichkeit danken zu können, und wünſche nur, Ihr möget in dieſem Kranze ſchöner

Frauen von Bologna durch irgend ein holdes Auge begeiſtert, Anlaß nehmen, durch Eure Kunſt in zierlichen Reimen und Euer angenehmes Geſpräch die Unterhaltung zu krönen."

„Madonna!" verſetzte Marc Antonio, wonnetrunken von der ſchmeichleriſchen Rede der Dame: „meine ganze Seele iſt ſo vollſtändig Euer Eigenthum, daß Ihr, wie kluge Zauberer, mit dem goldenen Stab Eurer Rede nur zu winken braucht, und alle Keime, die meine ſchwachen Fähigkeiten tragen, werden ſchnell zu Blüthen wachſen."

Feretro und Virgilio ſtanden indeſſen in einer Ecke, während die Dame und Marc Anton ihr Geſpräch fortſetzten. Der alte, in Höflichkeiten angelenke Profeſſor, war wie von einem roſigen Morgenſchein umfloſſen, ſeine Augen glühten, mächtiger pulste ſein Blut, pochte ſein Herz. „Edler Meiſter!" ſprach er zu dem weiſen Virgilio, „ja wahrhaftig! dieſes Weib iſt ſchön, und ich begreife gar wohl, daß im Gefolge dieſer Holdſeligkeit der Wahnſinn einherſchleicht, der ſich gar leicht an jedes männliche Herz drängt und es in unauflösbaren Banden feſſelt!"

Der weiſe Virgilio lächelte, als er den unglü-

bigen Alten so schnell umgewandelt sah; zugleich flog aber über seine Stirne eine Wolke und er flüsterte ihm zu: „Wißt, daß jedes Weib ein Teufel ist.“

Doch die Warnung rauschte wie ein Herbstwind an Feretro's Ohr vorüber; er drängte sich vor in Formosen's Nähe: seine ganze Natur schien verjüngt; wie ein leichtfertiger junger Fant haschte er nach jedem Laute, der aus ihrem Munde ging. So war die Dame stets von Meister und Schüler umgeben, wie von Winter und Lenz.

Indessen wogte die Gesellschaft mannigfach durcheinander, die Unterhaltung, die freie Lust entfaltete ihre bunten Schwingen. Fröhliche Musik und Gesang erschallte, die lieblichen Töne schienen sich mit den Wohlgerüchen zu vermählen, welche von den zierlichen, alabasternen Vasen, marmornen Candelabern und goldenen Opferschalen emporstiegen und eine eigene Atmosphäre um das Feenreich erschufen. In den Nebengemächern schlang sich der holde Reigen des Tanzes; dazwischen klangen schmeichelhafte Lobsprüche, der schönen Wirthin zu Ehren, und zierliche, verliebte Reime, von begeisterten Lippen gesprochen; Diener schritten hin und wieder und kre-

dengten auf ſilbernen Platten lockende Früchte und feurigen Wein. Die Königin des Hauſes ſelbſt entfernte ſich und mit ihr die todtenbleiche Dienerin Giuditta, in demſelben Augenblicke, da es die Geſellſchaft in Luſt und Wohlleben nicht bemerkte, um dann plötzlich wieder durch einen neuen Zauber den Abend zu beleben. Sie hatte dem glücklichen Marc Antonio noch einen Blick geſchenkt, in welchem Verheißung und Gewährung zugleich lag, und obgleich Giuditta, mit Entſetzen auf dem Antlitz, ſich bemühte, ihn zurückzuhalten, ſtrebte er willenlos, magiſch hingeriſſen in weiten Kreiſen der holden Zauberin nach. Als er an dem weiſen Virgilio vorüber wandelte, raunte ihm dieſer mit ernſter Stimme zu: „Sucht die Liebe, wo ſie iſt;“ und Giuditta drohte augenſcheinlich vor namenloſem Bangen in die Erde zu ſinken. Marc Antonio aber hatte Virgilio's Spruch nicht gehört und ſah Giuditta nicht. Nur Formoſa verfolgte er mit Blicken und Schritten. Jetzt ſchloß ſie die Thüre eines im wunderbaren Helldunkel reizenden Gemaches auf, trat hinein und ließ die Thüre halb offen. Marc Antonio folgte ihr unverwandt durch die Reihe von Zimmern, die ſie durchwandelt war, kühn ſchlüpfte er durch die halboffene Thüre und

zog sie hinter sich zu. Giuditta sank vor der Thüre ohnmächtig zusammen.

Inzwischen hatte sich die Gesellschaft um Virgilio zusammengedrängt, welcher durch sein ernstes Wesen, den Gegensatz der leichtfertigen Lustigkeit, von welcher das ganze Haus wiederhallte, die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Das Gespräch kam auf die Frauen, auf die wunderbare Gewalt der Liebe und die seltsamen Fügungen des Zufalls, wodurch Herzen, welche aufrichtig lieben, verschmäht würden, während die Verschmähenden selber nur allzuhäufig ihre blinde Neigung an unwürdige Gegenstände knüpfen. In allen diesen Gesprächen zeigte sich der Fremde als einen strengen Widersacher der Frauen und betheuerte, daß nicht genug Gräuliches erdacht werden könne, woran eine Frau nicht Gefallen fände.

Die jungen Liebesritter, durch zürnende Blicke ihrer Damen angespornt, forderten ihn auf, sein Verdammungsurtheil durch Beweise zu unterstützen; und die Damen waren selbst versöhnlicher gegen ihn gesinnt, wenn sie in seine blitzenden Augen schauten.

„Wohlan!“ sprach Virgilio, von dessen Namen und geheimen Künsten niemand in der Gesellschaft

etwas wünſtez ich ſehe, daß ich hier Beiſpiele ſelbſt anführen muß, um den Frauen zu beweiſen, daß im Herzen jeder Frau ein böſer Dämon ſchlummert. Ich will zu dieſem Ende eine Geſchichte erzählen, welche zwar unglaublich ſcheint, für deren Wahrheit ich mich aber verbürgen will."

Alle Gäſte horchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit und der Meiſter Virgilio begann:

„Es lebten im griechiſchen Lande zwei Freunde, deren Namen ich hier verſchweige, daher ich ſie kurzweg Damon und Pythias heißen will. Sie liebten ſich mit aller Treue der Freundſchaft, welche ſich nur denken läßt, und obgleich ich an dem Werthe des kommenden Geſchlechts nicht zweifeln mag, ſo glaube ich doch, daß ihres Gleichen nicht mehr geboren werden. Sie liebten beide ein und daſſelbe Frauenzimmer, eine Dame von wunderbarer Schönheit und ausgezeichneten Geiſtesgaben. Jeder wußte von des Andern Liebe, und, großmüthig in ihrer Freundſchaft, wie ſie waren, bemühte ſich wechſelſeitig jeder, die Dame von der Liebe ſeines Nebenbuhlers zu überzeugen. Zugleich muß ich Euch aber bemerken, verehrte Zuhörer, daß nebſt dieſen Beiden noch ein Dritter um ihre Liebe warb, den ich Gavio heißen

will, weil er in manchen geheimen Wissenschaften wohl erfahren und bewandert war. Dieser durchschaute aber die Dame gar bald, welche beide Freunde begünstigte, weil sie den Triumph ihrer Eitelkeit darin feiern wollte; die Beiden, deren Freundschaft allgemein im Rufe stand, durch die Macht ihrer Reize zu entzweien, von Liebe aber war ihr Herz leer und Signore Savio begann sie eben darum zu hassen, so sehr als er sie früher geliebt hatte; auch sann er aus seinen Büchern ein Mittel, um die falsche Dame zu beschämen, wie sie es verdiente, und zu verderben. Die Dame hatte gerade um jene Zeit, auf welche er die Ausführung seines Vorhabens angesetzt hatte, mit den beiden Freunden, mit jedem besonders, ohne Wissen des Andern ein Stelldichein verabredet, in ihrem schönen Lusthause am Strande des Meeres, wo zu Üppigkeit und Wohlleben ein wahrer Feenpallast erschaffen worden war. Messere Damon war der erste, welcher eintraf (denn so weit hatte es die Dame doch gebracht, daß die beiden Freunde einander dieses Ständchen verschwiegen) und alsobald wurde er von den Mohren und andern Dienern der Dame in ein prächtiges Bad gesetzt und mit köstlichen Salben gerieben und mit

duftenden Kleidern angethan; hierauf trug man ihn, wie im Traum, in ein halbdunkles Gemach, wo er die Dame im reichſten Schmuck, auf einem Bette liegend, gewahrte. Als der andere Freund, Meſſere Pythias, anlangte, widerfuhr ihm dieſelbe Ehre; man hub ihn in das zierliche Bad, bediente ihn mit den lieblichen Salben und zog ihm fürſtliche Gewänder an. — Dann ward er in das Gemach geführt, wo ſein Freund ſich bereits befand. Als er eintrat und ſeinen Freund in der Umarmung der Dame traf, verlor er die Beſinnung, vergaß die Freundſchaft und rief: „Du Ehrvergeſſ'ner! wie muß ich dich finden! Haben wir uns nicht wechſelſeitige Treue gelobt? und du genießeſt die Schwachheit dieſer Frau und betrügſt mich ſchnöd und heimtückiſch, indem du den Platz einnimmſt, der mir gebührt!“ Da ſprang Signor Damon wüthend auf, faßte ſeinen Degen, der in der Ecke lehnte, und drang in blinder Raſerei auf ſeinen Freund ein, der gleichfalls zog und ſeinem Hiebe auszuweichen ſuchte. Zu gleicher Zeit that ſich eine verborgene Thüre auf und die Dame trat herein, eine goldene Lampe in der Hand tragend, gerade in demſelben Augenblicke, als die Freunde ſich in der Hitze des Kampfes wech-

ſelſeitig durchbohrten. Da lachte ſie höhniſch auf und rief ihren Dienern zu: „Schafft mir die Leichen dieſer Thoren aus den Augen, welche ſich um eines unwürdigen Schattenbildes von mir, eines geſchminkten Hämmlings halber, den Tod gaben.“ Dabei warf ein weiblich gekleidetes Weſen ſich ihr zu Füßen und flehte um Gnade, daß ſie die Degen nicht vergiftet. „Was ſehe ich?“ rief die Dame, „du biſt's, pflichtvergeſſene Rafaelle? Warum übertratſt du in deiner thörichten Liebe zu Meſſere Damon mein Gebot? Befahl ich dir nicht die beiden Degen mit jenem Gift zu beſtreichen, welches dein Vater ſo trefflich zu bereiten verſteht? Befahl ich dir nicht, dich in deinem Gemache ruhig zu verhalten, und du haſt mein Gebot ſo gebrochen? Aus meinen Augen und erwarte jetzt in Geduld dein herbes Loos!“ Rafaelle beſchwor ihre Dame, ſie hätte nicht anders zu handeln vermocht, der junge Adonide habe gleichfalls aus Mitleid ihr ſeine Rolle überlaſſen. — „Hinweg!“ ſchrie die Dame, unverſöhnlich in der Raſerei ihres teufliſchen Haſſes; „hinweg mit dir! ſage ich, hinweg! Du haſt die Thoren nicht gerettet! Schau! ſchon hauchen ſie ihre Seele aus; die Kleider ſelber waren vergiftet,

die Salben, das Bad desgleichen. Auch du ſtirbſt. Weißt du, was es heißt, mir zu trotzen oder zu widerſtreben? Mich bezwingt keiner!“ Mit dieſen Worten drückte ſie dem Mädchen einen Kuß auf den Mund, von welchem dieſe getödtet zu Boden ſank. — Ihr ſtaunt, geehrte Zuhörer! Allerdings iſt es unglaublich, doch aber gewiß, daß verpeſtete Küſſe tödten können, ohne den Spender des Kuſſes zu verſehren. Denn die Dame hatte ein wunderkräftiges Mittel, welches ſie vor dem Schaden bewahrte. Nichts iſt teufliſcher als ein Weib. In jener Stunde aber, da das Mädchen getödtet war, trat Meſſere Savio zu ihr hinter'm Rücken, faßte ſie bei'm Arm, daß ſie ſich nicht wehren konnte, und ſprach: „Baſilisk! hab' ich dich gefangen? Ich kenne dich und weiß, wie du zauberſt. Deine verruchten Augen tödten jeden, der dich in Liebe umarmt, raſch oder langſam, nach deinem Gefallen. Darum verabſcheuſt du jeden Spiegel in deinem Palaſte, damit du dich nicht ſelber tödteſt, wenn du dich liebend anſchauſt, weil du kein Weſen auf Erden liebſt, als dich allein.“ Hierauf hielt er der Dame raſch ſeinen Spiegel vor, da ſank ſie lautlos zuſammen und Savio ging triumphirend von hinnen. Leider hatte ihn

die Listige betrogen. Sie ahnte, was da kommen würde, schloß noch eine Sekunde, bevor er ihr den Spiegel vor's Antlitz hielt, das Auge, und sank dann zu Boden, indem sie sich todt stellte. Bald darauf entfloh sie in die weite Welt, denn es dünkte ihr doch nicht geheuer in der Nähe des Mannes, der sie tödtlich haßte. Er hat weiter von ihr nichts vernommen."

Bei dieser Erzählung des weisen Virgilio erfaßte ein Grauen die ganze Gesellschaft; die lustigsten verstummten und blickten mit heimlichen Zittern rings an den Wänden der Zimmer umher, an denen nirgends ein Spiegel zu erblicken war; der Tanz hatte längst geendigt, die Musik war verhallt, ein dumpfes Brüten lag über allen Häuptern. Da fesselte ein neuer Anblick die zerstreuungslustige Gesellschaft. Aus den innersten Gemächern schritt herbei die Göttin der Jagd, mit dem silberblinkenden Mond auf der Stirne, in der Einen Hand den blanken Wurfspieß, in der andern den goldenen Bogen tragend, gekleidet in ein dunkelgrünes, hochgeschürztes, gegürtetes Sammetgewand, die Sandalen mit rothen Riemen in zierlichen Knoten festgeschlungen. Nachdem Diana die Gesellschaft mit stolzem Blicke, wie

es einer Göttin geziemt, gegrüßt hatte, ließ ſie ſich auf einem prächtigen Stuhle nieder und ſprach folgende Reime:

„Daß ſich Diana naht, mögt ihr deuten
Auf kriegeriſche Jagd von holden Scherzen;
Von blüh'nden Frau'n, ſinnreichen Männerherzen
Läßt ſich des Reimes Pfeil zum Ziele leiten.
Drum fordert dieſe flüchtige Canzone
Zum Kampf euch in die Schranken,
Sie zu beſchämen durch des Witzes Krone
Und um den Siegern nach Gebühr zu danken,
Schenkt ſie, zum goldnen Lohne,
Die Pfeil', die noch in keine Wunde ſanken!“

Ein junger Edelmann erhob ſich hierauf nach einer kleinen Pauſe und begann mit dieſer Strofe:

„Madonna, deine Waffen ſind ſo holde,
Daß ſie aus Amors Köcher ſind entronnen,
Da jeder Blick ein Pfeil der ſüßen Wonnen,
Der blank gehämmert iſt aus lautrem Golde.
Und alſo will es ſich nicht wohl gebühren,
Mit deinem Geiſt zu ſtreiten,
Der, unbeſiegt, dem Gleichen ſoll erkühren,
Den Liedergott, dein Lob rings zu verbreiten;
Doch wenn du Krieg willſt führen.....“

Diana blickte den Dichter bei dieſen Worten mit ſolchem Stolz und Hohn in's Geſicht, daß er ſtockte und die Beſinnung verlor; ſo ſehr er ſich in ſeiner

großen Verlegenheit bemühte, den letzten Reim noch zu gewinnen, gelang es ihm dennoch nicht, was der ganzen Gesellschaft, vor allen aber der Dame Formosa zur großen Belustigung diente. Als sie sich eine kleine Weile an dem verzweiflungsvollen Antlitze des aus seinen Reimen herausgeschleuderten Dichters ergötzt hatte, ergänzte sie selbst den Schluß:

„Doch, wenn ich Krieg will führen,
So möcht' ich bessre Gegner mir erbeuten."

Schamröthe ergoß sich flammend über das Antlitz des Verspotteten; da lenkte der alte Ferrero plötzlich Aller Aufmerksamkeit auf sich, indem er mit liebeglühenden Blicken den Reimkampf also fortsetzte:

„Den Pegasus lenk' ich mit rauhen Zügeln;
Doch, deinen Dank im Wettstreit zu gewinnen,
Treibt es auf ernstren Künsten mich von hinnen,
Von Pergamenten, Horoskop und Tiegeln,
Denn meine Liebe eilt auf schnellern Flügeln,
Als Pfeil' vom Bogen fliehen;
Und floh' ich auch rasch über Thal und Hügeln,
Wie Reh', Hirsch', Hasen ziehen;
In deines Auges Spiegeln
Wär' ich gebannt, gefangen ohne Mühen."

Dame Formosa lächelte erröthend und sprach ihm den Dank zu, da niemand sich zum weitern

Kampfe meldete. Der verletzte Reim, den der alte Feretro im Eifer ſeiner Begeiſterung vorgebracht, hatte wie ein elektriſcher Schlag auf die Verſammlung gewirkt, welche dadurch unwillkührlich an das Mährchen von der griechiſchen Dame erinnert ward, welches der Fremde erzählt hatte. Dieſer ſaß mit verkreuzten Armen auf ſeinem Stuhle und betrachtete mit finſterm Blick bald die Dame, welche den Signore Feretro zu ſich winkte und ihn folgen hieß, um den Dank zu empfangen, bald auf den greiſen Feretro ſelbſt, welcher wie ein jugendlicher Thor im Banne der Zauberin lag.

Diana entfernte ſich, die Geſellſchaft um Geduld erſuchend, indem ſie eine neue Ueberraſchung vorzubereiten im Sinne habe. Der alte Feretro, deſſen graue Haare durch Diana's Spott, für den er blind war, zum Gelächter wurden, bot ihr die Hand und geleitete ſie in ihr Gemach. Die Geſellſchaft war ziemlich verſtimmt, obgleich ſich Muſik und Tanz erneuerte und, nach der Dame Anordnung, alles aufgeboten ward, die Luſtbarkeit zu erhöhen. Mehrere Gäſte entfernten ſich allgemach; Virgilio ging ernſt auf und nieder. „Ich will doch abwarten und ſehn," dachte er, „wie weit der Frevel getrie-

ben wird. Pfui! Pfui! über einen weisen Mann, — sich durch eine Meduse kirren zu lassen. Ich aber wasche meine Hände; mit zwei Sprüchlein habe ich gewarnt; wie heißt der dritte? — Mich eckelt wahrhaftig! dieß elende Treiben an, kaum daß ich meine Hand wieder nach dem bunten Spiele ausstrecke; unwillkührlich zischt die lauernde Schlange hervor und es lüstet mich, sie zu fassen und zu erwürgen. Was ist der Mensch? Ein ergrautes Kind, altklug in seiner Thorheit, ein kindischer Greis, ein ewig uralter Thor, der unklug seine Klugheit überschätzt. Es war meine größte Thorheit, daß ich den Feind wieder in die Bergesspalte verschloß. Durch finstere Macht allein kömmt Wechsel in dieß lahme Einerlei. Unter diesen schellenlauten Fastnachtstollen wandle ich; kann sie beherrschen durch die Kraft meines Willens, meiner Kunst; kann ihnen wohlthun und schaden. Was bringt mir diese königliche Macht für Dank? Wahrlich, es ist gut, daß alles Beherrschen in sich selbst schon den Reiz trägt; ein Blick auf die Erbärmlichkeit der Sklaven, auf die Ohnmacht dieser Spottgeburten wäre im Stande, dem Herrscher das Herrschen zu vergallen."

Marc Antonio lag ſterbend in Giuditta's Armen. Das Gemach, in dem ſie ſich befanden, und in welches ihn das ſchwache Mädchen, erkräftigt durch die Macht der treuen Liebe, getragen hatte, lag nicht weit von dem Schlafgemache der Dame Fermeſa.

Dem Jünglinge fiel es wie Schuppen von den Augen, als Giuditta, im Schmerz der verzweifelnden Liebe, die alle Feſſeln der Rückſicht ſprengt, ſeinen Mund mit Küſſen bedeckte, Erde und Himmel anrief und betete, für ihn oder mit ihm ſterben zu dürfen.

„Giuditta!“ ſtammelte er leiſe: „ich bin aus einem böſen Traume erwacht, deſſen Gift mir in's tiefſte Mark drang. Ich fühle, daß ich ſterben muß.“

„Gibt es kein Mittel, keines, keines, dich zu retten?“ jammerte Giuditta.

„Ich habe in ihre Augen geblickt!“ erwiederte Marc Antonio, in tiefer Schaam den Blick zu Boden ſenkend; „ich habe ihren üppigen Leib umarmt; da iſt keine Rettung! Von ihrem Tranke habe ich getrunken, von ihren Lippen habe ich meinen Tod geküßt. O Giuditta! kannſt du vergeben?“

„Vergeben?!“ rief Giuditta verzweifelnd; — ſterben! Jetzt im letzten Augenblicke darf ich dir's ge-

ſehn, ach! ich liebte dich unausſprechlich, ich mußte dich lieben, ſeit wir uns zum erſten Mal ſahen. Du warſt ein Zauberer, der mich ſo feſt an dich gebannt und grauſam von ſich ſtieß. Seit du mich verſchmähteſt, liebte ich dich erſt um ſo ſtärker, um ſo unzertrennlicher. Gott! o Gott! ich kann dich nicht überleben. Was mich je an dich feſſelte, wie eine treue Sklavin, war nicht dürrer, blüthenleſer Dank; nein, es war ein Zauber, der aus deinem erſten Blicke wie ein ſcharfer Pfeil mit Wiederhaken in mein Herz fuhr. Dein erſter Blick hat mich in deine Gewalt gegeben; ich kann aus dieſem Zauberkreiſe nicht entflieh'n, und wäre jeder deiner Blicke jetzt der Tod, ich werde doch leben, ſo lange mich dein Auge anblickt.

„Giuditta!" flüſterte der Jüngling, — „jetzt, da ich ſterbe, fühle ich, daß die Kraft meines Lebens nur die Liebe war; ſeit ich ſelber, ein wahnſinniger Gärtner, die Blume zerknickte, gewahre ich erſt ihre himmliſche Blüthenkrone. Schenke mir noch einen Blick, einen Kuß! Es iſt unverdiente Seligkeit, daß ich im Vollgefühl deiner Liebe ſterben kann!"

Sein Auge brach; Giuditta fühlte den Keim ihres Lebens wie durch einen ſcharfen Schnitt an

der Wurzel abgemäht. Ihre Sinne schwanden. Sie ward bleich, wie eine weiße Rose und umschlang den Geliebten mit kraftlosen Armen.

„Madonna! Ihr tödtet mich durch Eure Grausamkeit!“ sprach der alte Feretro, vor der Dame Formosa auf den Knieen liegend. Es war ein empörender Anblick, den alten Mann, der sein langes Leben in Ehren zurückgelegt hatte, nunmehr an der Schwelle seiner Tage in einem so unwürdigen Zustande zu gewahren, fast beraubt seines Verstandes, vergessend seines Alters und seiner Ehre.

Dame Formosa stand triumphirend vor ihm. „Meine Grausamkeit wird Euch nicht tödten, Mörsere,“ erwiederte sie mit vernichtendem Hohne. „Ihr fordert aber mein Mitleid auf, daß es schnellfüßig von hinnen eile und dem Hasse Platz mache. Hätte ich nicht diesen Funken von Mitleid im Herzen, hätte ich gewährt; — dann dürftet Ihr mit Grund klagen. Ei! kluger Weiberfeind, alter hochweiser Hagestolz! ist es so weit gekommen mit Euch, daß Ihr die altersſteifen Kniee zur geschmeidigen Unterwürfigkeit zwingt, mir gegenüber? Dieser Anblick sättigt mich; um diesen Anblick war mir's zu thun. Junge Thoren am Triumphwagen gespannt

zu ſehn, vermögen andre Weiber. Aber mein ſüßeſtes Behagen liegt darin, das Ungewöhnliche vollbracht zu haben. Wie nun! wenn ich den Ekel überwände, auf dieſen meinen glühenden Lippen einen eiſigkalten Kuß des ungelenken Alters erduldete; meinen jungen Leib den knöchernen Umarmungen hingäbe? Dankt Eurem Alter, elender Greis, daß mein Abſcheu vor Euch meinen allgemeinen Haß aus dem Felde ſchlägt. Steht auf! helft meiner Zofe Dienſt vertreten und ſteht mir bei, dieſes zierliche Gewand anzuthun, welches ſich mit neuen Reizen an meinen Leib ſchmiegen und mich zur geheimnißvollen Göttin Proſerpina umgeſtalten ſoll. Nun? ungelenkiger, grauhäuptiger Sklave, thut nach meinem Befehle!“

Da ſprang die Thüre auf; herein ſtürmte der weiſe Meiſter Virgilio, der ſich heimlich von der übrigen Geſellſchaft entfernt hatte, durch die Zimmer geſchlichen war und draußen vor der Thüre einzelne Worte der Uebermüthigen vernommen hatte. Mit ſtarker Fauſt raffte er den willenloſen Alten auf, drängte ihn aus dem Gemache, verſchloß die Thüre und blickte dann mit einem durchbohrenden Blick in ihr Auge.

„Wie!“ rief er mit donnernder Stimme: „Hältſt du auch dieſem Blicke nicht Stand? Du mußt, du mußt! Du kannſt dieſem Blicke nicht entrinnen; und wahrlich, ich erkenne dieſes meines Blickes Kraft; denn ſchon zeigt er dir, wie im Spiegel, dein eignes Höllenbild. Du liebteſt mich einſt, und als ich dich verſchmähte, weil du des Lebens Morgenroth auf den Wangen lügſt und darinnen im Herzen den Tod, die Peſt, die Verweſung trägſt, ſo ſchwerſt du, alle zu verderben, giftiger Baſilisk! Zum zweiten Mal ſah ich dich, als du die Freunde gemordet und Rafaelle; zum zweiten Mal ſchwer ich dir Rache, du teufliſche Meduſe! Zum dritten Mal ſtehe ich vor dir! Scheuſal, dem Grabe entſtiegen, gezeugt im Grabe, ausgebrütet von einer Leiche! deine Friſt iſt um. Im Spiegel meiner Augen biſt du verſteinert, und dieſen Dolch ſenk' ich jetzt in dein falſches Herz, das niemals vor eines Sterblichen Flehn bis zum Mitleid erſchüttert ward; daß ſich dein Zauber vollende, deſſen Wahlſpruch hieß: Auſſen roth, innen todt!“

Er ſtieß der Regungsloſen den Dolch in's Herz; dunkelrothes Blut überfluthete die Leiche; der weiſe Meiſter Virgilio ließ den Dolch im Herzen der Gemordeten ſtecken, dann murmelte er einen Fluch

über die Lippen, der wie ein Gebet in fremdartigen Lauten klang; verließ das Gemach, ergriff den alten Signore Taddeo Feretro, der wie ein vom Schlaf und Scheintod Erwachter zitternd folgte, und schritt rasch in die Säle, wo sich die Gesellschaft befand und der Dame noch harrte. „Ihr tollen Fastnachtsnarren!“ rief er wild, „eilt, daß Euch mein Grimm nicht treffe. Was gafft Ihr hier so blöd verwundert; in eitle Lust, in hirntäubige Gaukelei versunken, gekitzelt von stumpfer Begierde, von Grau'n und Eckel in's Joch gespannt, von wollüstigem Tanz und Citherklang in zwecklos wirbelnden Taumel gekreiselt?! Wißt Ihr nicht, Ihr blindes, taubes Volk, daß mitten in Eurer Lust der Tod sitzt, als Lustdirne maskirt, überschminkt die Wangen, die Glieder gesalbt mit duftenden Wässern. Ihr aber, denen selbst die Falschheit im Herzen sitzt, der Wahnsinn, noch im Ei eingeschlossen, im Hirne liegt, wetteifert in toller Abgötterei, mitten in der Buhlerei von Basiliskenblicken getödtet zu werden; Ihr könntet Tage lang auf einem Beine stehn, um einen verpesteten Blick zu erhaschen; Ihr könntet Wenden lang Euch von nichts ernähren, als von nichtsnutzigen Citherklängen, bloß damit Eure Wangen an Bläße und Schmächtigkeit den abgebuhlten

Eures Götzenbildes ähnlich werden. Pfui! Pfui! Pfui! was für ein auserlesen bettelhaftes, unheilbar sieches Volk seid Ihr; unwürdig, daß ein Mann Euch aus dem Sumpfe zerre, zu dem Euch das Irrlicht Eurer Tollheit und Wollust verlockte. Wollt Ihr die Dame Formosa schaun? Eilt hinein in ihres buhlerischen Frevels Heiligthum; sie erwartet Euch allesammt, purpurn durch Blut, kalt durch den Tod; aber ihre schönen Augen werden Euch nicht mehr fesseln; denn sie sind gebrochen. Geht hinein, elendes Volk, das selbst die Verwesung im Herzen trägt, die so magnetisch vom Tode angezogen ward, der in jenes Weibes Augen und Brust lag. Geht hinein! Laßt Eurer Wollust die Zügel schießen; ich traue Euch sogar den wahnsinnigen Wunsch zu, daß dieses todte Medusenhaupt Euch versteinern möge; Ihr könnt ja nicht glücklich sein, wenn Ihr Euch nicht verknechtet, verstarrt, betäubt und willenlos fühlt; im Rausch, im Besinnungslosen liegt Euer Glück. Pfui! Pfui! Pfui! mich eckelt's, fürder unter einem solchen Geschlechte zu leben; alle meine Künste will ich vernichten, meine Bücher in's tiefe Meer versenken und einsam sterben, wo keine Menschenseele mir nahe ist."

Die lustige Gesellschaft war von der donnern-

den Rede des weisen Meisters betroffen, erschüttert und betäubt. Virgilio selbst war mit raschen Schritten aus ihrer Mitte geeilt. Als die Gesellschaft aus ihrem Staunen erwachte, trat das Entsetzen an die Stelle der Lust und stäubte die Leichtfertigen nach allen vier Winden. Signor Taddeo Feretro war siech bis zum Tod; er fühlte es wie bleiernes Grausen im Marke wühlen.

III.

Am andern Morgen, bevor der Tag graute, wurde in aller Stille Marc Antonio's Leichenbegängniß und Beerdigung vorgenommen. Ein namenloser Schauder hielt alle, die ihn gekannt hatten, zurück, demselben beizuwohnen; selbst der Professor Feretro fehlte bei der Bestattung seines Schülers, den er stets wie einen lieben Sohn gehalten hatte; — er lag selbst auf seinem Siechenbette zu Hause. Ein Wesen fehlte jedoch nicht, als Marc Antonio's irdische Hülle in's Grab gesenkt wurde. Es war Giuditta. Als die letzte Erdscholle auf den Sarg fiel, rief sie mit brechender Stimme:

„O Gott! ist es denn möglich? Ja! es ist möglich, denn seines Auges Zauber wirkt noch, und,

wiewohl es vom Tode verhüllt wird, winkt es mir doch allgewaltig zu ihm hinab. Mit dieſem Zauber, einem himmliſchen, hat er mich getödtet, das fühle ich jetzt, da meine Sinne ſchwinden; aber er hat mich getödtet, damit uns neues und göttliches Leben erwecke zu ewiger Anſchau. Bricht mein Auge jetzt? Nein! es wird wach und ſieht ſtatt des Morgens, ſtatt alles Lebens nur ihn, nur ihn. Er hat mich beherrſcht; er beherrſcht und zieht mich noch enger an ſich; ſeines Auges Zauber lächelt: Willkommen!"

Der weiſe Meiſter Virgilio ritt auf ſeinem Rappen eben in der Nähe und ſah das Mädchen auf dem Grabe Mare Antonio's. Er hielt in ſeinem raſchen Trab inne, neigte ſich hernieder und gewahrte, daß Giuditta verſchieden war. Die finſtern Wolken auf ſeiner Stirne zerſtreuten ſich allmählig, um ſeine Lippen ſchwebte wehmüthiges Lächeln. Faſt ſchien's, als träte in ſeine ſtrengen Augen eine Thräne. Als er langſam weiter ritt, murmelte er vor ſich hin, indem er ſich nach Giuditta's Leiche umſah:

„Auſſen todt, innen roth."

Der alte Spieler und sein Geselle.

Erzählung.

Erstes Kapitel.

„Da geht unser alter Spielmann," sprach die Bürgersfrau bei'm Kirchgang zu ihrer Base, die aus der Fremde zu ihr gekommen war. — „Das ist derselbe, der in der Kirche das große Solo geigt und bei'm Tanz die lustigsten Weisen anstimmt. Er ist ein wunderlicher Kauz!"

„Was für einer ist es von jenen Männern?" entgegnete die Base.

„Der dort abgesondert von den Andern geht," erwiederte die Bürgersfrau, „mit dem silberweißen Haar und Bart, er hat ein blutjunges Geschöpf im Arm, ein feines Näschen! Heilige Mutter Anna! das Ding könnte eben so gut seine Tochter sein, als sein Weib."

„Ist die bildschöne, bleiche, junge Frau seine Gemahlin?" fragte die Base.

„Nun!" meinte die Bürgersfrau, „man soll über derlei Sachen eben nicht laut reden, und weiß man

ja doch auch nicht genau, wie es mit dem Altar und den Ringen ſtand.“

„Daß ſie ſein Eheweib iſt, dürft Ihr glauben!“ rief es jetzt barſch und in rauhen Tönen neben ihr. Es war eine hagere, bleiche Geſtalt, welche die Antwort geſprochen hatte, ein Mann, er mochte ungefähr an die ſechzig geſchätzt werden, mit dünnem, ſchwärzlichem Haare und einem gleichen Kinnbarte, einer Ledermütze auf dem Kopfe und grauen, unſcheinlich hervorſtechenden Augen.

Die beiden Frauen waren urplötzlich erſchreckt, als ſie ſich nach dem Sprecher umwendeten und die ſeltſame Geſtalt des Fremden mit den kalten, theilnahmsloſen Zügen ihnen plötzlich in's Auge fiel. — Das Gewühl der vielen Leute, welche den Vespergang mitmachten, entzog ihn hierauf bald ihren Blicken.

Wie bunt und fröhlich drängte ſich nach der Veſper alles auf dem weiten, grünen Plan durcheinander. Es war ein ſchlanker Baum in der Mitte der Wieſe aufgeſtellt, auf deſſen höchſtem Gipfel bunte Kränze und Bänder flimmerten, rings herum

hüpfte die liebe Jugend, Buben und Mädel, wacker im Kreiſe. Die ältern Burſche kletterten mit allerlei Kunſtgriffen an dem glatten Baume hinan und fielen, nicht ohne weidlichen Spott derer, die gemächlich unten ſtanden, an der Stange herabglitſchend, wieder unſanft zu Boden. Unter etlichen grünen Linden waren einfache, hölzerne Stühle und Tiſche aufgeſchlagen, wo die hausgeſeſſenen Leute, (die Männer in ihren breitgeſchlitzten Feſttagswämſern, die Frauen mit den hohen Hauben und breiten Bruſttüchern) ſaßen und bei dem Schoppen von redlichem Weine auf den nicht allzufernen Mühlbach blickten, wo die Räder gedämpft brauſend den Takt zur Muſik angaben. Der Schenkwirth mit dem ſammtenen Sonntagskäppchen und die Schenkin mit der ledernen Geldtaſche am ſilbernen Gürtel liefen geſchäftig hin und wieder. Die Studenten gingen mit den milchigen Geſichtern unter ſchwarzen Mützen hinter den rothwangigen Dirnen einher, die ſich oftmals halbverſtohlen und heimlich kichernd nach ihnen umſahen. In der Mitte tanzten die Geſellen und jungen Männer mit den Mädchen, die ſich gar lieblich in den knappen Miedern und mit den aufgebundenen üppigen Zöpfen ausnahmen. In der

Ecke endlich, an den Stamm einer breiten, schattigen Linde gelehnt, saß der Spielmann neben einem Tisch an der Seite einer hohen, bleichen Frauengestalt und fiedelte die lustigsten Tanzweisen. Wie griffen die Streiche des Fiedlers so kräftig und lebendig in die Saiten! da sprangen Klänge hervor, wie das reine Gold aus dem Schacht. Jeder Ton forderte zum tollsten Wirbel, zum üppigsten Lebensgenuß; es war in der That für ein junges Blut beinahe unmöglich, die Tanzweisen nüchtern anzuhören, ohne sich dicht am Busen einer schlanken, schönen Dirne mitten in den Reigen zu begeben.

„Herr Frater!“ rief ein Bruder Studio zu einem andern, „der Fiedler hat den Teufel in seiner Geige!“

„Mein Seel!“ rief der andere, „er streicht die Saiten und lockt Töne daraus, die einem so recht wollüstig um's Herz schmeicheln und beinahe den klaren Verstand rauben, wie die Zauber-Melodeien dem Tannhäuser.“

„Herr Bruder!“ erwiederte der andere Schüler, „du siehst, mein Seel! so gut einem Tannhäuser ähnlich, als mein Flederwisch einem Zahnstocher, — eher noch einem Kalmäuser! und was den Ver-

ſtand betrifft, ſo weißt du ja das Sprüchlein: Wo nichts iſt, hat Kaiſer und Reich ſein Recht verloren.“

Der bemooste Burſche freute ſich eben, in Ermangelung fremden Beifalls, recht herzlich über ſeinen guten Einfall und wollte ſich mitten in den Wirbel des Tanzes ſtürzen, als der Reigen plötzlich ſtockte und die Muſik mitten im Takte nach einem gellenden, widrigen Mißlaut verſtummte. Unruhig und aufgebracht wogte Alles nach der geſtörten Luſt toll durcheinander. „Kerl, wir wollen dich die Saiten ſtreichen lehren!“ brüllten die Herren Studioſi und drangen mit wildem Ungeſtüm auf den Spielmann ein.

„Näht den Fiedler in ſeine Geige ein!“ liſpelte ein zürnendes Schneiderlein.

„Wenn er ſeine Hiebe hat, wird er wohl die Striche vollſtändiger führen!“ donnerte ein Küpergeſelle und ſtreifte die Arme auf.

„Gerade im beſten Walzer, als einem alle Sinne vergingen,“ — jammerten die athemloſen Dirnen durcheinander und richteten die Buſentücher und Zöpfe zurechte.

„Es iſt eine Injuria,“ ſchnarrte ein langer Herr dazwiſchen und ſteckte die ſchmale Habichtsnaſe he-

fer in's Deckelglas, „man muß ihm einen Injuriemprozeß anhängen und ihn dann aufhängen. Dixi.“

Der Spielmann ſelbſt aber ſaß regungslos und ſtarr an den Stuhl zurückgelehnt, während die bleiche, junge Frau an ſeiner Seite ſich Mühe gab, ihn aus dieſem grauenhaften Zuſtande zu wecken. Geige und Fiedelbogen lagen zertrümmert zu den Füßen des ſeltſamen Ehepaares. Hinter dem Stuhle des alten Spielmanns beg ſich ein widerlich lächelndes Angeſicht zu dem Greiſe vorwärts nieder und wendete den langen, dürren Hals, um ihm in die Augen zu ſehen.

„Was ich dir bemerken wollte, Freund Martin!“ begann der Mann hinter des Spielmanns Stuhle, „daß dein ſchönes, junges Eheweib hier der Jungfer Agathe ähnlich ſieht und ihre Züge ſo genau trägt, wie eine Schweſter die der andern oder eine Tochter die der Mutter. Du weißt dich doch wohl noch an Jungfer Agathe zu erinnern, Freund Martin!?“ Er griff bei dieſen Worten nach dem Schoppen des Spielmanns und that einen langen Zug.

„Sylveſter! woran mahnſt du mich?“ ſchrie der alte Spielmann verzweifelnd auf. „Sylveſter!

fahre zur Hölle; Verſucher! nenne mir ihren ſüßen Namen nicht."

„Das iſt eine ſchlimme Art, alte Freunde zu bewillkommen," verſetzte höhnend Sylveſter; „es ſind nun wohl freilich an die zwanzig Jahre, daß wir uns nicht begegneten, wir haben uns doch in früheren Zeiten oft geſehen und zuſammen handthiert; und mehr als einmal kam Agathens Name aus meinem Munde; wie ſind meine Lippen plötzlich ſo verpeſtet, daß du das Wort Agathe von ihnen nicht zu hören begehrſt? Die todte Jungfer Agathe ſoll leben und dein lebendes Eheweib daneben! Nun, Martin! es war eine ſchöne Zeit, als du Agathe kannteſt und beſuchteſt. Denkſt du noch daran?"

„Du drängſt mich mit Fragen, wie das böſe Gewiſſen;" erwiederte der alte Spielmann. „Wozu dieſe furchtbaren Erinnerungen jetzt, wo ich dich ſeit zwanzig Jahren wiederſehe? — Weh mir! daß ich dich wiederſehen muß, der du zuerſt den Frieden untergrubſt und das Verderben ausſäteſt!"

„Was ſchert's dich, wenn ich meine Luſt d'ran habe?" grollte Sylveſter; „ich will wenigſtens das Nachſehen haben. Ei! ihr wäret wohl alleſammt

ſo klug, wenn euch der Kitzel ſticht, den Kuppler um die Handthierung ſeines ehrſamen Amtes anzuflehen; kömmt euch am Ende ein Fluch quer über den Weg oder habt ihr (aufrichtiger!) des langen Genuſſes ſatt, ſo ſeht ihr den Teufel! Mich aber freut's!" —

Es war indeſſen Abend und Nacht geworden, das Volk zerſtreute ſich, ſchwer getröſtet und noch immer nicht befriedigt über die Störung der luſtigen Tanzweiſen. Nur an zerſtreuten Bänken ſaßen unter dunkeln, rabenfinſtern Schatten einzelne trunkene Zecher, ſangen wilde Lieder und klangen mit wüſtem Geſchrei die Schoppen an.

Mit Lächeln fuhr Sylveſter fort, indem er dem Alten nahe an den Leib rückte: „Wie biſt du doch, Freund Martin, jetzt ſo wortkarg und herzlos geworden gegen alte Freunde und Kameraden! Es war eine ſchöne Zeit, als wir zuſammen lange Abende, lange Nächte hindurch würfelten und du ſtets gewannſt. Holla! gedenkſt du auch noch der Nacht, als wir im tiefen Keller ſaßen, des Senators Hauſe gegenüber; es klangen die Becher, es dröhnten die Würfel; es war ein Leben, Geſell, wie's nimmer wird. Und wir ſtiegen die lange

Stiege herauf, drüben aber flimmerte das Lämpchen an Agathens Fenster; denkst du an das Erkerfenster noch? — Und du nahmst die Fiedel, ich gab dir den Bogen; — ei, verliebter Geiger! wie doch das Liedlein so lockend aus den Saiten quoll."

„Daß deine Zunge auf ewig verstumme!" rief der alte Spielmann, übermannt von verzweifelnder Angst: „Fluch deiner Zunge, die mich schon ein Mal verlockte zur Sünde! Fluch jedem Wort, was je aus deinem Munde ging! — Schweig! um aller Heiligen willen!" fuhr er leiser fort: „siehst du nicht mein junges Weib neben mir? — Säe nicht den giftigen Saamen in ihr Glück."

„In ihr Glück?" versetzte Sylvester mit einem frohen Blick. „Niemand soll glücklich sein! In der Hölle Namen, was geht mich dein junges Weib an, wenn ich von deiner Buhldirne spreche, laß mich schwelgen in süßer Erinnerung."

Bei den letzten Worten Sylvesters, welche auf Martins frühere Verhältnisse ein unehrliches Licht warfen, wankte dessen Gattin und sah starr zu Boden.

„Schmähst du die Todten?!" schrie Martin und packte Sylvester an der Brust.

„Hohe! noch immer ſo feurig, alter Geſell? ſo kohlig oder ſo aſchig, hätte ich beſſer geſagt;“ verſetzte Sylveſter, ſich gelaſſen loswindend. — „Oder willſt du wohl für Agathens Reinheit barfuß auf glühenden Kohlen gehen und die Feuerprobe aushalten? Thor, warum thatſt du's!“

Sylveſter hatte ſich auf den Stuhl geſtreckt und griff nach dem Schoppen; der alte Spielmann erhob ſich mit ſeinem jungen Weibe, anſcheinlich ohne den wüſten Geſellen beachten zu wollen, und machte ſich auf den Weg.

„Haſt du ſo Eile, Kamerad?“ rief ihnen Sylveſter nach und erfaßte den Spielmann bei'm Saum ſeines Mantels. — „Wohin?“

„Siehſt du nicht, daß ich nicht allein bin?“ erwiederte Martin, „und geziemt ſich für keuſche Ohren ſo tolles Geſchwätze, als aus deinem Munde geht?“

„Deſto beſſer! deſto beſſer!“ fiel ihm Sylveſter in's Wort. „Mag ſie alles hören; denn die Stunde iſt gekommen, die da alles enthüllen muß, was im luſtigen Augenblicke geſät ward, was zur reifen Ernte geworden iſt. Du ſollſt dich herſetzen zu mir, und dieſen Schoppen mit mir vollends leeren.

Laß uns der alten Zeit gedenken bei'm alten Wein. Meinst du vielleicht, ich spotte jetzt über deinen alten Schädel? Ei! wie ich sehe, hast du noch immer ein jugendliches Herz und eine jugendliche, verliebte Complexion. Holla, liebes Frauchen! die Farbe Eures bleichen Angesichtes ist nicht dunkler, als die der Haare Eures Gatten; — als sie noch braun waren, Martin, war's eine hübsche Zeit!"

„Der Senator Anselmus war doch ein seltsamer Kauz, daß er sein Töchterlein dem besten Geiger und ersten Spielmann im römischen Reich nicht hingeben wollte. Denn seht, liebe junge Frau! das muß Eurem alten Gatten der Neid nachsagen, daß er sein Handwerk versteht, worin es ihm nicht leicht irgend ein anderer gleich thut. Aber ein lockerer Zeisig war er in jungen Tagen; nun! wir haben alle die Schule gemacht und es ist nicht schön, wenn er vor Euch ein Geheimniß hält und Euch seine Jugendgeschichten nicht zum Besten gab. Ich sehe übrigens schon, ich muß sie Euch selber erzählen; — keine Unterbrechung, liebes Frauchen! — Der Senator Anselmus also war ein seltsamer Kauz; er hatte Geld, wie Heu und einen Schatz dabei, der alles überwog, ich meine: eine Tochter,

ſo ſchön — wie Ihr ſelbſt; — Agathe war ihr Name. Unſer Freund Martin hatte ein Auge auf ſie geworfen. — Werdet Ihr eiferſüchtig, liebes Frauchen?! nicht doch! — Euer Gatte hatte ſtets guten Geſchmack, hat er doch Euch gewählt, — und Agathe ſah Euch zum Sprechen ähnlich. —"

Die junge Frau des Spielmanns ſtand bei dieſen plumpen Höflichkeiten Sylveſters auf und wendete ſich mit dem alten Gatten zum Nachhauſegehen. Sylveſter that noch einen tüchtigen Zug aus dem Schoppen und ſchickte ſich hierauf an, ſie zu begleiten. So unangenehm dieß dem Ehepaare war, konnten ſie es doch nicht hindern, denn er war und blieb ſeit dem Augenblicke des Wiederſehens mit ſeltſamer Freundlichkeit an beide wie gekettet. Während ſie nun über die Haide nach dem Stadtthore wandelten, fuhr Sylveſter, gegen des Spielmanns Hausfrau gewendet, alſo in ſeiner Erzählung fort:

„Der Senator wollte von einer Verbindung mit einem Geiger nichts wiſſen; mit einer ſchnöden Antwort ward jede entfernte Art von Werbung abgewieſen; und wenn Agathe auch dem Spielmanne hold war, ſo ſpielte doch der reiche Senator den

Geizhals mit Hab und Gut wie mit seinem Töchterlein. Eines Abends gar, als Martin unter Agathens Fenster ein Ständchen brachte, kamen urplötzlich drei derbe Spielleute, Hellebardiere von der Stadtwache und warfen den verliebten Ritter aus dem Hausflur nach groben Singweisen. Das wurmte Martin. In der Hölle Namen! wen hätte es auch nicht gewurmt? und was rechte Lieb' ist, die läßt sich nicht ersticken im Feuer und nicht ertödten durch Prügel. Um jene Zeit kamen Martin und ich im langen Keller öfters bei einem guten Schoppen Wein zusammen und erholten uns nach den Mühen des Tages durch Brett- und Würfelspiel. Da schlich nun der Aermste, verzweifelnd und doch noch voll Liebe wie voll Haß am späten Abend zum Zechtisch und klagte mir sein Leid. — „Da wäre Hülfe zu schaffen," meinte ich. — „Hülfe?!" schrie Martin freudig auf. — „Nun ist es gewiß, daß es manche Tränke und Säfte gibt, denen die geheime Eigenschaft inne wohnt, daß sie Haß in Liebe verwandeln und Liebe bestärken in treuer Brust. Ich war viel in der Welt herumgekommen; da ich in meinen jungen Tagen die Hellmittel alle kennen gelernt hatte, und mit manchen heilsamen Arzneien

und Tränken in Städten und Dörfern herumzog, wie ich auch wirklich manchem ganz aufgegebenen Mann redlich aufhalf; denn ich habe ein mitleidiges Herz und kann kein Huhn leiden sehen, — geschweige erst ein verliebtes junges Blut. Also dachte ich mir, dem Martin muß geholfen werden; und da ich schon einmal Briefe hin und wieder getragen hatte, mußte ich auch wohl das Uebrige vollenden. Und Ihr hättet den Martin auch damals wahrhaftig sehen sollen, junge Frau, wie er ganz de- und wehmüthig um das Haus schlich, wie die Katze um den Brei. Und dann gab er mir gute Worte; es hätte einer ein Stein sein müssen, um ihn abzuweisen. Ich ging also und kochte den Trank, gesegnete ihn mit feinen Sprüchen und gab ihn meinem werthen Freund und Gesellen. Nun war in der nächsten Nacht eben Neumond, die Art von Nächten, welche den Diebs- und Liebsleuten günstig sind. Martin kam zu des Senators Hause und klaschte drei Mal vernehmlich in die Hände; da ging das Pförtlein auf und Agathe trat im leichten Kleide heraus; bei'm Guguck, wäre ich nicht aus Grundsätzen ein Hagestolz, ich hätte hier zum ersten Mal verliebt sein können. Ich stand hinter

dem Vorſprung des Hauſes und hörte genau, was das Pärchen flüſterte. Der Becher mit dem kräftig beſprochenen Trank wurde Agathen übergeben, und indem beide hofften, daß der Senator milder würde und nichts darwider reden dürfte, wenn er ein Mal den Trank im Leibe hätte, wurde am nächſten Abend eine Zuſammenkunft in Agathens Kämmerlein beſprochen. „Hab' ich mein Ding wohl beſtellt?“ fragte ich meinen Spielmann, als er ſich getrennt hatte. „Hei! wie drückte er mir ſo feurig die Hand.“ „In ewigen Zeiten,“ rief er, „will ich dir's nicht vergeſſen!“ „Hätte mir's damals nicht gedacht, daß er mich ein Mal, wie's heute geſchah, mit rauhen Worten begrüßen, nicht erkennen, wohl gar meinen Liebesdienſt, wie eitel Kuppelei verrücken würde. Undank iſt der Welt Lohn!“

„Der Senator war am folgenden Abend nicht zu Hauſe, ſondern zu einem großen Taufſchmauſe geladen, als Freund Martin, beſprochener Weiſe, in Agathens Kämmerlein trat, um eine heimliche Flucht zu verabreden, wenn der Trank doch ſeine Wirkung nicht haben, wenn der Senator doch immer ſeine Einwilligung nicht geben ſollte. Ich war meinem wackern Freunde gefolgt, um ihn zu ſchir-

men, falls ein Unglück entſtände und hielt deßhalb auf dem Flur Schildwache. Nun, was in der Kammer geſchah, mag ich nicht ausplaudern; hatte ich doch meinen Spaß dabei, wenn ich mir auch das trockene Maul abwiſchen mußte. Sie beſprachen ſich ziemlich lange darinnen, es mußten wichtige Sachen verhandelt worden ſein, und wenn ich nicht irre, ſo wußte Jungfer Agathe noch nach neun Monaten davon zu erzählen."

„Daß dir die Zunge verdorre, Unglücksrabe!" rief der Spielmann bei dieſen Worten des Erzählers. —

„Unterbrich mich nicht!" — verſetzte dieſer eifrig; „nun kommt eben eigentlich das Luſtigſte und Seltſamſte an der Sache, was deines jungen Weibchens Neubegier Stoff zu Räthſeln geben mag. Während nun Euer Gemahl bei Jungfer Agathen Nachts auf der Kammer war, hörte ich plötzlich draußen auf meinem Poſten ein unheimliches Flüſtern und Durcheinanderrennen." „Der Herr iſt vom Feſtſchmauſe plötzlich nach Hauſe gekommen, es iſt ihm nicht allzuwohl," flüſterte mir im Vorbeigehen, Nickhart, der Diener des Senators, ganz heimlich zu. — „Hat er den Trank genommen?" fragte ich ihn

eben ſo leiſe. „Herr Jeſus! woher wißt Ihr?“ rief der Alte verzweifelnd, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und ſtürzte in wilder Angſt von hinnen!“

„Indeſſen ſaß der Senator in ſeinem Schreib- und Lehnſtuhl, rief wiederholt den Namen Agathe, wie ich durch's Schlüſſelloch deutlich vernehmen konnte, und regte ſich dann geraume Zeit nicht. Der Spielmann aber und die Jungfer Agathe waren noch immer fein luſtig in dem dunklen Kämmerlein, ſcherzten und trieben Kurzweil die lange Nacht hindurch, bis der Hahn zum erſten Mal zu krähen begann. „Es iſt nicht mehr geheuer,“ dachte ich, „in dieſem Hauſe und begann an Agathens Kammerthür zu pochen. Es kam mir nämlich vor, als witterte ich die Herrn vom peinlichen Gericht, denn ich habe in der Beziehung eine gar feine Naſe. „Jetzt iſt's an der Zeit,“ rief ich zum zweiten Mal in die Kammer, da man mich das erſte Mal im Liebestaumel überhörte; und es war auch hoch an der Zeit. — Ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als meinen treuen Freund Martin bei'm Arme zu packen und fortzuführen, denn einige Stunden ſpä-

ter hätten mich vielleicht die Schufte, die Schergen, dieſes Amtes überhoben. Kurz! es war bei jenem Taufſchmauſe, welchen der Stadtſchreiber feierte, allen Gäſten das ſeltſame Ausſehen, die ſonderbaren Blicke, die verzerrten, bleifarbenen Züge des Senators Anſelmus aufgefallen; als er daher, vom plötzlichen Uebelbefinden erfaßt, von der Tafel aufſprang, war das Befremden allgemein. Da er als Geizhals bekannt war, vermuthete man Nachſtellungen irgend eines Verwandten gegen ſein Leben. Bald wurde das Haus umſtellt. Man ſprengte die Kammerthüre des alten Herren und fand ihn mit wild verzerrten Zügen im Lehnſtuhle todt. Auf dem Tiſche ſtand ein halb leerer ſilberner Becher. Alſogleich wurde das ganze Haus durchſucht. Es fand ſich keine fremde Seele darinnen; nur die Jungfer Agathe und der alte Niedhart jammerten in ihren Stuben troſtlos und verzweifelnd. Aber! nun läßt der Geier das Auge eines Spähhundes in Agathens Zimmer ſcharf umher ſchweifen; und von dem Liebestrank, den Agathe dem Vater im Weine gereicht, ſteht noch die Hälfte in einer Phiole auf dem Geſimſe. In der Hölle Namen! das war den Herren vom Rath ein gefunden Freſſen. Die Becher wurden vergli-

chen, man wollte mit hochwohlgebornen Naſen ausgewittert haben, daß beide Tränke nach einem und demſelben Geruche ſchmeckten, was weiß ich? — zu koſten traute ſich keine von den Hundeſeelen, und nun war's heraus; ob wahr oder nicht, galt den Herren gleich; der Trank mußte vergiftet ſein und Agathe ihn dem Vater gemiſcht haben. Das war nun aber eine niederträchtige, boshafte Lüge, eine lächerliche Lüge. Der Trank, den ich gemiſcht hatte, war ein Liebestrank, — nichts weiter, und der alte Herr ſtarb höchſtens am verdorbenen Magen. Als der Vater begraben war und Riedhart das Haus verlaſſen (er ging, wie es ſchien, untröſtlich über den Verluſt ſeines Herrn, in die Fremde — kein Menſch wußte wohin), war Agathe bereits in gemeiner Stadt Gefängniß geſteckt worden. Ein ſcheußliches Loch, die liebe Sonne hat nie den Unglücklichen beſchienen, der dieſe niedere Behauſung des Jammers ein Mal betrat. Aus den feuchten Wänden wand ſich manchmal giftiges Ungeziefer hervor; kein anderer Laut pflegte die Grabesſtille daſelbſt zu unterbrechen, als das dumpfe Klirren der roſtigen Ketten, wenn ſie ſich an den feucht-morſchen Steinen rieben oder an dem wenigen faulen Stroh

welches das einzige Lager der Gefangenen ausmachte."

„Auch ich war dem verdammten peinlichen Gerichte verdächtig geworden, da man wußte, daß ich in früherer Zeit viel mit Heilmitteln gehandelt und mit dem Arzneikasten das Land durchstrichen hatte; sie hatten daher auch auf mich, den Unschuldigen, ein wachsames Auge geworfen. Ich war aber, hol's der Geier, meiner Tage stets um ein Quentlein pfiffiger gewesen, als die Schnapphähne, und lebte, ungefährdet und in einem sichern, verborgenen Winkel der Stadt, mitten unter ihnen, so daß ich am Ende auch meinem guten Herzen freien Lauf lassen und der gefangenen Jungfer Agathe Speise und Trank bringen konnte, da der Kerkermeister durch einige Schluck gebrannten Wassers, dessen ich bei mir trug, leicht beschwichtigt war. So geschah es denn, daß ich durch geraume Zeit den Kerker besuchte; denn Ihr wißt ja, Prozesse ziehen sich länger hinaus, als eine Darmsaite, und halten länger an, als Wein in einem Fasse, dem der Zapfen ausgeflossen ist. Ein Mal nun gestand mir die Gefangene unter bitteren Thränen, sie sei guter Hoffnung. Nun war guter Rath theuer; Martin mußte von

der Sache unterrichtet ſein und Martin war ferne geflüchtet; denn auch auf ihn hatten ſich mißtrauiſch die Blicke des Gerichts gewandt. — —"

„Gott ſei mir gnädig!" rief bei dieſer Stelle in Sylveſters Erzählung die Gemahlin des alten Spielmanns; — „Martin! du wankſt, deine Sinne ſchwinden."

Sie waren während Sylveſters Erzählung in der Straße einige Häuſer weit von ihrer Wohnung angekommen.

„Hätte ich doch nie geglaubt," — ſprach die junge Frau, — „daß ſo ein tolles Mährchen auf ein ſtarkes Gemüth, wie das deine iſt, Martin, eine ſolche Wirkung ausüben könnte; wenn es auch meine weibliche Seele erzittern macht."

„Junge Frau!" rief ihr Sylveſter nach, als ſie den wankenden, bewußtloſen Gatten am Arm unterſtützend, die ſchmale Holztreppe im Hauſe hinanführte, — „junge Frau! Ihr redet wie der Blinde von den Farben, die er nie geſehen. Das aber, was ich geſagt habe, iſt keine Lüge und kein Mährchen. Fragt ihn ſelber dr'um in ruhigen Zeiten, — gute Nacht, ſchöne Frau!" Nach dieſer Rede ging er langſam mit ſtarken Schritten durch dunkle, enge

Gassen; bald schien die rabenschwarze Nacht die Umrisse seiner Gestalt in ihre Schatten aufzulösen.

Zweites Kapitel.

Es war später Abend. Scharfe Nebel, welche das Auge wie ein böser Zauberthau umspannen, lagerten sich dicht und undurchdringlich über der Halde vor dem Thore der Reichsstadt, so wie über den Wällen und engen Straßen, so daß man beinahe keinen Vorübergehenden unterscheiden konnte, als bis man sich wechselseitig an die Nase rannte. Die Luft glich einem bösen Schwaden, der in engen, niedern Stollen dem Menschen feindselig entgegen qualmt; — einsam und öde, wie ausgestorben, war's in den menschenleeren Gassen. Unter der Thorwölbung aber saß Sylvester mit seinem Arzneikasten und packte, da es bereits Abend wurde, seinen Kram zusammen, als plötzlich ein alter, schwer gebückter Mann am Wanderstabe vor ihm stand und ihn in seltsamer Geistesverwirrung also anredete:

„Guten Abend, Sankt Petrus! Seid doch so

gefällig, Herr Apostel, und sagt mir doch, gehe ich da recht in's Himmelreich?"

Die Stimme schien Sylvestern bekannt, er blickte ihm näher in's Gesicht, faßte ihn dann plötzlich scharf bei der Hand und rief ihm zu:

„Was treibt Ihr für tolles Zeug?! Kennt Ihr mich nicht mehr? Riedhard! seid Ihr von Sinnen?"

Der Name Riedhart schien das Bewußtsein des alten Mannes plötzlich aufzurütteln und aus tiefem, langen Schlummer zu wecken.

„Nennt mich nicht so," lispelte er leise und geheimnißvoll zu Sylvester; ich heiße jetzt Freitag."

„Und warum?" versetzte Sylvester, — „von welcher Tollwurzel habt Ihr gespeist, daß Eure Sinne ganz befangen sind? —"

„Ich heiße Freitag," erwiederte Riedhart, — „und habe nie anders geheißen, wie ich glaube; — Ihr müßt jedoch wohl wissen, ich bin, wie mir's scheint, über die jungen Jahre hinaus, und da wird mein Gedächtniß schwach; es ist mir freilich, als ob es einstmals anders gewesen wäre. Aber der Freitag ist an allem Schuld, was da geschehen ist von Sünden.

„Und Ihr heißt Freitag?“ fiel ihm Sylvester in's Wort; „ein luſtiger Name!“

„Bei meiner armen Seele!“ erwiederte der Alte, „ich glaube, das ſchreibt ſich lange her. Ich ſaß ein Mal Abends und war in der Dienerſtube meines Herrn, des Senators, eingeſchlafen, der Kopf lag mir faſt rücklings auf dem Tiſche und da träumte ich verworrenes Zeug von meiner ſeligen Schweſter. Es war mir, als ob ein langer, ſpitziger Dorn in meine Bruſt tief eingebohrt würde, und als ich mit den Händen darnach griff und ihn herauszog, ſprang ein heller Blutſtrahl daraus hervor, der feſte Wurzel in meinem Herzen ſchlug und nun zum Stamme wurde und Blätter trieb, üppe und rothe, luſtige Blüthen und Früchte. Es begann daraus zu rauſchen, wie im Herbſte, wenn der Wind in's Laub fährt, ſo daß mir fröſtelnd über die Wangen lief, und zu gleicher Zeit ſenkten ſich die Früchte und Blüthen immer ſchwerer und ſchwerer, zentnerſchwer auf meine Bruſt. Ich glaube, die Welt iſt auf mir gelegen; ich konnte mich nicht regen, noch rühren; als nun plötzlich aus allen den dunklen Umſchattungen der Zweige hölliſche Züge mich hohnlachend anſchauten, ſich beugten und neigten, wohin ich die

Augen wenden mochte, kam's mir vor, Gott sei bei uns! — just Züge, wie Eure hier! Ja! da sind sie wieder und bohren sich spitzig und immer länger und tiefer wieder in mein Herz. — Nun, es war nur ein Traum, aber als ich erwachte, stand plötzlich Herr Freitag vor mir, in seiner ganzen leibhaftigen Gestalt."

„Sah der Kerl etwa aus, wie eine Fastenspeise?" meinte Sylvester, eine helle Lache aufschlagend.

„Mit Verlaub," fuhr der Alte fort, „er trug ein ganz knappes, graues Wämslein und eine zusammengeschrumpfte Mütze; seine Hosen waren seltsam gewirkt, wie von Kreuzspinnen, die Züge waren, — wird's mir doch ganz absonderlich vor den Augen — bei meiner armen Seele! — nein! seine Hände waren wie Krebsscheeren und seine Züge — Gott steh' mir bei — aber seine Züge waren, wie die Euren jetzt. —"

„Wozu macht Ihr mich noch?" polterte Sylvester; „erst sehe ich aus, wie die Frucht am Baume, und jetzt wie der Freitag. —"

„Laßt gut sein! laßt gut sein, Herr!" versetzte der Alte, indem er Sylvester entsetzt anstarrte, „ich bitte Euch aber vor allem — steckt doch nur die

Augen wieder in die dunklen Augenhöhlen, es sieht gar zu grauenhaft aus. — Daß ich also in meiner Geschichte weiter fahre: der Herr Freitag schritt dann ganz höflich zu mir und legte recht artig seine Hand auf mein Haupt, indem er dazu sprach: „„Lieber Herr Sohn! Er ist ein guter Junge, ich will Ihn unter meine besondere Protektion und Patronanz nehmen —““. Hört Ihr — er sagte zu mir: Herr Sohn, darum heiße ich auch Freitag, wie mein Vater, der bald darauf mitten durch die verschloſſene Thüre von dannen ging, welche sich gar nicht rührte oder am andern Morgen die mindeste Veränderung, die kleinsten Ritze zeigte. Seit der Zeit, Herr Waldmann! ist mir am Freitag nichts Gutes mehr begegnet. Ich habe," so schloß er mit einem schwerrn Seufzer seine Rede, „keine Freude mehr gehabt auf der Welt."

„Und wie so, guter Gevatter Freitag?" fragte Sylvester.

„Ist mir doch" — versetzte Riedhart, oder wie er jetzt hieß Freitag — „stets am Freitag alles Unglück, alle Sünde, aller Fluch an den Hals gerannt. Was für ein Tag war's, zum Exempel, für's erste, als mein alter Vater in unserer Vaterstadt

ſchmachvoll aus dem groſſen Rathe geſtoſſen ward; o! ich weiß ganz gut, auf *weſſen* Betrieb. Auf des Senators Anſelmus Betrieb geſchah's! — He! was war's für ein Wochentag? der Freitag, der luſtige Freitag war's, derſelbe Tag, an dem mein verliebtes Schweſterlein ein Kind gebar, ohne Gattin zu ſein; o! ich weiß recht gut, *wer* der Vater war. Was ſagt Ihr? Nicht wahr? Anſelmus! Agathe hieß das Würmlein. He! wie gefällt Euch der Freitag? An einem Freitage geſchah's, daß ich zuerſt in Dienſte treten mußte, ich, der ſich ſelbſt zuvor bedienen ließ, und daß ich den Broſam von der Tafel aufhob, wie ich ihn früher fallen gelaſſen hatte. O! und ich weiß auch noch recht gut, ich diente bei'm Senator Anſelmus. An einem Freitag — geſchah's —" die Stimme ſchien dem alten Manne hiebei zu verſagen und ſeine Augen hefteten ſich, wie vom Starrkrampfe verglaſt, auf Sylveſter.

„Was geſchah an dem Freitag?" fragte dieſer.

„An dem Freitage" — begann der Greis langſam und mit ſtarker und dann allmählig verhallender Stimme, — „an dem Freitage fand man meinen Dienſtherrn — den Senator Anſelmus — — todt."

Der alte Mann ſchien furchtbar erſchüttert; eine lange, grauenhafte Pauſe unterbrach endlich Sylveſter, indem er leiſe lächelnd fortfuhr:

„Das iſt eine luſtige Geſchichte, Gevatter Freitag! und damit ſchließt ſich die Geſchichte der Freitage? —“

„Sie iſt nicht zu Ende,“ erwiederte der Greis —, „habt Acht! Ihr wißt, daß ich nach jenem Freitag — (gerechter Richter! — der Freitag trug die Schuld!) eilends die Stadt verließ und mich in ein kleines Häuschen begab, weit — weit! — wo mich keine Seele ahnen ſollte. Und doch! wie kam's, daß Ihr mich wieder fandet. „O! es war ein unglückſeliger Tag, als Ihr mir das Kind brachtet und ſagtet, die Mutter ſei todt. Nun! ich nahm es in die Arme, war es ja doch meiner Schweſter Tochterkind, hieß ja doch ihre Mutter Agathe, wie meine Schweſter. Seht! ich habe das Kind mit meinen Thränen tagtäglich geſogen, wie mit Muttermilch; es war meine einzige Freude auf der Welt und als ich es groß gezogen, bis in's zehnte Jahr, kamt Ihr wieder und holtet ſie ab, um ſie in die Stadt zum Unterricht in ehrſamen Künſten und Handarbeiten zu bringen. Es war ein Freitag, als Ihr

ſie abbeltet, und ich hätte blutige Thränen weinen mögen, als ſie ſchied. Aber Ihr wußtet ja doch, daß meine Arme gelähmt ſind ſeit jenem unglückſeligen Abend, und daß ich Euch ſeither nicht widerſtehen konnte. Seit der Stunde, als ich die Phiole mit dem goldgelben, dicken Trank aus Euern Händen empfing, ſind mir die Beine und Arme wie Hollunderröhre ohne Mark; aber nun bitte ich Euch recht herzlich und inſtändig, zeigt mir doch ein Mal den Weg zum Himmelreich. Seht! ich habe mir die Augen halbblind geſucht, (die Leute meinen, halbblind geweint) und ich bin ſuchend vom Hauſe fortgegangen, wo es mich nicht mehr litt, bin herumgegangen in der Welt, bis meine Füße von Dornen wund wurden. Schaut her! wie das Blut ſtrömt, taucht den Finger nicht darein! e weh! taucht den Finger nicht darein, er ſieht ja ſonſt aus, wie der Dorn, der in meinem Herzen ſtack. Ich bitte Euch! ſeid doch ſo gefällig und zeigt mir den Weg zum Himmelreich!"

„Geh hin!" antwortete Sylveſter, „in der engen Gaſſe hier, gleich neben dem Thore links, da ſteht ein kleines Eckhaus, mit einem Thor, ſo nieder, daß man ſich bücken muß, um hinein zu kom-

men. Steige die hölzernen Treppen empor und du wirst finden, was du verloren, was du ſuchſt.“

Die letzten Worte dieſer Rede ſchienen ſich in ein gellendes, mißlautiges Lachen aufzulöſen, als der halbwahnſinnige Riedhart, an ſeinem Wanderſtabe gebückt, von der Laſt der Jahre ſchwer darnieder gebeugt, Schritt für Schritt im dichten Nebel zu der bezeichneten Stelle ſchritt. Sylveſter ging ihm nämlich voran und wies ihm den Weg. Als Riedhart an dem bezeichneten Orte ſtand und zur Thüre eintrat, wendete ſich Sylveſter und ſchlich durch allerlei Kreuz- und Querſtraßen auf den Markt.

Drittes Kapitel.

Die junge Frau des Spielmanns ſaß zu Hauſe in ihrem einſamen Stüblein und ſtarrte, indem ſie die Hände in den Schooß ſinken ließ, wie unbekümmert um alles, was um ſie her vorging, zu Boden. Der Spielmann war ſchon frühzeitig aus dem Hauſe gerannt, mit wüſtem Blick; es mußte nichts Gutes in ihm vorgehen, denn er hatte ſeine Ehe-

frau mit keinem Blicke gegrüßt, als er fortging, und auch seine Fiedel, die sonst auf allen seinen Wegen sein guter Geist gewesen war, lag seit jenem Sonntagsabend im Freien zertrümmert; er schien sie vergessen zu haben und mit ihr alles, was ihm lieb und theuer war. Die junge Frau seufzte schwer, als sie über diese traurige Veränderung sann, und die fluchwürdige Erzählung Sylvesters von Martins Abentheuern mit der Rathsherrntochter ihr nicht aus dem Gedächtnisse entfliehen wollte.

„Also wäre das Entsetzliche dennoch wahr?“ rief sie in steigender Angst und von der Erinnerung unablässig gefoltert; — „und wie ich auch strebe, alles zu vergessen, warum drängt sich die Vergangenheit so nahe zu mir, als ob sie von gestern abstammte? — Ich wäre ein eitles, thörichtes Weib —“ fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „wenn ich meinem Ehegemal zürnen wollte, oder eifersüchtig nicht glaubte, daß er einst in jungen Tagen ein anderes Lieb gehabt. Ach, und ich muß ihn doch wieder verehren, mehr als meinen Vater selbst; und warum drängt sich dann wieder in meine Liebe und heilige Ehrfurcht ein Grauen, das mich unheimlich erfaßt? Was mag aus seinem Töch-

terlein geworden sein, das im Gefängniß geboren wurde? O, du heiliger Gott! laß mich nicht daran denken und vertreibe mir gnädig alle sündhaften Erinnerungen aus dem Gehirne; denn wenn mir die Erzählung wieder beifällt, so ist's mir, als ob sich alle meine Sinne verwirrten, und als ob, Gott stehe mir bei, eine Blutschuld uns auf den Fersen folge, die uns nicht mehr losläßt im Leben und im Tode."

Indessen hatte es dreimal an der Thüre geklopft, und ehe noch die Frau, bang aufgeschreckt: „Herein" lispelte, trat Riedhart ein und sprach mit scheuer Stimme: „Guten Abend, ihr Hüterin im Paradiesgärtlein! Vergönnt, daß ich auf eine kleine Weile mich unter euch umsehe; denn seht! ich suche da jemanden, den ich verloren habe, nämlich meine arme Seele und meine zum Fall gekommene Schwester, deren Verführer ich eingesegnet habe." Nachdem er diese Worte, starr zu Boden schauend, als ob er jemand suchen wollte, gesprochen hatte, sah er nun demüthig ein wenig empor und gewahrte die junge Frau, welche von ihrem Sitze aufgestanden und ihm entgegen getreten war.

Die Lampe, welche auf dem Tiſche brannte, beleuchtete nun plötzlich hell und deutlich ihre Züge.

„Heiliger Gott!“ ſchrie der Alte, „meine Tochter!“

„Mein Vater!“ lispelte die Frau, indem ſie an Riedhart's Bruſt ſtürzte. „O, du gütiger Gott! wie kommt Ihr her und habt mich gefunden?“

„Schweſter Agathe!“ verſetzte Riedhart, kindiſch ſchwärmend, „du mußt dir die Liebesgedanken aus dem Kopfe ſchlagen, junges Blut thut nicht gut. Vor allem ſage ich dir wahrlich, der Herr Senator iſt falſch und tückiſch, wie ein Türke oder Heide; darum ſollſt du ſeinen Küſſen nicht trauen noch ſeinen Betheurungen!“

„Um Gotteswillen!“ fiel ihm die Frau des Spielmanns in's Wort; „wie kommt Ihr auf dieſen unſeligen Namen! o Vater!? Auf dieſen Namen des Senators, der ſeit geſtern wie ein fluchwürdiger, böſer Geiſt mein ganzes Lebensglück untergraben hat?“

„Tochter!“ verſetzte der Alte ernſt, — „ich will die's glauben; du mußt nicht daran gedenken und ſage mir lieber, was mit dir geworden, ſeitdem dich mein alter Kamerad, dem ich nun nicht mächtig genug bin, aus meinen Armen fortgeriſſen hat?“

„Ach, Vater!“ erwiederte die junge Frau; „es war mir, als ſollte ich aus der Welt, als der kalte, unheimliche Herr Waldmann (wie du ihn nanntest) vor ſieben Jahren in unſere Hütte trat, und mich, nach ſeinem langen, geheimen Geſpräch mit dir, bei der Hand nahm und ſagte: „„Mägdlein (ich war damals, wie du weißt, zehn Jahre) du ſollſt mit mir gehen in die Stadt, da will ich dich zu einer weiſen Muhme bringen, von der du was Tüchtiges lernen ſollſt.““ Nun gingen wir fort und du blickteſt mir lange Zeit nach, wir aber gingen weit, weit über öde Halden, wo nirgends ein Haus, noch Hof zu ſehen war, und durch finſtere Wälder, und dann kamen wir an einen breiten Fluß, wo eine leere Plätte ſtand, auf die ſtieg Herr Waldmann mit mir, ſetzte mich vor ſich hin und ſo ſchwammen wir hinüber. Endlich kamen wir in die große Stadt, es iſt dieſelbige, wo ich jetzt wohne, und ſchritten durch ein enges Hausthor in ein Dachſtübchen hinauf, wo eine alte, häßliche Frau bei'm Rocken ſaß und mehrere wüſt ausſehende Dirnen, nachläßig angezogen, frech lachend und ſcherzend, neben ihr. „„Da bringe ich Euch ein Stück Waldvirnlein!““ ſagte Herr Waldmann, „„pflegt es

wohl und habt mir fein darauf acht.““ — „Soll geſchehen, ſoll geſchehen,“ ſprach die Alte und lachte dabei ganz unverſchämt; „ich weiß wohl eben einen hungrigen Magen, einen jungen adelichen Magen, dem die Koſt wohl ſchmecken ſoll.“ — „Guten Appetit,“ riefen die andern Dirnen, hell auflachend, drein. Der Herr Waldmann aber hob die hochgeballte Fauſt drohend gegen das Weibsvolk und ſprach: „„So Ihr mir das Dirnlein vor der Zeit gefährdet, ſoll Euch der Geier holen, Ihr liederliches Pack, und dich vor allem, Frau Baſe! Hebt mir das Bräutlein auf, bis daß ich wieder komme.““ Darauf ging er fort und ich habe den Fürchterlichen nie mehr geſehen; nur ein Mal, und zwar unlängſt, ſah ich ein Geſicht, das dem ſeinen ähnlich war, aber es war das ſeine doch nicht. Bei der Frau lebte ich meine jungen Tage fort und lernte allerlei Arbeiten, als nähen und ſpinnen u. ſ. w., wie es ſich geziemt; dafür mußte ich aber ſtets das Haus hüten und durfte nicht einmal die Kirche beſuchen, wornach ich ein brünſtiges Verlangen trug. Was in meiner wüſten Einſamkeit meinen einzigen Troſt ausmachte, war das gar liebliche Spiel einer Fiedel, das dem Ohre ſchmeichelte und mir das Herz

gefangen nahm. Ich ſteckte öfters den Kopf zum Fenſter hinaus, und gewahrte einen ehrwürdigen alten Mann, der die Saiten gar hell und luſtig ſtrich, manchmal jedoch, und zwar recht oft, klagend, wie um ein verlornes Glück, das in irgend einem Meeresgrunde tief versunken liege. Mir drangen die Klänge in's Herz, — wie ward mir aber, als mich eines Tags die häßliche Alte vor ſich rief und der graue Spielmann neben ihr ſtand, den Bart zierlich gekräuſelt, die Mütze jugendhaft nach der Seite auf den Kopf geſtülpt, die er bei meiner Ankunft freundlich grüßend abnahm, das Wamms gar nett in einander geknüpft, die Halskrauſe fein geglättet. — Nach einer langen Rede erklärte mir die ſogenannte Frau Base, mit einem ſeltſamen Lächeln, daß mich der gute Herr zu ſeiner ehelichen Gemahlin erkohren habe, wogegen ſie nichts einwenden dürfe, und daß ich (wie freudig ſchlug mir das Herz!) ihr Haus zu verlaſſen hätte. Die Seligkeit lag in dem Gedanken, das verworfene Haus nicht mehr betreten zu dürfen, nicht mehr allein und verwaiſ't zu ſtehen in der weiten Welt. Gern folgte ich daher dem freundlichen, alten Bräutigam und wurde ſo des liederkundigen Mannes eheliche Frau."

„War's nicht an einem Freitage?“ rief Niedhart, als sie ihre Erzählung geendet hatte, „das thut in Ewigkeit nicht gut. — O, traue den Spielleuten nicht, es ist ein falsches Geschlecht; heimtückisch, wie der Böse, der vor'm Paradiese Lauert. Laß uns leiser sprechen, Kind, denn ich fürchte, er ist uns nahe. Aber ein Vertrauen ist des andern werth. Töchterlein! laß mich da zu deinen Füßen auf dem Schemel sitzen und ich will dir als Gegenstück zu deiner Erzählung eine andere wahrhafte Geschichte erzählen. Sieh zu, mein Kind, ob du dabei in Schlaf kommst.“

Er setzte sich hierauf ohne viele Umstände zu den Füßen der jungen Frau und begann ihr dann folgende mährchenhafte Geschichte zu erzählen:

„Der Tod und der Teufel ritten ein Mal mit einander spazieren, der Tod auf einem Elendthiere, der Teufel auf einem großen, magern Wolf; der Tod hatte ein Scharfschützenzeug hinten auf dem Rücken aufgeladen, der Teufel trug ein Kästlein voll Arzneien, die er dummen Leuten zum innerlichen und äußerlichen Gebrauch anrieth; es waren in dem Kästlein eine Menge Latwergen, Pülverchen, Salben und Tränke. Sie ritten über ein langes Feld, da

ſprach der Tod zum Teufel: „Herr Bruder! die langweilige Wanderſchaft will mir ſchon gar nicht mehr behagen. So weit wir da kommen, ſah ich nichts Lebendiges, als ein Paar Vöglein hoch in der Luft, die mein Volz herunter geholt hat. — „Es iſt eine verdrießliche Arbeit, Herr Bruder!“ antwortete ihm der Teufel; „nichts eminentes, höchſtens ein paar langweilige, langbeinige, arme Sünder, die wegen einer Lumperei von Diebſtahl an das edle Krummholz gehangen werden. Pfui Teufel! möcht' ich ſagen, wenn ich nicht ſelbſt der Teufel wäre. Die Herren Heiligen kommen einem jeden Augenblick querüber und legen einem das Handwerk. Ich wollte ein Mal wieder an einen Kerl kommen, der mich ſelber betrügen könnte, da verlohnte es ſich der Mühe.“ — „Wird dir nicht ausbleiben,“ verſetzte der Tod und ritt neben ſeinem Herrn Collegen ruhig weiter.

„Als ſie nun an das Ende der Wieſe gekommen waren, da ſahen ſie, daß ſie am Ende der Welt ſtanden, denn es ſenkte ſich ſchroff und finſter von dem Rain des Feldes in eine bodenloſe Tiefe hinab, und außerhalb des Raines war nichts mehr. Auf einem Fleck der Wieſe aber ſtand ein kleines

Haus mit einem Garten vor demſelben. „Laß uns dort hinreiten,“ ſprach der Teufel, „vielleicht, daß wir daſelbſt eine Seele finden, die mir angehört.“ Der Tod war es zufrieden und beide ritten nun auf dem Elendthiere und dem Wolf zu dem Hauſe. Der Teufel hat eine ſcharfe Naſe und wittert ſeinen Braten. Als ſie hingekommen waren, ſahen ſie einen ſteinalten Mann im Garten vor dem Hauſe unter einem ſchattigen Birnbaume ſitzen und Sieſte halten. „Gehorſamer Diener!“ ſprach der Tod; „wir kommen uns anzumelden,“ und ſuchte in ſeinem Schnappſacke den Taufſchein heraus; „der Herr iſt geboren am 1. Jänner im Jahre Ein tauſend, das iſt an einem Freitage, wenn es dem Herrn beliebt einzuſehen, und hier im Kalender ſieht der Herr, daß wir heute ſchreiben den 1. Jänner Ein tauſend und Ein hundert.“ Der Teufel hatte indeſſen ſeine Schreibtafel herausgezogen und rechnete emſig die Todſünden zuſammen, die der alte Mann, der an einem Freitag zur Welt gekommen war, verübt hatte. Hierauf ſagte er: „Freund! Dießmal wird kein Pardon gegeben im Himmel und auf Erden. Du haſt einem edlen Herrn mit Gift vom Leben zum Tode geholfen, hierauf haſt

da ein Kindlein erdrückt. Alter Mann! du gehörst dem Teufel!“

„Herr!“ antwortete der Peinalte Mann, „daß ich meinem Feinde hinweggeholfen habe, kann ich nicht läugnen, aber mit Verlaub, was das Kindlein betrifft, so hängt das ganz besonders und seltsam zusammen. Ich hatte eine Schwester, die auf dem Schlosse diente und dem Herrn des Schlosses gar lieblich in's Auge fiel. Als sie nun einmals in den Garten ging, sah sie einen schönen Äpfelbaum stehen und sprach zu sich selbst: „Was reift so schön roth wie ein Apfel an diesem Baume?“ Da ging der Schlossherr hinter dem Baume hervor und sprach: „Zwei Äpflein weiß und roth glühn schöner und ich muß sie pflücken.“ Hierauf zog er sie in eine Laube und pflückte die Äpfel. Nach neun Monden saß nun meine Schwester wieder unter dem Baume und hatte aber ein Kindlein im Schooß, und sprach: „Weh mir, die schönen Früchte sind gefallen und ich sitze nun hier einsam und traure.“ Da ging der Schlossherr wieder hervor hinter dem Baume und sprach: „Was sitzt die faule Dirne hier? Man soll sie treiben und jagen aus meinem Garten.“ Ich aber stand vor dem Pförtlein als Hüter und merkte

mir die Worte, und als ihm sein Morgentrank gebracht werden sollte, da ging ich in den Keller und stellte mich hinter ein großes Faß und hielt ein Fläschchen in Händen, das mir ein fremder Doktor empfohlen und verkauft hatte, und wie der Mundschenk den Hahn am Faß umdrehte und den Wein in den Becher rinnen ließ, so goß ich unvermerkt den Trank zum zweiten Mal hinein, und so geschah's zum dritten Mal. Der Wein war getrunken und nach einer kleinen Frist lag der Herr des Schlosses, sowie meine Schwester, die am gebrochenen Herzen starb, auf der Bahre. Das Kindlein aber nahm ich zu mir, hielt es fest am Herzen und ging damit in die weite Welt. Als es groß geworden, kam ein Mal ein reicher Graf, sah die Jungfrau und führte sie zum Altar. — Als sie nun seine Hausfrau geworden war und in den Wochen lag mit einem Mägdlein, so begab es sich, daß einstmals der Graf vor ihr Bett trat und den Taufbecher in Händen hielt. „Trink!“ sprach er, „es ist ein gut Gewürz in dem Tranke enthalten.“ Als sie den Becher ausgetrunken hatte, ward ihr schlimmer und sie sank immer bleicher und bleicher auf die Kissen zurück. Der Graf aber ward desgleichen

blaß, wie die Wand, und trat einen Schritt zurück, indem er sich an dem nächsten Stuhle hielt, und sagte: „Es wär heut' Kindtaufsschmaus und Leichenmahl an Einem Tage; meinem Bruder hat der Trunk vor sechzehn Jahren auch nicht besser bekommen.“ Darauf ging er flüchtig, kein Mensch wußte wohin, und keine Seele hat auch noch in Erfahrung gebracht, was mit ihm geworden ist. Ich aber nahm den Säugling, der in der Wiege lag, hüllte ihn in meinen warmen Mantel, zog ein Roß aus dem Stall und fort ging's bis hieher ohne Unterlaß bis an's Ende der Welt. Nun bin ich alt geworden und meine Schwesterenkelin war schön und hold aufgewachsen. Sie schlief einstmahls Deinnen in meiner Hütte; ich aber war an ihr Lager und es überkam mich eine alte Liebe zu meiner Schwester, zu ihrer Tochter und zu diesem meinem lieben Enkelkind, und ich dachte bei mir: „O du Heiland der Welt, wenn auch diese so sterben müßte, wie ihre Mutter oder ihr Großvater!“ Das Kindlein aber lag vor mir lächelnd und schlummerte; da stürzte ich auf sein Lager hin in heißer Liebe und bedeckte seinen Mund mit Küssen. Ich küßte und küßte es, und als ich abließ, war es durch meine

Liebe und durch meinen Kuß getödtet. Unter dieſem ſchattigen Birnbaum habe ich das Mägdlein begraben."

„Als der alte Mann ſeine Rede geendigt hatte, begann es aus den Zweigen des Baumes zu rauſchen, wie mit leiſen Flügelſchlägen, gleich als flüſterten liebliche Laute aus allen Äſten. Der Teufel ſtutzte ein wenig, griff aber raſch in ſeinen Kaſten und nahm daraus eine braune Phiole hervor, indem er zum Tode ſagte: „Herr Bruder, ich gebe dir hiemit eine Eſſenz, auf daß du ſie dem armen Sünder reicheſt und dein Geſchütz für ſchlechtere Leute aufbewahreſt; denn dieſer iſt mein!"

„Wie nun der Tod den Trank aus der Phiole in eine Schaale träufelte, daß ein finſterer, brauner Qualm daraus aufſtieg, betete der alte Mann: „O du heilige Agatha! du meine Schutzpatronin, hilf mir vor dem zeitlichen und ewigen Tode." Während der Zeit war der Qualm immer dunkler und dunkler geworden, wie eine Nebelwolke im Spätherbſte, und der Tod konnte im finſtern Rauch und Dampf keine Geſtalt mehr unterſcheiden. Er faßte eben die Schaale und that einen Schritt weiter, ſetzte ſie ſeinem Nebenmann an den Mund und flößte ihm, als dieſer widerſtrebte und ſich aus al-

len Küssen dagegen wehrte, den Trank ein. „O du schaffköpfiger, elender Tod! was hast du gethan?“ wimmerte der Teufel und die Dunkelheit zerstreute sich allgemach; denn er hatte den Trank selbst nehmen müssen und ein paar Tropfen davon, die verschüttet worden waren, klebten, wie blutige, brennende Flecken, auf seiner Brust. Die heilige Agatha aber stand mitten unter ihnen. An ihrer Seite schwebte ein Engel, schön und freundlich; er schien des todtgeküßten Mägdleins Züge zu tragen. Der Engel aber ging zu dem alten Mann, der starr und todt zu Boden lag, und küßte ihn auf das Angesicht. Da fiel es ihm wie schweres Blei von seinem Wahnsinn und die heilige Agathe nahm das Mägdlein bei der Hand und schwebte mit ihr aufwärts; um beide floß ein leuchtender, farbiger Kreis, an dem sich der alte Mann festhielt und ihnen folgte. Was aus dem Tod geworden ist, weiß jedermann, denn er geht noch immer mit seinem Geschütz durch die Welt; der Teufel aber hütet sich jetzt vor dem Tod, aber mehr noch als den Tod haßt er seit jener Zeit die braunen Tränke.“

„Jesus! Maria!“ rief die Frau des Spielmann's, als der geistesschwache Riedhart sein Mährchen be-

endigt hatte, „was sprecht Ihr da von jenem furchtbaren braunen Tränken? Weh mir! ich wage es kaum, Euch zu fragen, ob Ihr an die Sage glaubt, die der tückische Fremdling erzählte?“

„Der Freitag?“ fiel ihm Redhart ängstlich in's Wort; „mein Seel! der böse, listige Freitag wird es gewesen sein; wenn du von Heimtücke sprichst, kann ich mir keinen andern denken, als den argen Gesellen.“

„Wie meint Ihr, Vater?“ fuhr die junge Frau fort; „Ihr nennt einen seltsamen Namen, mir entging aber der Name des Mannes, der sich einen alten Kameraden meines Gemahls heißt, und dessen Züge auch mir nicht so ganz unbekannt erschienen. Nur könnt' ich um die Welt nicht sagen, wo und wann ich ihn einst gesehen. Aber um des Himmels willen! — (fuhr sie mit gesteigerter Angst fort) — ich beschwöre Euch, Vater! wißt auch Ihr von dem bösen Trank? Wenn Euch etwas heilig ist auf Erden, und wenn Eure Tochter Eure Kniee umfassen darf, so sagt mir fest und klar, daß Alles eitle Lüge ist, nur ein schlaues, von dem Fremden heimtückisch ersonnenes Mährchen, um meinen und meines Gatten Seelenfrieden zu zertrümmern.

Gebt mir meine Ruhe, meine gestohlene Glückseligkeit wieder und sagt mir vor'm Auge Gottes, daß Ihr nichts wißt von jenem Trank und dem Senator."

Der alte Riedhart sah die vor ihm in die Kniee Gesunkene mit großen, starren Augen eine geraume Weile an, schlug dann die Hände über den Kopf zusammen und rief verzweifelnd aus: „O mein Kind! Alles ist Wahrheit, der braune Trank hat den Senator Anselmus, deinen Großvater, vergiftet. Wehe mir! weh uns Allen!"

Er war nach diesen Worten, die ihm ein wüthender Schmerz ausgepreßt hatte, wie bewußtlos zu der vor ihm Knieenden niedergesunken.

In demselben Augenblicke ging die Thüre auf, und der Spielmann Martin trat, erstaunt über den seltsamen Vorfall, in die Stube hinein und sah die Jammernden. Wüst glühten seine Augen, denen er kaum zu trauen wagte; er schlug sich mit der zitternden Rechten vor die Stirne und rief dann:

„Wer wagt es, zu dieser Stunde mein Haus zu betreten und meine junge Gattin zu besuchen? Herr! wer Ihr auch sein möget, erhebt Euch aus dieser unwürdigen Stellung, und habt die Güte,

mir Red' zu ſtehen, was Euch hieher brachte; denn bei'm lebendigen Gott! ich hätte eben Laune, Euern Schädel wie ein ſchlechtes Spielbrett zu betrachten, und mitſammt Würfeln und Steinen zum Fenſter hinauszuſchleudern. Oder will mich mein junges Weib mit Eurer Beihülfe zum König des Hahnreye krönen, weil meine grauen Haare einen fürſtlichen Reſpekt fordern? Herr! ſeht Euch vor, denn ich habe zwar mein Leben genoſſen, ſo wie es ein luſtiger, freier Spielmann kann; ich beſitze aber in meinen alten Tagen noch Kraft genug, um bei dem Gauk, der mir ein Ey in's Neſt legen will, des Teufels Stelle zu vertreten und ihm den Hals umzudrehen. Drum zum letzten Male, wer ſeyd Ihr, was wollt Ihr? Steht mir Rede."

Der alte Riedhart erhob ſich langſam, und wie er jetzt vor dem Spielmann ſeinen Augen nicht traute und mit dem Rufe: „Riedhart, zürnender Schatten!" that er einen Schritt gegen ihn, als der Greis ihm abwehrend den Arm entgegen hielt und zurief:

„Laß mich! Ich ging lange in der Irre, ſeit ich mein einſames Dach verließ, um das verlorne Paradies aufzuſuchen, nun aber, als ich dem Pfor-

tenhüter, dem heil'gen Petrus, begegne, und das Paradies wiederfinde, was drängst du dich in meine Glückſeligkeit? Willſt du mir mein einziges, höchſtes Gut rauben? O! ich ſage dir, Martin! ich ſehe vor mir mein Geſchlecht aufwachſen wie einen rieſenhaften Baum, der aus meiner Bruſt emporſteigt, und mit den ſüßen Früchten mich erdrückt. Rufe nicht den Todten, der da leiſe ſchlummern, und raube mir mein Kind nicht wieder, mein geliebtes, theures Kind, oder wie die Leute ſagen, iſt's ja Agathe, die Enkelin meiner Schweſter, die auch Agathe hieß. Martin! rühr' mir das Kind nicht an; ſiehe auch du haſt eine Agathe geliebt; wenn mich mein ſchwaches Hirn nicht abermals täuſcht, war deine Agathe meiner Agathe Kind vom Herrn Anſelmus, und das iſt die Frucht deiner Liebe, die im Gefängniß geboren ward, und die mir der Herr Waldmann brachte, und mir wieder nahm. Glücklicher Vater, es iſt deine Tochter, wenn auch nicht aus prieſterlicher Ehe; aber doch deine Tochter, dein Fleiſch und Blut. Heil mir! das Paradies iſt wieder gewonnen."

„Menſch!" heulte Martin, und packte den Neunzigjährigen an der Kehle: „Menſch! wäre es

Wahrheit? Die Hölle iſt gewonnen. Bei der ewigen Seligkeit! ſchwöre deine Ausſage ab.“

„Es iſt deine Tochter;“ verſetzte Riedhart ängſtlich, „in dieſer Stadt wurde ſie erzogen, als ſie der Quackſalber, der Gewalt über mich hat, an jenem Freitag aus meiner Hütte holte.“

„Sie iſt mein eheliches Weib!“ ſtöhnte der Spielmann verzweifelnd, und rannte, von raſendem Schmerz wie von dem Fluch der Sünde gepeitſcht, fort. Agathe ſtürzte bewußtlos zur Erde nieder.

Viertes Kapitel.

Im langen Keller ging es drunter und drüber. Eine Menge wüſter Geſellen hatte ſich ſchreiend und ſpottend um einen groſſen runden Tiſch verſammelt, auf deſſen Steinplatte die Schoppen voll und leer herumſtanden oder umgeſtürzt lagen. Ein Paar ehrſame Bürger hielten ſich beſcheidentlicher an einem kleinen Nebentiſch. Böhmiſche Muſikanten ſpielten mit ihren vollſtimmigen Inſtrumenten ein Liedlein auf, deſſen Melodei auf einige Augen-

blicke den betäubenden Lärm der erhitzten Zecher unterbrach. Während dieser Melodei klang es fast vornehmlich wie dumpfe Glockenklänge und ein ernster Choral, von ferneher gesungen, schien sich in die lustige Musik zu vermischen. Bald nahm jedoch der tolle Lärm wieder vollends überhand, so daß man das eigene Wort fast nicht hören konnte und der rastlose Eifer der Musikanten verstärkte den Wirrwarr noch dadurch, daß diese ohne Unterlaß mit immer höher anschwellenden Tönen ihr Lied fortschnarrten.

In einer Ecke des Kellers aber saß ein einsames Paar Gäste bei'm Würfelspiel, es waren Martin und Sylvester. Viele Becher lagen unter dem Tische, düster brannte die Kerze mit einem langen Docht. Die beiden Gäste saßen lange Zeit schweigend, sahen sich keiner in's Auge, und schüttelten die Würfel. Jetzt horchten die andern Gäste eben einer böhmischen Volksmelodei der Musikanten und unterbrachen den wüsten Lärmen, als wiederum einzelne dumpfe Glockenklänge sich hörbar in die jauchzende Musik mischten.

„Was war das?“ rief Martin aufgeschreckt; —

ſein graues Haar hing verraufft über die Stirne herab.

„Vielleicht die Armeſünderglocke;“ erwiederte Sylveſter gleichgültig, und ſchüttelte die Würfel, — was geht's dich an, Kamerad? Ei, wir haben ja Beide keine Blutſchuld auf der Seele.“

„Wirf!“ ſchrie Martin mit fürchterlicher Stimme; — „es iſt jetzt nicht Zeit zu Betrachtungen. Wirf, ſag' ich, in's T — 's Namen; was ſchiert mich die Welt! Das Spiel iſt jetzt meine Welt. Wirf Kamerad! Wirf!“

Kaltblütig ſtand jedoch Sylveſter auf, und ſchob den Würfelbecher bei Seite. „Mit Bettlern ſpiel' ich nicht,“ ſagte er laut.

„Nur einen Wurf!“ bat Martin. „Meine Seele liegt jetzt im Spiel; ich muß ſpielen, was ſoll ich ſonſt beginnen und treiben? Meine Fiedel iſt zertrümmert; mein Glück und Frieden iſt zertrümmert, ich habe kein Weib, kein Kind! O daß die Hölle mir dieſen Gedanken für ewig aus der Seele tilgen könnte. Weib und Kind! — Nur einen Wurf! Ich muß ſpielen!“ —

„Mit Bettlern ſpiel' ich nicht;“ wiederholte Sylveſter mit ſeinem vorigen Gleichmuth, und weg

lächelnd die ihm ungestüm in die Hand gedrungenen Würfel: „Oder was setzest du mir zum Pfand, daß du bezahlen kannst? Hast du einen Heller Geld im Seckel? Hast du Habseligkeiten? Die haben dir die Gläubiger bereits von der Nase aus dem Hause weggetragen. — Hast du eine hübsche Frau oder Tochter, die mit ihrem Leib für dich gut stünde? Ja, Prosit! Ich dürfte vor Gericht diese zwei Namen nicht einmal nennen, da sie dir und mir den Hals kosten könnten."

„Wer war der Kuppler, als ich um sie freite?" rief Martin verzweifelnd: „Du, du! du allein! du hast meine erste Agathe mir zugeführt; du brachtest mich auch zu der Alten, wo meine Kinder erzogen ward, daß ich nicht fände. — Und jetzt willst du mir frech in's Angesicht schauen, und diese Namen nennen?"

„Hab' ich die erste gefreit?" sagte Sylvester. „Hab' ich die zweite gehlicht? Ich habe nur gethan nach deinem Willen und deine Wünsche führte ich rasch aus, wie sie gedacht waren. Hab' ich den Becher hingesetzt, den Agathe dem Senator zum Tranke gab?"

„Blutschuld! Wehe! Wehe über mein Haupt!"

ſtöhnte der Spielmann: „Verruchter Helfershelfer, du haſt mich das Mittel gelehrt, und mir die Phiole mit dem Trank gegeben. Still jetzt! Wer wird an die alten Zeiten denken. Wirf, ſag' ich; ich beſchwöre dich! Laß mich die letzte irdiſche Freude genießen und ſchüttle die Würfel.“

„Seltſam!“ erwiederte Sylveſter: „Du biſt mit einem Male auf das liebe Spiel verſeſſen, und ich will's thun aus alter Freundſchaft und Kameradſchaft, aber du mußt mir ein Pfand ſetzen, und wär's nur eine Tollheit, die ich zum Pfand begehre; — gib mir deine Seele zum Pfand!“

„Was kümmert mich meine Seele!“ heulte der Spielmann: „Was haſt du von meiner Seele, auf welcher der zweifache Frevel haftet, was ſag' ich? ... der hundertfache, ... tauſendfache? Was kümmert's mich, wenn du die Alvanzerei begehrſt. Topp: hier meine Hand.“

„Es gilt!“ rief Sylveſter, indem er einſchlug und Martin's Hand feſt in der ſeinen haltend, wüſt, unheimlich, rieſenhaft vor ihm ſtand.

„So laß uns würfeln!“ rief Martin und drang in Sylveſter, den erſten Wurf zu thun.

„Meinetwegen!“ ſchrie dieſer lachend, ſchüttelte

die Würfel, und warf — alle Augen der Würfel auf den Tiſch.

„Gott im Himmel, erbarme dich meiner Seele!“ wimmerte Martin, indem er plötzlich, wie vom Donner gerührt, den Wurf gewahrte, und dann bewußtlos auf die Steinplatte des Tiſches hinſtarrte.

„Gibt es noch Gnade für mich!?“ rief er dann wieder nach einer langen Pauſe dumpfen Stillſchweigens und ließ das Haupt tief in die verkreuzten Arme ſinken.

Sylveſter aber bog ſich weit über den Tiſch hin, und raunte dieſem in's Ohr: „Keine Gnade! Blutſchuld und Blutſchande! Nun iſt's an mir, Kamerad, dich zum Spiel aufzufordern, und — Wirf! Wirf!“

„Keine Gnade!“ wiederholte Martin, in Verzweiflung vor ſich hinbrütend. „Kann auch ich alle Augen werfen? Weh' mir!“ Er ſchüttelte die verhängnißvollen Würfel. Seine Knie wankten, Todtenſchweiß ſtand auf ſeiner Stirne.

„Halt! wirf nicht!“ rief jetzt hinter ihm eine kaum hörbare, kraftloſe Stimme. Es war einer von den Muſikanten, eine grüne Jägerfeder ſteckte auf ſeinem luſtigen Hütlein, in der Hand hielt er

die Fiedel. „Ein Spielmann nimmt ſich des Andern an;“ fuhr er zu ihm gewendet fort: Kniee nieder hinter deinen Stuhl, wo du Kameradſchaft finden wirſt, und bete; ich will für dich werfen, und deine Seele bleibt der Preis.“

„Zum Geier!“ fuhr Sylveſter auf: „Er iſt mein! mein! mein! — Was miſcheſt du dich in unſere Händel? Erkenne, wer dir gegenüberſteht!“ — Er berührte ihn mit dem linken Zeigefinger.

Der Muſikant aber ſchwang luſtig die Fiedel über ſeinem Kopf und ſprach: Schrecke die Sterblichen, Teufel! die da getödtet werden. Der Tod lacht dir in's Angeſicht, und will mit dir würfeln!“ Zu gleicher Zeit nahm er ſein Hütlein vom Kopf, und zog die breite Maske vom Geſicht herunter, und der Meiſter Klapperbein begrüßte den Teufel, der vor dem Spieltiſche ſaß.

„Wir haben uns ſchon einmal entzweit,“ rief Sylveſter unwillig: „Du ſchafsköpfiger Tod, als du in deiner Blindheit, du Augenloſer! mir den Trank eingoſſeſt. Laß uns nicht wieder ſtreiten; ſieh'! ich habe alle Nummern bereits geworfen.“

„Vielleicht fällt ein Paſch,“ erwiederte lachend Meiſter Klapperbein: „ich muß mich meines Hand-

werks- und Zunftgenossen annehmen, und will ihm mindestens vor dem Wurf noch ein lustiges Liedlein von den Saiten herabstreichen."

„Er ist längst mein!" versetzte der Teufel; „denn wenn ihm auch die Blutschande vergeben wird, die Blutschuld am Senator wird nicht vergeben, da sie wissentlich und freiwillig begangen ward."

„O du Erzlügner, Fürst der Unwahrheit!" schrie nach dieser Ausflucht Niedhart, welcher vorher unbemerkt in die Stube getreten und hinter dem Stuhle Martin's niedergekniet war, und jetzt in wilder Verzweiflung aufsprang: „Ich habe den Senator vergiftet, ich allein! — ich! — Der Trank, den ihm die Tochter reichen sollte, blieb ungetrunken stehen; denn aus meinen Händen hatte er den Abendtrunk genommen, und das war die Rache und der Fluch der Schuld an Agathe, und die Schuld hat sich fortgepflanzt wie ein Unkraut, das der Sturm in viele Aecker wirft. Das geschah aber an einem Freitag, und der Feind hat es gethan."

„Und wo ist meine Tochter, Niedhart?" jammerte der Spielmann in Todesangst.

Niedhart erwiederte: „Sie ist der Mutter und Großmutter gefolgt, indessen du mit dem Feind

spieltest und in Genossenschaft lagst. O, es geschah an einem Freitag, als du diesen zum ersten Mal sahst."

Inzwischen war Tod und Teufel am Spieltisch gesessen und der Tod schüttelte die Würfel auf den Tisch hin.

„In der Hölle Namen, alle!" rief der Teufel und schrie, indem er die Würfel auffaßte: „Noch ein Mal geworfen, Klapperbein! Ich will Entscheidung."

Er warf und warf zum zweiten Male alle. Der Tod faßte kaltblütig den Becher nach seinem Wurf und zu seinem Schrecken sah der Teufel einen zweiten Pasch.

„Alle zum dritten und letzten Male!" rief endlich der Teufel.

„Und zwei Augen mehr!" versetzte der Tod und schleuderte mit Ingrimm die Würfel auf den steinernen Tisch, daß einer zersprang in zwei gleich große Hälften, und der Wurf seines Gegners übertroffen war. Der Tod hatte aber den letzten Wurf mit solcher Gewalt gethan, daß ein Würfel vom Tische absprang, den ängstlich zusehenden Martin auf die Schläfe traf, und dann erst wieder auf

die Steinplatte zurückfiel. Der Spielmann Martin ſank bewußtlos nieder. „Und erlöſe uns von allem Uebel, Amen!“ waren ſeine letzten Worte, als ihn der Würfel des Todes getroffen hatte. Hierauf verſchied er.

Der Teufel machte ſich fluchend aus dem Staube, der Tod aber nahm ſeine Fiedel, ſtellte ſich vor den todten Spielmann hin und ſpielte ihm zu guter Letzt ein ſanftes Wiegenlied. Auch Riedhard ſaß an der Leiche und die Töne des Fiedlers klangen ſanft und einſchläfernd von den Saiten. Riedhart lehnte das müde, ſchneeweiße Haupt an des todten Martins Bruſt. Der Tod ſprach: „Und erlöſe uns von allem Uebel, Amen!“ Riedhart aber ſchlief bei dem Wiegenlied und dem Gebet ein, und ſchläft bis auf den jüngſten Tag.

Der Nimmersatt.

Arabesken in Mosaik.

Der Musikdirektor raste, von Wein, Enthusiasmus und Rhythmus entflammt, auf seiner erhabenen Tribüne, stampfte mit bachantischem Ungestüm den Takt und sah sich fast in jedem Augenblicke ingrimmig um, bald nach jenem himmlischen Phlegmatikus, dem Bratschisten, bald wieder nach dem in himmelblauen Unmöglichkeiten luftsegelnden Piccolisten, bald nach der großen türkischen Trommel, welche mit den Leistungen der übrigen Instrumente unzufrieden zu sein schien, und ihr Mißvergnügen durch ziemlich lautes Brummen zu erkennen gab. Der Musikdirektor hielt aber selbst die Türkin im Zaum und nach jeder stummen Donnerrede seiner Blicke ward des Unübertrefflichen ganze Gestalt plötzlich von so automatenmäßigen Zuckungen befangen, als wäre der Fiedelbogen in seiner Hand ein Zauberstab, der den Meister selbst bezwänge und überwältigte. Und dann ging's: Eins! zwei! drei! — wieder: Eins! zwei! drei! — und nun wieder

den Fiedelbogen wie ein Raſirmeſſer ſcharf aufgeſetzt, auf die Saiten, und dann ſo ingrimmig, ſo unerbittlich hinaufgeſtrichen bis zum Flageolett-Galgen, wo die geſtohlenen Triller wimmernd baumeln; — und alſogleich nach der Exekution, raſch, mit Einem Ruck, herabgezerrt bis in die bodenloſen Urſümpfe des Baſſes, woraus hie und da ein widerſpenſtiges, verzaubertes Contre wie ein Irrlicht auftauchte. Während dieſes Scharmützels und Handgemenges, in welches Geige und Fiedelbogen geriethen, verſtärkte des Direktors Fuß auf's Neue die Wirkung der Trommel und Pauke, indeß ſein dicker Vollmondskopf, roth gewerkt wie im Kalender, unaufhörlich hin- und wieder nickte und wackelte. Zwiſchen den Todesſeufzern aus des Direktors Geige ließ ſich der unerſchütterliche Bratſchiſt ganz deutlich hören, der ſich nicht ſehr anſtrengte, die Tonleiter auf und nieder zu klettern, ſondern es vorzog, ſich bloß zwiſchen zwei Säulen des Accompagnements, auf zwei wohlgepolſterten Griffen hin und her zu wiegen. Bei weitem vorlauter benahm ſich die Clarinette; Corno, der ſonſt geſchmeidig thuende Jäger, jetzt über der Clarinette Falſchheit erboſt, wollte eben über ſeinen Nebenbuhler, Signor Piccolo, her-

fallen, der ihm der Clarinette Herz entwand, — als plötzlich ..... Halt! halt! Platz da im Namen der Majestät! die königliche Dame Pause tänzelt im Takt einher, mit einer Tarnkappe auf dem Haupte, wie eine stolze Kokette; jetzt besteigt sie, Töne und Tänzer versteinernd, den Siegeswagen. Pulsschlag und Athemzug und Liebesseufzer, und selbst türkisches Mißbehagen stockt und verstummt; — Dame Pause weidet sich an der Ohnmacht; hoffärtig thront sie, mit Hohn niederblickend auf das zertrümmerte Leben; zwecklos herzlos scherzend. —

Der Tanz war zu Ende; die galanten Herrn führten mit unterthänigen Höflichkeitsbezeugungen ihre athemlosen Damen, deren Coiffüren der rasche, in eine mörderische Galoppade verwandelte Wirbelwalzer ganz schonungslos verwüstet hatte. Im Seitenzimmer prangten und lockten die herrlichen Speisetische, mit silbernen Platten bedeckt, überstrahlt von der zahllosen Girandolen feenhaften Schimmer, doppelt reizend und majestätisch durch den großen Cortege der altadeligsten, ächt-legitimen Weine, welche Gut und Blut anboten dem Brautpaar, dem erhabnen Beförderer, den vornehmen Gästen. Es ist nicht zu läugnen, daß der alte Fürst Liborius nichts

vergessen hatte, um das Hochzeitfest seines Günstlings Hippolyt zum prachtvollsten und glänzendsten einzurichten, was man je in dem Staate gesehen, seit Liberius den Thron bestiegen und einer mediatisirten Prinzessin die Hand gereicht hatte. Der Fürst trug sich mit der Liebhaberei und verstand die Kunst, Wachslichter zu fabriciren, und in allen seinen Staaten durfte kein andres Wachslicht brennen, als was er höchstselbst verfertigt, so daß er sich wohl mit gutem Gewissen rühmen konnte, daß von ihm alle Aufklärung und Erleuchtung ausgehe, als von dem Vater des Lichtes. Und so war es auch bei dem Hochzeitsfeste seines Günstlings Hippolyt, den er aus dem Stande der Niedrigkeit erhoben, als er einst, in Siegellack reisend, die hochfürstliche Residenz besuchte, den er so zu sagen von Amt zu Amt, von Würde zu Würde, vom Bürgerlichen zum Baron, vom Zu-Viel-Verdienstorden bis zum Hauskreuz aufwärts befördert hatte. Der Fürst Liberius selbst hatte dem Baron Hippolyt die reizende Gräfin Cäcilie als Gattin zugeführt und kannte seit sechs Wochen kein wichtigeres Geschäft, als Wachslichter zu gießen, um den Hochzeitsball seiner beiden Günstlinge (denn auch die Gräfin Cäcilie erfreute sich der besondern

fürſtlichen Patronanz) ſo glänzend als möglich zu feiern. Die günſtigſten Sterne leuchteten über dem feſtlichen Tag, mehrere reiſende Künſtler waren gerade um jene Zeit in der fürſtlichen Reſidenz eingetroffen und mußten nun ihre Talente für gewichtigen Ehrenſold zur Verherrlichung der Luſtbarkeit leihen; ſo z. B. eine Geigerfamilie, welche nur Eine Geige beſaß, und auf dieſem Inſtrument vermittelſt der vier Saiten ein ſehr kunſtreiches Quartett ſpielte; der Vater nämlich, ein Zigeuner von Geburt, ſtrich mit martialiſchen Geberden die G Saite, hinter ihm ſtand ſeine Gattin und ſpielte auf D. hinter dieſer ſtand auf einem Schemel die Tochter, ein Mädchen von ungefähr ſechszehn Jahren, welches durch ihr A ſchon ſo manchem Zuhörer und Zuſchauer ein zärtliches „Ah!“ entlockt hatte und hinter ihr endlich, auf einem erhabenen Stuhl, wie ein Geigenkobold, das achtjährige E-Männchen, der dickköpfige, mißgeſtaltige Stammhalter der Familie. Es war ein poſſierlicher Anblick, dieß Eingeigige Quartett, welches während der Tanzpauſe mitten im Saale ſich produzirte, welches ſonſt auf ſeinen Reiſen noch allerlei andre Eigenheiten und Abſonderlichkeiten zum Beſten gab, wie es z. B. ſtets,

wenn es in Gasthäusern spielte, einen Platz mitten im Auditorium für hundert Dukaten ansetzte; — der Platz bestand aus einem ganz gewöhnlichen Stuhl, und dieser blieb natürlich immer unbesetzt, so wie der Stuhl rechts daneben, der fünfzig, und der links, welcher fünf und zwanzig Dukaten kostete, während man die übrigen Plätze für vier und zwanzig Kreuzer einnehmen konnte. — —

Außer dem Eingeigen-Quartett verherrlichte den Hochzeitsball auch ein Flammenkünstler, der sich Feuerkönig schelten ließ und mit großer Majestät höchsteigen Pech und Schwefel verzehrte, weißglühendes Eisen in einer Sauce von siedendem Öl und Blei und was dergleichen Leckerbissen mehrere waren. — —

Auch ein dramatisch-plastisches Künstlergenie unterhielt die Gäste durch mimische Darstellungen; ein Herr Schwerin, eine dünne, miserable [illegible]ur, welche vor Zeiten der Hölle angehört hatte, der Schneiderhölle nämlich, welche alsdann geraume Weile als Garderobier Gelegenheit genug hatte, alle mögliche Charaktere von Grund aus zu studiren und nun durch die Welt reiste, um einem mit

Franſen beſetzten weißen Gardinen-Röckchen den ruhenden Herkules, in einer zimmtfarbenen Jacke und hohen ſchwarzen Reiterſtiefeln den Simſon und in einer hochrothen und pomeranzengelben ſeidenen Gardine den berühmten Philiſter und bürgerlichen Rieſen Goliath mimiſch-plaſtiſch darzuſtellen. Wenn er zu ſolchen Zwecken in eine Stadt kam und die Zettel ausgab, ſo pflegte er zugleich allenthalben bei kunſtliebenden Gönnern einzuſprechen und denſelben die betreffenden Charaktere (beſonders die bibliſchen) auseinander zu ſetzen, ſich über die verſchiedenen feinen Nüancen auf das Breiteſte zu berathſchlagen, darzuthun, warum Herkules eigentlich nicht wohl beleibt geweſen, was der Sinn des Simſon'ſchen Mythes bedeute, (nämlich die Entſtehung der Perrücken) und daß im Charakter Goliath's etwas von burſchikoſer Frivolität durchſchimmern müſſe, weil es wahrſcheinlich ſei, daß er früher Student geweſen, eh' er Philiſter geworden; woraus ſich denn auch die ganz abſonderliche, ſelbſt für einen Rieſen ungewöhnliche Ungeſchlachtheit in etwas hiſtoriſch erklären laſſe.

Solchen Gelichters ungefähr waren die Künſtler, welche der Fürſt Liberius zur Verherrlichung

des Feſtes beſtellt, und es iſt daher kein Wunder, daß ſchon in dieſer Einen Beziehung die Gäſte Gelegenheit genug hatten, der Fröhlichkeit zu huldigen, hätte auch nicht ſonſt ein reicher Wechſel von Freuden wie ein buntes Kaleidoskop vor ihren Blikken ſich ſtets neu und anders geſchaukelt. Hier thronte König Pharao und warb ſich Streiter, als wollte er die geſammte Judenſchaft des heiligen römiſchen Reiches ausrotten; dort verſöhnte Whiſt, wie der Gott des Friedens, die Erbitterten, Mohnſaft und Langeweile träufelnd, als ſollte ein Congreß gehalten werden; hier verſchlang Mediſance der Freundſchaft und Geſprächigkeit heiliges Band unter mehreren alten Matriarchen enger und enger; dort machte ſich der Fürſt Liberius zu ſchaffen, und drängte und arbeitete ſich durch die Maſſe, um ſeine Wachslichter zu unterſuchen und ſich an dem Glanze des allerhöchſten Werkfleißes zu freuen; hin und wieder rannten, mit großen Theebrettern in den Händen, die galonirten Bedienten, Eis und Mandelmich, Orangeade und Punſch ſervirend. In einer Ecke flüſterten Anonymus, der Hofpoet, (der alle offiziellen Organe in der ganzen Runde als Proteus verſorgte) und die Frau Räthin Koffethus

zuſammen, drückten ſich heimlich und verſtohlen die Hand und ſendeten beobachtende Blick nach der reizenden Braut, die nach beendigtem Wirbelwalzer und Galopp, noch von des Rhythmus Begeiſterung glühend, wie eine Fee einherſchwebte, — hohnlächelten unterm Schleier des zauberhaften Halbdunkels im Fenſterbogen dem ſorgloſen Bräutigam, der, ſeine Braut, den Fürſten, das Feſt, die Gäſte, alle Welt vergeſſend, ganz allein an einem mit Speiſen und Weinen beladnen Tiſchchen ſaß, für nichts Augen hatte, als für die göttliche Trüffelpaſtete, für den Großglockner der Auſtern, für die höchſt angenehme, erotiſche Ananas, die ſelbſt des Champagners, des Rouſſillons Balſamdüfte beſchämte, für den herrlichen Kolchier aus Böhmen, den Faſan, der ſtolz darauf war, gebraten worden zu ſein. Mit ächtem Bürgerſtolz aber benahm ſich unter allen dieſen adelichen Ehrengarden die Legion der unübertrefflichen Butterkräpfchen, denen der dankbare Retürier, — ſeine Reiſen in Siegellack und das treffliche Doppelbier immer noch nicht vergeſſend, — eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte.

„O gegen jetzt, welch eine ſchmachvolle Zeit!“ ſprach er, in Erinnerungen ſchwelgend, vor ſich hin,

während ſeine Hand nach dem Schinken langte: — „gegen jetzt, welch' eine traurige Zeit war's, als ich vor zwei Jahren gerade noch im rechten Augenblick ankam, um bei Wiſozky's Wurſtſpringen den Ehrenpreis zu erringen; — welch eine himmliſche Vergangenheit, als ich mich an jenem ſchönen Sommerabend mit dem berühmten Fußkünſtlergeſellen Kriſpin Theuerdank und dem sans-pareil von Kleidervirtuoſen, dem herrlichen Zachäus Hähnchen, ganz gemüthlich auf der bretternen Salope bei Dresden divertirte: — Schöne Zeit!"

Er langte, in Schwermuth verſunken, nach einem delikaten Bruſtſchnitzchen des Faſans, und führte es gedankenlos zum Munde, als ihm Herr Schwerin, der Philiſter-Rieſe, plötzlich sachte auf die Schulter tippte, und ihm in's Ohr flüſterte: „Freund Hippolyt, ein Gläschen den vergangenen Tagen!"

Raſch drehte ſich der Baron um, ſeine Blicke gewaltſam vom Faſan emporhebend: „Gemeiner Menſch!" ſprach er, weniger über Goliaths vertrauliche Rede entrüſtet, als vielmehr darüber, daß er für einen Augenblick in ſeinem Eifer geſtört wurde."

Goliath wurde ſentimental. „Ach!" flüſterte

er: „Hippolytchen! kennſt du denn deinen Buſenfreund Zachäus Hähnchen nicht wieder, mit dem du auf der bretternen Salope Brüderſchaft getrunken? — Ich bin's, ich ſelbſt, wenn ich auch, ſeit ich Künſtler geworden, meinen gemeinen angeſtammten Namen gegen den patriotiſchen: Schwerin vertauſcht habe; ja, ich bin derſelbe, und darum nur kein Verkennen, wenn du auch Baron geworden! — Baron! Baron! gib mir eine Knackwurſt, denn ich bin der Alte!"

„Hinweg, du Ungethüm!" ſchrie der Bräutigam, ſein Leibgericht vertheidigend, welches unter dem Auſternberge verrätheriſch hervorſah. — „Weiche von hinnen, Künſtler, Schneider, Genie, gemeiner Menſch, oder wie ich dich ſonſt nennen ſoll! Ich bin nicht deines Gleichen mehr; ich bin Landoberjägermeiſter geworden, und kein Band mehr hält, was dich je an mich gefeſſelt."

In einem Nu hatte indeſſen der Baron Hippolyt einem Bedienten, der eben mit einer Platte von Bechern mit Eis an ihm vorübereilte, zwei Becher voll köſtlich duftender Glace à la vanille entriſſen, nachdem er noch mit hoch aufgeriſſenen Augen, wie etwa ein Wahnſinniger um ſich

blickt, ſein liebſtes Leibgericht ganz mit Auſtern bedeckt.

„Baron! Hippolyt!“ ſprach unerſchüttlich, unabweisbar der Herr Schwerin: „beginne mit mir, was du willſt, nur verläugne mich nicht! Siehſt! ich bin aus einem Schneider ein Künſtler geworden, habe noch immer ſo wenig Geld in der Taſche als früher; merk auf! nicht dein Geld iſt's, nach dem ich trachte, wie du wähnſt, nicht ein Antheil an jenen ſchnöden Silberlingen, um welche du deine Genialität verſchachert haſt; — deine Freundſchaft und Anerkennung iſt's, die ich will, und ihr Symbol iſt die Knackwurſt. Ach, Baron! denk' an Wiesbaden!“

Wüthend ſprang, von Scham und Verlegenheit gepeinigt, der Baron Hippolyt vom Tiſche auf, im nächſten Augenblick jedoch ſank er wieder gemächlich auf den Stuhl nieder, und ſchabte ſehr eifrig mit dem Theelöffel abwechſelnd an den beiden Bergesgipfeln von Eis, die in kriſtallnen Bechern vor ihm prangten. Während er mit dem Löffel vom Munde zum Becher fuhr, ſprach er haſtig und in abgebrochnen Sätzen: „Schneider! Genie! wüßteſt du, wie ſauer es mir ward, bis zu dieſer Rangſtufe und Würde zu gelangen — —“

„O Gott! Barmherziger Himmel! — Das Gräßliche! das Unglück!“ riefen mehrere Stimmen im Saal, Diener rannten blaß und ſchen durcheinander: — „Herr Landoberjägermeiſter! Herr Baron! Wo ſind Sie? — Herbei! Wo iſt der Bräutigam? — Herbei!“

Die Verwirrung war allgemein. Keiner blieb auf dem alten Platze; Jedermann drängte ſich um einen großen Kreis, der ſich gebildet, ſchlug die Hände überm Kopf zuſammen, und ſchien am Ende den Kopf ſelbſt verloren zu haben. Das einzige Quartett, welches vor zwei Minuten wieder begonnen hatte, verſtummte und zerſtiebte, als wäre der Knöchler, ein feiner Muſikant, aus den F Löchern einer Violine hervorgekrochen, und ſpielte zum Kehraus auf.

Doch unerſchütterlich, mit ächtem Stoicismus, faß den geſenkten Kopf tief in den vorgebeugten Schultern verbergend, die beiden Ellenbogen aufgeſtemmt, für alles taub und blind, was um ihn vorging, der Bräutigam, biß, um geſchwinder fertig zu werden, in einen Eisthurm nach dem andern, und ſprach dazwiſchen haſtig mit dem plaſtiſchen Künſtler, der blaß und mager, mit einem

teufliſchen Ingrimm in den Augen, der ihm ſtand, und — die Arme verkreuzt, — zuwartete. —

„Höre!“ ſprach Hippolyt weiter: „wüßteſt du, wie ſchwer es mir fiel, dieſe tauſend Abgeſchmacktheit des alten Fürſten zu ertragen, mich in die gräßliche Langeweile der ſteifen Etikette zu ſchmiegen! Aber, Genie! ich that's, denn ich hatte mir's ſelbſt damals, als Liborius mir zuerſt einen gnädigen Blick zuwarf, feierlichſt geſchworen, mich endlich einmal ſatt zu ſchwelgen; deßhalb gab ich meine Einwilligung zu meiner Vermählung mit der Gräfin; denn eſſen will ich fürder, eſſen, was mein Herz begehrt, nichts als eſſen. — — Hier in dieſer Bruſttaſche ſteckt mein Heirathsvertrag: eine Million iſt mein! — iſt mein!“

Inzwiſchen lachte der plaſtiſche Künſtler, und ſprach zu dem Bräutigam, hinter den der alte Fürſt Liborius getreten war, mit lauter Stimme: „Weil du den Freund, den alten treuen Freund verläugnet haſt, da bloß Hunger und Hochmuth in deiner ſchwarzen Seele um den Vorrang ſtreiten, du Amphib, das keinem Element mehr angehört, nicht dem der Genialität, die du verlaſſen, nicht dem der Etikette, der du zugeflogen, ſei nichts hiefür, —

ich fluche dir — sei nichts als Hunger; leibhaftig wandle wie ein Poet, wie ein Skelett; wenn du gespeist, woran Tausende satt würden, sei du nicht satt davon, du Nimmersatt! — Wie den Mörder, der mit der Leiche des Gemordeten auf dem Rücken umherwandelt, kein Element tödten und aufnehmen will, das Wasser ihn an's Land wirft, das Grab der Erde ihn heraustreibt aus dem dunklen Schooß, aufschwellend unter seinem verfluchten Leib, das Feuer von ihm zurückweicht wie von jenem Flammenkünstler dort, der alle rothen Hähne in Europa schlachten könnte; — kein Wirbelwind ihn beim Schopf erfaßt und von dannen führt, und einen Felsen herabschleudert; — so sei du gemieden von der süßen Sättigung, von der Erkenntniß, vom Mitleid und vom Reichthum. Ei, ich denke, Hippolyt! wir sollten uns wohl wiederfinden, etwa bei einem Gelage, wo du Gastfreundschaft höhnen könntest!"

„Geh zum Henker, du gräßlicher Prophet!" stöhnte Hippolyt mit vollen Backen: — „O himmlischer Kapaun! Ich fühle, ich werde allgemach satt; der Grund ist für heute gelegt, und nun wollen wir das Gebäude aufführen."

Das Getümmel im Saal wurde immer ärger; der alte Fürſt, der hinter ſeinem Günſtling ſtand, rüttelte ihn gewaltſam und nannte ihm in's Ohr: Hippolyt! Jn's . . . . . Namen, ſteh doch auf, und hilf mir die Lichter in Ordnung bringen. Siehſt du denn nicht, daß deine Braut ſtirbt?" „Wie? Was?" ſchrie Hippolyt, vom Schlafe auftaumelnd, in größter Eile noch ein Faſanflügelchen ergreifend. — „Was ſtehſt du noch hier, Hähnchen oder Schwerin, wie du heißt? . . . Fort mit dir! Fort! Fort!" donnerte er dem hohnlachenden Künſtler zu, der ihm erwiederte: „Goliath bin ich jetzt, und du der Simſon; aber was den eigentlichen Kern dieſes biblischen Charakters betrifft, ſo muß ich dir ſagen, daß deine angebohrne Waffe treulos wird, und dich verräth und verdirbt. Denn die Hauptſache, mein Freund, bleibt immer, daß man die Charaktere ſtudirt, bevor man ſich auf die Bühne begiebt, und über alle ſeinen Nüancen mit ſich ganz im Reinen iſt, über jeden Nadelſtich der Individualität, denn Hanns Sachs war aus Dresden, ſo viel iſt gewiß; und wenn ich von Geburt kein Schneider wäre, ſagte Kaiſer Alexander von Mahagonien, ſo wollte ich auch nichts weniger ſein

als du! du Nimmersatt!! dem Gott alle fünf Sinne nehmen möge, damit du nicht mehr fünf zählen kannst, und weil du nur Sinn für den Hunger hast, der Hunger allein dein einziger Sinn sein müsse, oder der Wahnsinn, zum Nothhelf!"

„Sie stirbt! Sie stirbt!" riefen die bestürzten, entsetzten Gäste durcheinander.

Die Gräfin hatte unmittelbar nach dem Tanz einen raschen Trunk Eiswasser gethan, ihre Sinne schwanden, bleich ward sie, wie eine Leiche, ihr schönes Auge brach. Der Fürst Liberius rannte wie ein verrücktes Kind hin und wieder, faßte alles an, that alles verkehrt; herrschte und widerrief; wußte nicht, was beginnen, was lassen; er hatte die Gräfin stets sehr, recht sehr begünstigt, fast ebenso ausgezeichnet, als seinen Hippolyt; und nun, da er zweier Menschen Glück begründet, wie er dachte, wie ein Blitz bei heitrem Himmel so ein gräßlicher Schlag des Schicksals!

Die Frau Räthin Koffethua, die der Anonymus einst in einer seiner Shakespear'schen Launen so getitelt, — warum? das wußte er selber nicht — hatte das unglückselige Krystallglas, das den tödtlichen Eistrank umschlossen, im Schmerz zu Boden

geſchleudert, daß es in tauſend Splitter zerſprang. Anonymus machte ſeinem Mitleid wie ein Wahnſinniger mit den Worten Luft:

„Ha, Lychorida! Wie geht's der Königin? — *Lycherida! du hörſt nicht?* — *O Lucina*, göttlichſter Schutz und güt'ge Hülfe denen, die nächtlich zu dir ſchrein. — Lychorida! — Nein! keine Thränen, nur keine Thränen nicht, Lychorida! . . . .“

Der einzige Hippolyt hatte ſich mit ächt philoſophiſcher Ruhe und Gleichmuth wieder an den Tiſch geſetzt, und die Frucht aus Wiſozky's Garten unter dem Auſternberg hervorgeſucht. Aber wie ein Geſpenſt, wie ein hungernder Wolf ſtand Schneider Genie wieder plötzlich vor ihm, und der Flammenkünſtler hinter ſeinem Rücken langte ihm über die Schultern in die Schüſſeln herab, und das eingeigige Quartett ſchien ebenfalls von Appetit geſoltert wie eine Einſiedlerfamilie aus der thebaiſchen Wüſte, die ſich plötzlich an das Präſidium einer table-d'hôte-Oaſe verſetzt findet. Und ſo vervielfältigte ſich vor den fiebernden Sinnen Hippolyts der begehrenden, unabweisbaren Gäſte Zahl; jeder ſchien doppelt, und mit jedem neuen, begierig lechzenden Antlitz, das ſein glühendes Auge erblickte,

begann immer gräßlicher in seinen Eingeweiden mörderischer Hunger zu wüthen. Die Schüsseln wurden immer leerer und leerer, Hippolyt umklammerte den Tisch, als wollte er ihn gegen unsichtbare Belagerer vertheidigen; weit vor streckten sich, Zangen gleich, krampfig seine Arme, blind war sein Auge; Goliath, der hochroth-pomeranzengelbe Philister, tanzte vor ihm die Schneidermenuette; Hippolyt knöpfte den Rock auf, taumelte vorwärts, warf Tisch und Stuhl über den Haufen, und schrie wie ein Rasender: „Wildpret herbei! Wildpret! Bin ich nicht Landoberjägermeister? — Einen Hirschfänger! Kommt mir in den Weg, ihr Bewohner des Waldes, ich muß Euch fassen, fassen, fassen! — — —"

„Hochverrath! Hochverrath!" schrien hundert Stimmen, das Getümmel übertönend; der Fürst Liborius, der gerade mit einem Bund Wachslichter unter dem Arm herbeiwackelte, entging dem Tod durch die Waffe des Wüthenden nur durch ein Wunder, da ihn Anonymus rasch beim allerhöchsten Arme faßte, und etwas unsanft auf die Seite riß (für welche Respektverletzung er späterhin mit einem förmlichen Prozeß behelligt, aber aus besondern Rücksichten begnadigt ward.) — —

Anmerkung des Herausgebers.

Hier endet der aus verſchiedenen offiziellen Berichten des anonymen Proteus gezogene Bericht über die berühmte Hochzeit des Herrn Landoberjägermeiſters Baron Hippelyt mit der Frau Gräfin Cäcilia. Das Blatt der fürſtlichen Staatszeitung, welches das Thema der obigen hiſtoriſchen Variationen enthält, wurde von dem merkwürdigen pſychologiſchen Schulmeiſter Beiſtrich im Kaffeehauſe zum goldenen Lamm, (welches die Sünden des Goldes hinwegnimmt) gefunden, und zwar in Fidibus zerſchnitten, ſo daß wirklich und ohne Lügen behauptet werden darf, es ſei die ganze Hochzeit nachträglich in Rauch aufgegangen. Wenigſter Leſer! ich hoffe: du habeſt Geduld; — und wenn du keine haſt, ſo leſe die Akten von Wetzlar, und bereite dich, die weitern Facta zu vernehmen. In Summa! es iſt zu bemerken, daß in dem berühmten Juliushoſpital zu Würzburg der ausgezeichnete Flammenkünſtler Sir Knute an einem hitzigen Fieber darniederlag, (was von einem Feuerkönig zu erwarten war) und in ſeinen phantaſtiſchen Fieberreden auch folgendes Geſpräch erzählte, welches zwiſchen

ihm und einem landesfürſtlich hiſtoriſchen Geſpenſt wirklich und in der That vorgefallen iſt.

Feuerkönig. Euer Gnaden, Herr Geiſt! verzeihen Sie, daß ich ſo unanſtändig bin, meine Zunge mit glühenden Eiſen zu maltraitiren.

Geiſt Confuſius. O ich bitte recht ſehr, Ew. Majeſtät! das macht gar nichts aus, und ich ſehe das gern. Ah, das iſt ſchön! doch erlauben Sie die Frage, feurige Majeſtät! wie kommt es denn, daß Sie damals bei der famöſen Hochzeit am fürſtlichen Hofe ſo ſchnell abfuhren, wo ich doch mit dem Fürſten Liberius Hand in Hand alles auf's Schönſte geordnet hatte?

Feuerkönig. Wie zum Geier! Sind Sie denn nicht ein Geiſt? Wiſſen Sie denn nicht ohnehin alles?

Geiſt. Verzeihen Sie! Ich bin ein guter Geiſt und lobe Gott den Herrn; — na! Sie wiſſen wohl, was das heiſt, gar ein gutes Weſen zu ſein! Ueberdies ſind bei uns guten Geiſtern auch Abſtufungen wie bei ſchlechten, und ich habe den Dienſt beim Tubus, durch den man Gegenwart und Zukunft ſieht, abgeben müſſen, und ſtellen Sie ſich

einmal vor: weſshalb? — Erſtens meiner blöden Augen halber, und zweitens (ſagten die andern), weil ich mein Chineſiſches ganz vergeſſe, und Chineſiſch iſt eben unerläßlich, weil alle Staatsakten und Diplomatika darin abgefaßt ſind. Ja, alſo was ich ſagen wollte: ..... Potz Blitz! — Ich ſage Ew. Majeſtät, es iſt wirklich entſetzlich, wie einem der Kopf ganz dumm wird, wenn man viel drinnen hat! — Verzeihen Sie, ich muß mich in der größten Eile empfehlen, denn ſo eben fällt mir bei, daß ich morgen commandirt wurde, beim geſtrigen Donnerwetter mitzuhelfen. Alſo! entſchuldigen Sie."

„Iſt das doch die ſophiſticque Unverſchämtheit!" polterte damals der Feuerkönig: „Eine Viertelſtunde lang in mich hinein zu ſchwätzen von und für nichts und wieder nichts! — Den Patron hätte ich als erſten Liebhaber haben ſollen, wie ich noch Theaterdirektor in der Tartarei war. Singen und ſpielen hätte er mir müſſen — nach der Knute; ich hätte ihn, wenn er ſeine Sachen wohlgemacht, ſogar für zwei Kreuzer mit Schnaps beſchenkt, hätte ihn auch ſogar gegen zwei andere ausgetauſcht; — holla! dann wäre er gewiß ein ganz andrer Geiſt,

und nicht halbmal ſo vergeßlich. Es kommt aber alles nur auf die Bildung an, auf die Prügel nämlich." — — —

Allmälig genas der Flammenkünſtler von ſeiner Elementarkrankheit und wandelte blaß und verſtört in dem anmuthigen Garten des Hoſpitals, als ihm urplötzlich ein Mann begegnete, den er ſchon ein Mal im Leben getroffen hatte, — ein magerer Patron, deſſen Antlitz ein Zifferblatt ſchien, worauf der Hunger als Zeiger ſtets 12 wies; die dünnen Beine ſchienen eher ſteife Stelzfüße des Elends, wie die langen verknöcherten Arme Krücken des Jammers, ſo ſchlaff und erbärmlich hingen ſie von den Schultern. Der ganze Mann war einem Speiſetarif mit vielen Rubriken zu vergleichen, der über die Ruhmredigkeit und Aufſchneiderei beſchämt wird, wenn man dem Kellner ein Gericht abverlangt, weil dann höchſtens blos ſogenanntes Aufgeſchnittenes vorhanden iſt.

Immer näher ſchritt der Mann, der Feuerkönig faßte ihn jetzt ſchärfer in's Auge und mit einem Ruf des Entzückens, wie es in edlen Seelen als helles Morgenroth aufgeht, ſanken ſich beide in die Arme.

Ja, Wiedersehn ist ein Brillantfeuerwerk, welches nach Umständen, je nachdem man Wechselgläubiger wiederfindet, die Farben, als grün und gelb in roth und blau; freilich, wenn Liebende sich wieder sehn, stemmen die bunten Strahlen alle in Eine Sonne zusammen, die doch, ach! wie allzubald verlischt, und von dem festigen Augenblicke bleibt nichts, als das verkohlte Herz, die zertrümmerte Hülle.

„Schwerin!“ rief der Feuerkönig: „bist du wirklich nicht todt?“

„Göttlicher Freund Knute! merkwürdigster Salamander aus der Tartarei! du lebst!“ erwiederte ihm der grosse Philister.

„Hier, hier finden wir uns zum ersten Mal wieder seit der Hochzeitnacht auf dem Residenzschloß des Fürsten Liborius!“

„Wie kommst du hieher?“

„Wer? Ich? — Ei! den Geier auch! Ein hitziges Fieber quartierte mich hier ein und hätte mich bald um ein paar Ellen tiefer einquartiert, denn du weißt, daß ich zwar ein Mittel gegen das Feuer besitze, ein Arcanum, welches ich auf dem Gesundbrunnen Jahrmarkt in Sibirien von einem ächten Chinesen

gelernt habe; — aber wenn die Hitze mit dem Fieber in Compagnie tritt, sind Zwei gegen Einen, und das halte ich schwer aus, denn obgleich ich mir während des Fiebers selbst ordinirt habe, man solle mir das Pulver, womit ich mich einreibe, um mich feuerfest zu machen, eingeben, so that doch der Arzt nach seinem eignen Kopfe. Aber sage, um des lieben Himmels willen, wie siehst du denn aus? — Ach Gott! wie die sieben theuren Zeiten! Wirklich recht schändlich und miserable. Bist du denn auch hier krank gelegen und heute zum ersten Mal wieder in den Garten gekommen?"

„Ne! Salamander!" kicherte der weise Schneider und Künstler mit pfiffiger Miene, „ne! Gott bewahre, ne! — Aber ich habe die Charaktere meiner biblischen Helden alle nochmals durchgegangen und herausgefunden, daß Goliath und Simson, nicht minder König David und Zachäus, der Zöllner, der sich den Schlagbaum aus einem Feigenbaum schnitzte, unumgänglich jeden Morgen Fleischbrühe zu sich nehmen müssen und deßhalb legte ich mich eines Abends vor das Thor des Hospitals ohnmächtig hin, so daß man mich am andern Tage fand und hineintrug, und nun seit der Zeit ärzt und im Quartier

hält, wie ein Vöglein; dafür zahle ich des Tags drei Kreuzer, und wenn die Zeiten beſſer werden, daß ich wieder eine Kunſtreiſe antreten kann, nehme ich dann meine paar Gulden zuſammen, die ich bei dieſer eingezogenen Lebensart erſpart habe und gehe in die weite Welt. — Kann man in irgend einem Gaſthofe billiger ſpeiſen und wohnen, als ich hier um drei Kreuzer? He! — und habe ich nicht alle Tage meine warme Suppe, wie ein angenehmer Sclave?“

„Brod! Brod! Brod!“ kreiſchte hinter ihnen eine heiſere, widerliche Stimme.

„Holla!“ rief lachend der aufmerkſam gewordene Koſtgänger des Hoſpitals; „mich dünkt, ich höre einen alten Spießgeſellen, der, obwohl er ſo wenig ein Jude iſt, als ich, doch einſt über Nacht zum Baron geworden. Ja, das iſt Hippolyt! Hippolyt! — Ei, Freundchen Wurſtknauſer, biſt du's wirklich in's Geiers Namen und immer noch bei gutem Appetit? — 's freut mich, Hyppolyt, dich hier zu ſehen in dieſem Gaſthofe aller Genie's; komm, reich mir die Hand, ſüßer Wiedergefundener!“

„Gib Brod! Fleiſch! Brod!“ ſchrie in blinder Raſerei Hippolyt, abgezehrt bis zum Schatten ſei-

ner Selbſt, gehüllt in die Lumpen ſeiner ehemaligen Hofgallauniform als Landoberjägermeiſter. Seine Augen waren glanzlos, faſt fleiſchlos ſeine Lippen: — „Gib, gib! meinen wüthenden Hunger zu ſtillen!“ ſchrie er, „mein Magen iſt ein Trompeter geworden und poſaunt mein Elend; — iſt ein Hund geworden, der bei Nacht heult und bei Tag knurrt; — iſt ein Dieb geworden an ſeinen Kameraden, den Gliedern, denn er ſaugt ſie aus wie ein Wucherer. Gebt mir zu eſſen, oder ich erwürge, zerſäge Euch mit meinen ſpitzen, ſcharfen Ellenbogen. Zu eſſen gebt mir, oder ich nage Euch ſelber an. Ihr könnt mir keiner entkommen, drum bemüht Euch nicht, vor mir zu fliehen, denn dürr und leicht bin ich, wie ein Windhund und hole Euch ein, und wenn Ihr alle vier Winde als Vorſpann anſchirrtet. Zu eſſen her! zu eſſen!“

„Hoho!“ ſprach der Philiſter, „Bruder in Wiſozky, der des göttlichen Urſprungs vergeſſen und die treuen, alten Freunde verkannt, um allein im Glücke und in Tafelfreuden zu ſchwelgen, ſag' mir doch ein Mal, wenn mein Wunſch-Fluch dir ſo wohl angeſchlagen, daß du immer bei Appetit, — wie

kommt es, daß du um Speiſe bettelſt? Warſt du nicht ein Millionär? Schlugſt du nicht ſtolz wie ein König an deine Weſtentaſche, worin das Gold und die Dokumente lagen, wie Juwelen im Schrein? Wohlan! wirf aus dein Gold, laß auftiſchen was gut und theuer, lad' uns zu Gaſt dabei, und wenn ich ein Gericht darunter finde, was mir behagt, will ich den Bann dir löſen, denn ich kann überhaupt über den Charakter des fürſtlichen Kochs Confuſius noch nicht in's Reine kommen, der mir damals, als er aſpirirte, fürſtlicher Regierungsrath zu werden, die herrliche Gabe verlieh, gute Freunde mit Appetit zu verſehen . . . .“

„Wie? Was hör' ich?“ rief der Feuerkünſtler: „du kennſt alſo meinen Freund Confuſius, denſelben Geiſt, der bei'm Wettermachen angeſtellt iſt und neulich an dem Tage, da das Feuerwerk angekündigt war, den Landregen loszulaſſen vergaß, ſo daß wider alles Vermuthen ſchön Wetter wurde, der mir hier im Hoſpital eine Viſite machte, der . . . .“

„Ja, derſelbe! Evviva!“ fiel ihm Schwerin in's Wort; „und mir fällt eben eine Klauſel ein . . . . Aber! . . . Holla, Freund Hippolyt! ſühne jetzt

deinen Frevel! Laſſe auftragen, daß ſich die Tiſche biegen, wirf Gold aus allen deinen Taſchen, denn wir ſind arm; und weil du, der Cröſus, uns Bettler nicht anerkannt; — nun, du weißt! Alſo! Sühne .... Hippolyt! und nur darum keine Feindſchaft nicht, angenehmſter Millionär!"

„Ein Bettler bin ich ja!" ſchrie Hippolyt: „woher Gold nehmen? Ausgegeben hab' ich alles, um mich zu ſättigen, doch es reichte nicht hin. Mit mir und in mir ſpeiſt der bodenloſe Tod. — Brod herbei! Fleiſch herbei! ſonſt ſterb' ich!"

„Das möcht' ich mir ausbitten;" unterbrach ihn Schwerin. — „Halt! weil du ſo miſerable biſt, Bruderherz, wie ich, wie wir alle, ſo rührt mich deine Noth. — Blitz! mir fällt etwas bei! — Freund, jetzt lieb' ich dich wieder wie meine eigene Seele, und mich wurmt die Erinnerung, daß dein Fall die Stufe war, auf welcher die Kabale hoch emporſtieg; denn wiſſe: Cäcilie iſt nicht todt;..."

„Brod herbei!" fiel ihm Hippolyt in's Wort; „mein Magen hat mein Herz verſchlungen; mein Herz iſt Eins geworden mit meinem Magen. Freund, willſt du mein Herz theilen, ſo theile meinen Ma-

gen. Fleisch herbei! und wäre es auch nicht gar, ich muß die ekle Kost haben, wenn sie nur nicht eher gar und aus wird, als mein Hunger....“

„Komm denn, denn du bist der Alte!“ rief Schwerin, „ganz so fidel, wie damals auf der bretternen Salope, wo wir Brüderschaft tranken. Komm! weil ich dich im Elend besser erkannt, als im Glanz und Glück und Ueberfluß, will ich dich an deinem Feinde rächen.“

„Warum nicht gar?“ sprach der fürstliche Koch und Regierungsrath zu dem Herrn Schwerin im geheimnißvollen Dunkel des Schloßkellers.“

„Ich sage es Ihnen aber! Sie haben sich verwirrt!“ erwiederte Schwerin. „Ich hatte Sie ersucht, Sr. Durchlaucht etwas Appetit zu nehmen, weil Se. Durchlaucht sonst an allzugroßem und unbequemem Embonpoint leiden dürften und nun begehen Sie den Mißgriff, dem Herrn Hofanonymus allen Appetit zu nehmen und denselben meinem armen, unvergleichlichen Freund und Spezial, dem gewesenen Herrn Landoberjägermeister zuzulegen.“

„Ach! da will ich ja gleich dem Fürſten den Appetit abnehmen . . . .“ ſtotterte verlegen der Mundkoch.

„Beileibe nicht, Herr Regierungsrath!“ fiel ihm Schwerin in's Wort. — „Bedenken Sie nur, daß dieſes Beginnen jetzt ſehr unklug wäre, da Se. Durchlaucht ſeit einiger Zeit ohnehin an der Abzehrung leiden und Hochdero Wachskerzen in der Taille bereits ziemlich gleich kommen. Sie würden alſo wieder einen dummen Streich und einen nicht weiſen Gebrauch von den übernatürlichen Kräften machen, welche Ihnen der Geiſterkönig verliehen, um auf Erden die Confuſionsfehler abzubüßen, die Sie im Himmel begangen haben. Ihre Prüfungszeit von hundert Tagen, während welcher Sie nur neun und neunzig dumme Streiche ungeſtraft begehen dürfen, iſt heute Nacht um zwölf Uhr um; hüten Sie ſich alſo gefälligſt, ehe Mitternacht da iſt, vor dem bewußten hundertſten, denn ſonſt verdoppelt ſich ja, wie Sie mir ſelbſt vertrauten, Ihre Prüfungsfriſt. Ueberhaupt dürfen Sie froh ſein, mir Ihr Geheimniß anvertraut zu haben, ſonſt hätten Sie jetzt ſchon die Anwartſchaft, bis an's Ende der

Welt immer als Mensch auf Erden zu wandeln. Ach Gott! wir Menschen begehen schon so viele confuse Dinge auf Erden, wenn nun noch die Geister auch das Ihrige dazu thun, so —; aber ich will so politisch sein, nichts Politisches zu reden."

„Aber was soll ich denn eigentlich anfangen?" fragte bestürzt, kleinmüthig der Geist.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiederte Schwerin. — „Sehen Sie, ich habe den Charakter des Herrn Hof-Anonymus studirt, von dem Zeitpunkt an, als er sich mit der Gräfin Cäcilie und der Räthin Koffethua verschwor, den armen herrlichen Freund Hippolyt, den sie um des Fürsten Gunst bemeisterten, zu verderben, seit die schlaue Cäcilie, die Mandelmilch getrunken, vorgab, sich an Eiswasser gelabt zu haben, und Miene machte, zu sterben. Der Hof-Anonymus hat durch Ihre Vergeßlichkeit seit dem Augenblicke, als Hippolyt bodenlos hungert, keinen Appetit mehr. Die Ärzte geben ihn auf; seine Gattin Cäcilie jammert. Wissen Sie was? — Gehen Sie zu ihm, sagen Sie ihm, (er vertraut Ihnen, verehrt Sie) — sagen Sie ihm, Sie kennten Jemand, der Vorrath an Appetit hat: der ihm einen

Theil davon abtreten könne gegen ein Billiges. Dieſer Jemand iſt niemand ſonſt, als Hippolyt. Hippolyt verkauft alſo ſeinen Hunger; der falſche Herr Hof-Anonymus hat ihn und ſeine Strafe; wir — ich und Hippolyt nämlich — haben einiges Geld und leben in Frieden; und Sie endlich haben trotz der bewußten neun und neunzig den hundertſten — klugen Streich begangen und die Prüfung beſtanden. — Gilt's?"

„Topp!" rief der fürſtliche Regierungsrath: „Es gilt! — Ich eile, alles in's Werk zu ſetzen."

„Laſſen Sie mich dabei ſein;" fügte Schwerin hinzu: „denn es iſt noch nicht Mitternacht vorbei."

Der Hof-Anonymus ſaß mit einer ziemlich ledernen Phyſiognomie in ſeinem ledernen Armſtuhl, blies die Backen auf, puhſtete, ſtudirte die Faden ſeiner abgeſchabten Beinkleider und Fadheit, zählte die Figuren an den Tapeten und die Zeilen ſeiner Correſpondenz-Artikel, gähnte dabei wunderbarer Weiſe auf's Neue und war mit Einem Wort ſehr langweilig. Die Gräfin Cäcilie hatte nun dieſe,

ſeit jener Zeit ziemlich epidemiſch gewordne Krankheit ihres durch ſeine Unberühmtheit berühmten Haus-, Hof-, Leib- und ſogar leider Magen-Anonymus zu heilen, durchaus kein Mittel geſcheut. Hatte ſie nicht einſt in Verzweiflung über ihres Gemahles langweilige Appetitloſigkeit und unappetitliche Langweile ſogar Verſe gemacht, um Gleiches durch Gleiches zu bekämpfen? und als auch dieß nicht anſchlug, hatte ſie nicht ſogar die Radikalkur ſo mancher ärztlichen Dame angewandt und das cerebralſtomachaliſche Gleichgültigkeitsſyſtem ihres Mannes durch ein „mündliches" Verfahren, welches man im gemeinen Leben „Zanken" heißt, heilſam zu erſchüttern verſucht? Aber Alles war umſonſt! Der Anonymus war langweilig und blieb langweilig. Und nun denke man ſich auch einen Anonymus ohne Appetit; — man ſteige recht in die Tiefe dieſer Idee hinab: Ein monopoliſirter, hochfürſtlicher, löſchpapierner Wiederkäuer und doch ohne Appetit! Nein, unvergleichliche Cäcilie, gräflichſte Anonymuſin! Unter ſolchen Umſtänden kann man dir freilich weder über mündliches noch ſonſtiges Verfahren contra eine hohe Langweiligkeits-Commiſſion irgend einen Vorwurf machen.

Der ehrwürdige Pater Capuziner aus Porzellan, deſſen braunes Äußere ein ſchwarzes Innere verbarg, — nämlich ein Dintenfaß, wackelte, vom Zeigefinger des Anonymus an der kahlen Platte betippt, ſehr unzufrieden und griesgrämig mit dem Kopfe; dieſer Kopf ſelbſt aber war, um aufrichtig zu ſprechen, eigentlich zu keinem andern Zwecke vorhanden, als, um die Wüſte ſeines Herzens zu bedecken, und zwar eine Sandwüſte, denn der porzellanene geiſtliche Herr theilte ſich, wie einſt das Weltall, in zwei Hälften, in Flüſſigkeit und Solidität, d. h. in Dinte und Sand, und der Kopf war eigentlich, wie geſagt, zu gar nichts da. — Die Federn hatten es mit dem Herrn Anonymus gewiß recht verderben, denn er raſirte ihnen ganz unbarmherzig die Bärte und kaute an ihnen, trotz ſeiner Appetitloſigkeit, ſo jämmerlich, als irgend ein Leſer an einem Ch.. y'ſchen Romane. O großer Regierungs- und Confuſions-Rath, berühmter Wettermacher, der du noch bei weitem großartigere Ideen im Kopfe haſt, als jener Johann Chriſtian Reichard, der Aſtronomie Befliſſener, welcher ſchon ſeit hundert Jahren bis auf heute die Kalender verbeſſert, merkwürdigſter Geiſt, was hatteſt du angeſtiftet! Und in welche

Verlegenheit geriethen nicht ſämmtliche offizielle Organe der Nachbarſchaft, als das edelſte Organ ihres Hauptorgans, des Anonymus, deſſen Magen in der Blüthe ſeines Wirkens in Ruheſtand verſetzt worden war? Woraus abzunehmen, daß eigentlich das ganze Staatsgebäude auf nichts beruht, als auf dem Magen. Alle Pulſe der feineren Diplomatie geriethen bereits in's Stocken und in dem ganzen Staatenſyſteme des Fürſten Liborius ſahen die verſchiedenſten Nationen nicht ohne Zittern und Zagen einem baldigen Miniſterwechſel entgegen, denn alle Correſpondenzartikel des Hof-Anonymus athmeten, wie gelehrte und bemooſte Politiker draus entziffern wollten, eine gewiſſe nichtsſagend-ſchwüle, aber doch vermuthlich inhaltſchwere Gewitterſchwüle; ſollte, — meinten etliche, — der alte Fürſt wirklich die Aufklärung wieder abſchaffen, d. h. die Wachskerzenfabrikation an den Nagel hängen wollen?

Abgeſehen von dieſen Staatsgeheimniſſen iſt es als eine gewiſſe Thatſache anzunehmen, daß am Abende der großen Finſterniß, als der Hof-Spion ſogar dem Monde die beiden Hörner verſchwärzte, in die Geſchäftsſtube des Anonymus zwei Herren

ſtürzten, deren einer, welcher kein andrer war, als der fürſtliche Regierungsrath, dem porzellanenen Kapuziner eine ſehr devote Verbeugung machte, indem er denſelben umkippte, wodurch der Fußteppich des Anonymus und namentlich der darauf gewürkte Orangutang im rothen Rock mit der grünen Naſe mit Dinte übergoſſen wurde. „Entſchuldigen Sie tauſend Mal, Herr Anonymus!“ ſprach der Regierungsrath erſchrocken zu dem begoſſenen Affen in der Verwirrung, ſtatt zu dem Anonymus; „es war durchaus nicht meine Abſicht, Sie zu bekapuzinern, im Gegentheil wollte ich bloß den hübſchen Affen hier“ (er wendete ſich zu dem leiblichen Anonymus) „ein bischen begucken. Ja! was ich ſagen wollte, — — wiſſen Sie nicht, was ich ſagen wollte? — Ja! alſo, was die Auflaufakten betrifft, — die kann ich durchaus nicht mit Peterſilie anrichten, Ew. Durchlaucht, — denn, mein Gott! wenn die Umtriebe losbrechen, bevor die Butter in Fluß iſt, ich wäre unglücklich, und denken Sie nur auch an den Affront von ſo einem ſitzen-gebliebenen Auflauf, — nein! das überlebe ich nach meinem ſeligen Tode gar nicht. Meine Meinung wäre daher, die ganze geheime Geſellſchaft mit Sardellen klein hacken zu

laſſen und die Peterſilie auf zwanzig Jahre bei Waſſer und Brod einzuſtecken; die Rädelsführer könnte man allenfalls in Eſſig abbrühen und die Schweineknöchelchens an den Pranger ſtellen mit dem Täfelchen: „Wegen Verführung zum Verbrechen!“

Schweineknöchelchen! — Peterſilie! — Sardellen! — Ha! Schweineknöchelchen!“ ſchrie, wie wahnſinnig der andere Fremde, „die ſollen mir nicht entgehen, die müſſen mein werden. Er fiel den Anonymus an, wie ein Raubwolf: „Laß mir deine Schweineknöchelchen, Anonymus! Fleiſch! Fleiſch! — Ich verhungere.“

„Ach Gott! — Und ich habe keinen Appetit,“ jammerte gähnend der Anonymus. „Iſt es nicht entſetzlich abgeſchmackt, daß dieſe hyänaliſche Kreatur, weiland, ſo zu ſagen, hochfürſtlich-landoberjägermeiſterliches Subjekt, höchſt verdächtiger Weiſe nach Schweineknöchelchen Appetit bezeigt und dergleichen unäſthetiſche Subſtanzen in meinem eigenen hochfürſtlich als mein Eigenthum beſtätigten, unter dem Namen Anonymus zu Protokoll gegebenen Corpore ausfindig machen will. O! hätt' ich Hunger, das Eſſen würde ſich ſchon finden —“

„O hätt' ich ein Weltall! um es aufzufreſſen," ſchrie Hippolyt; „der Hunger wäre ſchon da. Gebt mir ein Weltall, und ich will die Milchſtraße bis auf den Boden aufſpeiſen, den Morgenſtern zum Frühſtück nehmen, die Sonne zum Mittagmahl, den Mond zum Deſſert, die Fixſterne zu Zuckermandeln und den ganzen Thierkreis gebraten, gebacken, geſotten oder in einer ſauren Sauce."

Der hochfürſtliche Koch und Regierungsrath Confuſius knöpfte in der Zerſtreuung, weil ihm etwas heiß zu Muth ward, dem armen Anonymus das Gilet auf, rieb ſich dann lachend die Hände und hüpfte wie ein Eichhörnchen im Zimmer auf und nieder. „Scharmant, ſcharmant!" flüſterte er vor ſich hin, während er eine Priſe nahm und ſie anſtatt in die Naſe in den Mund ſchob. „Ganz ſuperb! da will ich gleich Rath ſchaffen. Da wollen wir gleich ein Conträktchen ſchließen. Ja ſo! die Suppe läuft über! Haben Sie die Güte! Geben Sie einen Bogen Papier in den Topf und nehmen Sie mir das Rindfleiſch —" — —

„Rindfleiſch! Rindfleiſch!! Rindfleiſch!!!" ſchrie Hippolyt voll Verzweiflung, und der nüchterne Ano-

nymus hallte als gähnendes Echo: „Ach Gott, wenn ich nur Appetit auf Rindfleisch hätte! O freundliche Gewohnheit des Rindfleisches!“

„Wie gesagt,“ fuhr der geschäftige, geistige Koch- und Regierungsrath fort, „lassen Sie gefälligst die Dinte abschäumen und tauchen Sie die Feder in diesen Suppentopf. (Er präsentirte ihm den schwarzen Magen des Kapuziners.) Es gibt kein einfacheres Conträktchen, als dieses: Der Herr S. T. Anonymus hat einen rasenden Hunger und der gnädige Herr Landoberjägermeister einen unendlichen Hunger nach Hunger; nichts ist klarer, ergo —“ —

„Barbar! Unsinn! — Dummes Zeug! —“ wütheten, gähnten Hippolyt und der Anonymus durch einander; „Rindfleisch!“ — „Appetit!“ — „Schmetterlingsknöchelchen!“ — „Appetit!“ — „Fixsterne!“ — „Appetit! Appetit! Appetit!“ — — —

„So hören Sie doch nur“ rief der Regierungs- und Confusionsrath, halb ärgerlich, halb ängstlich; „ich werde doch wissen, wo mir der Kopf steht! Glauben Sie, meine Herren? Nein, meine Herren! Auf Ehre! das weiß ich nicht, und kurz und

gut! Der Herr Anonymus wollen den Appetit nicht länger behalten und der Herr Landoberjägermeiſter haben zu wenig; ergo verkaufen der Landoberjägermeiſter — nein, der Herr Anonymus, halt! der Herr Landoberjägermeiſter, — um Gotteswillen! machen Sie mich nicht konfus, meine Herren, — alſo der Herr Anonymus verkaufen ihren Appetit an Se. fürſtliche Durchlaucht, — den Schöpſenbraten, den Schöpſenbraten im Auge, daß der Herr Anonymus nicht anbrennt, — an den Herrn Landoberjägermeiſter für zwei tauſend Pfund" —

„Rindfleiſch, Rindfleiſch!" ſchrie Hippolyt; — „Sterling wollt' ich ſagen, ganz recht. Und der Kaufpreis wird an den Herrn Anonymus bezahlt in paarem." —

„Appetit! Appetit!" jammerte der Anonymus.

„O Gott! o Gott!" winſelte der Regierungsrath ganz kleinlaut, denn in ſeinem Kopf drehte ſich ein Mühlrad und ſchrotete Grütze. Es wurde ihm ſiedheiß, als ſteckte er ſelbſt im Suppentopf und trüge ſeinen Kopf mit ſammt Herz, Leber und Magen, wie das Huhn, unter'm Arme; dann, horch! der Hammer der Schloßuhr hob aus: Eins! — Zwei! — Drei!" — — —

„Um Gotteswillen! was geht hier vor?“ fragte Cäcilie, welche in das Gemach ſtürzte; die Frau Räthin Koffethua folgte ihr, noch den letzten Stich mit Treff-Aß in der Hand haltend. Zu gleicher Zeit ſtürzte athemlos Herr Schwerin in die Stube. Der Koch und Regierungsrath ſank bleich und zitternd in die Knie und betete: „Erhabener Geiſterkönig! bedenke, daß ich nur ein ſchwacher Geiſt bin, habe etwas Einſicht mit mir, denn ich habe ja doch keine. Euer Gnaden, Herr Geiſterkönig, laſſen Sie mich nicht nochmal Regierungsrath werden; ich will ja künftighin merkwürdig aufpaſſen bei'm Wettermachen!“ —

„Vier! — Fünf! —“

Da nöthigte Herr Schwerin den Regierungs- und Confuſionsrath, dem die Zähne vor Angſt wakkelten und klapperten, etwas unſanft auf einen Stuhl, gab ihm die Feder in die Hand und führte ihm die Letztere, um den Akt als Gerichtsperſon auszufertigen.

„Der Herr Landoberjägermeiſter verkauft dem Herrn Anonymus für tauſend Pfund Sterling die

Hälfte ſeines Appetits; der Kaufpreis wird in die Hände des Herrn Schwerin niedergelegt.

Confuſius,
wirklicher geheimer Geiſt, Hagelreferendar, Koch und Regierungsrath.

Hippolyt,
Landoberjägermeiſter.

Anonymus,
wirklicher öffentlicher Unbekannter.

Schwerin,
dramatiſch-plaſtiſcher Herkules.

Als Zeugen:
Koffethua, Räthin.

„Eh viva! eh viva!“ rief jauchzend und allerlei Pirouetten ſchlagend der glückliche Geiſt: „Nun wenn die Räthin zur Zeugenſchaft unterſchrieben, ſo ſtößt niemand den Vertrag um, denn dann weiß es morgen die ganze Welt.“

„Eilf! — Zwölf!“ —

„Ergebner Diener, meine Herrſchaften!“ ſprach luſtig der Regierungsrath. „Juchhe! das Rathen

hat ein Ende! Guten Morgen! — Er verſchwand und nahm in der Zerſtreuung die Oberhälfte des Kapuziners mit ſich hinauf an den Hof des Geiſterkönigs. Und noch immer ſteht der Kapuziner, deſſen Magen jetzt auch die Stelle ſeines Kopfs vertreten muß, in der Stube des Herrn Anonymus, um allen Kleingläubigen, welche an der Wahrheit dieſer Geſchichte zweifeln ſollten, von Schwarz auf Weiß zur Ueberzeugung zu helfen.

Paſſauer Kunſt.

Romantiſche Erzählung.

I.

Heiß und blutig war der Sommer des Jahres 1626. Das anmuthige, von Gott dem Herrn mit allem Ueberfluß geſegnete Land Öſtreich ob der Enns durchzogen zahlloſe Schaaren bewaffneter, kriegeriſcher Bauern, auf deren Fahnen folgender Reim und Wahlſpruch geſchrieben ſtand: „Von des Herbersdorfs Joch und Tirannei und ſeiner großen Schinderei, mach' uns, o lieber Herr Gott! frei; weil es dann gilt die Seel' und Gut, ſo gelt's auch unſer Leib und Blut; Gott geb' uns einen Heldenmuth. — Es muß ſein." Und ſie thaten, wie ſie gelobt und beſchworen hatten, die verwegenen Bauern des Landes ob der Enns. — Hei! wie luſtig ging es damals her, als ſie dem Grafen von Herbersdorf, dem hochmüthigen Statthalter zu Linz, ſeine funfzehn hundert Soldaten zuſammt dem Scharfrichter erſchlugen, den er, im allzufeſten Vertrauen auf die Kriegsfortuna bereits mit ſich ge-

führt hatte, um den Rebellen die Köpfe zurecht zu ſetzen. Und was für ein feuriges Leben war es damals, als ſie mit dreißig Stücken Feldgeſchütz die Städte Wels, Steyer und Vöklabruck und die Stifter Lambach und Kremsmünſter gewannen, als ſie die Baieriſchen erſchlugen bis auf Einen Mann, als ſie den Schlüſſel zum Böhmerland — das feſte Freyſtadt — in Händen hatten, als ſie dem freien, doppeldienſtfertigen Donauſtrom ſchwere Ketten anlegten. So wacker und klug fochten die ſchlichten Bauern des Landes ob der Enns, daß man vermuthete, es könne nicht anders ſein, als daß kriegserfahrene Edelleute ſelbſt mitten in ihren Reihen fochten, die ſich durch geſchonten Bart und gleichförmig gekämmtes Haar, durch ſchlechte Kittel und unſcheinliche Blechhauben vor den Augen der Welt bloß wie gemeine Leute und Bauern darſtellten. Einen Hutmacher hatten ſie zuerſt zu ihrem Feldhauptmann gewählt, damit er Alle unter Einen Hut brächte — den Herrn Stephan Fadinger, der die Baiern wüthend haßte, denen das ſchöne Land ob der Enns verpfändet worden war; in ſeinem Feldlager vor Linz traf ihn nachmals eine Stückkugel zum Tode und ſeine Gebeine empfing die geweihte

Erde des Friedhofs von Efferding, daraus sie später der Graf von Herbersdorf fast unchristlich wieder ausscharren und in ein Moor unter'm Galgen werfen ließ. Nach des Stephan Fadingers Tod führte die Bauern als neuer Feldhauptmann Herr Achaz Viellinger von der Au, der durch offene Briefe den Kern gesammter österreichischer Bauernschaft bei Leib- und Lebensstrafe in's Feldlager von Linz entbot, um den Herbersdörfer und die Kaiserlichen mit Feuer und Schwert zu vertilgen; denn es hatte den unverdrossnen Bauern, die vor Linz lagen, schon Pulver und Blei zu mangeln begonnen, seit die Besatzung von Linz ihnen bei'm letzten Sturm, da sie schon durch die Bresche drangen und handgemein wurden, mit höllischer List, heimlich, ehe sie sich's versahen, mit geheimnißvollen, unauslöschlichen Bränden die Kleider am Leibe angesteckt, daß ihnen die Gluth das Fleisch bis auf die Knochen herab fraß. Und doch ließen die Bauern nicht ab und sendeten heimlich einen Boten über die Donau hin zu der Bauernschaft am andern Ufer, Linz gegenüber, daß sie ihnen fünf Schiffe schicken sollte, befrachtet mit Pulver, Kugeln, Geschütz und frischem Volk.

Die Neumondsnacht, unter deren Schutz die Bauern das Wagstück gestellt hatten, lagerte sich dumpf und schwer rings über dem Wahlfeld. Auf den Straßen von Linz schien der sorgenverscheuchende, friedliche Schlaf, wie ein fleißiger, treuer Hausvater aufgeräumt und alle unkriegerischen Bewohner zu Bette getrieben zu haben. Nur auf den Mauern und Wällen wandelten mit sporenklirrenden Schritten die bewehrten Wächter. In der Citadelle, die am rechten Ufer der Donau auf dem Felsen trotzt und die schmale, anmuthige Stromschlucht beherrscht, schafften voll Erwartung und Ungeduld der Graf von Herberstorf und seine Offiziere, bald Verwünschungen gegen die rebellische, unterschätzerische Bauernschaft murmelnd, bald alte Pläne überlegend und neue brütend, jetzt von Zorn und Rache geleitet, jetzt der kalten Klugheit sich hingebend, in den Zauberkreis der nächsten Stunde gebannt, dem Glück und Erfolg sich verlobend, wie Schiffbrüchige sich Heiligen anverloben. Das Dorf Urfahr, das der Stadt Linz am linken Ufer der Donau gegenüber liegt, schien wie ausgestorben, schien erdrückt von der Furcht vielfachen Mordes, der von den Wällen der Citadelle drohte. In solcher Lage schnitt das

friedliche milde Geläut, das vom Wallfahrtskirchlein auf dem Pöstlingberg herniederklang, fast wie scharfer Spott, wie bedeutungsvolle Mahnung in die Herzen aller derjenigen, die in die Schlafdecken gehüllt doch nicht schliefen, sondern mit geschlossenen Augen und hochklopfendem Herzen das Ohr an die Wand legten, der Ereignisse lauschend, welche die nächste Sekunde brächte.

Durch die Stille der Nacht scholl indessen ein leiser, fast kaum hörbarer, taktmäßiger Ruderschlag; die fünf Schiffe der Bauern schwammen die Donau herüber, vorsichtig und behutsam spähten die gewandten Stromführer ringsum nach allen Seiten, und gaben den Ihrigen durch Zeichen und heimliche Worte zu erkennen, daß sie sicher landen könnten, an der Stelle, wo das alte verlassene Schloß am Ufer stand.

Während nun die Stromführer damit beschäftigt waren, leise und vorsichtig die Schiffseile auszuwerfen, während einige Ruderer über Bord sprangen und halb schwimmend, halb watend das Ufer gewannen, um die Plätten an's Land zu ziehen, stimmten die kriegerischen Gesellen, die in Wehr und Waffen ungeduldig noch auf den Schiffen waren,

das neu verfaßte Bauernlied an, aber ſo heimlich und behutſam und leiſe, daß es übertost ward von den Wellen des Stroms, und wann es die Brandung überſcholl, höchſtens zu hören war wie die Windsbraut, ſo die Auen durchwühlt.

Der erſte Abſatz des Liedes klang auf folgende Weiſe:

„Hascha! wir haben vernommen,
Das baieriſche Volk ſei ankommen,
Kaiſeriſch auch eine große Wenig,
Unſer Feind doch auch nit wenig,
Und wollen noch mehr bekommen.
Wir wollen ausſenden
Gar ſcharfe Patenten
An unſre geweſenen Herrn,
Die jetzt Unterthonen,
Gar keines verſchonen,
Sie thuens nit oder gern,
Daß ſie laſſen die Gültsoferd holen,
Mit Karabinern und viel Piſtolen; —
Denn wir ſeind jetzt ihre Herrn.“

„Zum Teufel, Georg! du ſtimmſt in unſer Feldlied nicht ein? — Und warum thuſt du's nicht?“ raunte ein alter Kriegsgeſell, mit einer vielfach zerhauenen Blechhaube auf dem Kopf, einem jüngern Kameraden zu, der, auf ſeinen Pallaſch geſtützt, ſin-

nend und zu Boden ſtarrend auf der Plätte ſtand, unfern von einem Feldſtück. —

„Laſſe mich los, Wolfgang!“ erwiederte der junge Geſelle, indem er ſich unmuthig aus der groben Umarmung des ungeſchlachten alten Parteigängers wand, der ſich mit dem Ellenbogen auf Georgs Schulter gelehnt hatte und mit dem andern Arm den jungen Wehrbauern umfaßte. „Laſſe mich los!“ wiederholte Georg, den Alten von ſich weiſend: „wie kannſt du einem klugen Mann zumuthen, jetzt in ein Lied einzuſtimmen? — Wie?! iſt es nicht eine Thorheit, bei einem ſo heimlich begonnenen Waffenſtück ſich dem Verrath ſo leichtſinnig preis zu bieten?“

„Hohe, Geſell!“ verſetzte Wolfgang, laut lachend, „du verſchimpfirſt alle Kameraden; wir ſind hier gut im Trocknen und Sichern. Hier lauert keine Maus, und wir fallen dann ein, wie die Katzen über's Dach. Doch du biſt ein verliebtes, junges Blut und denkſt — ich merk's — eben an dein Herzlieb. — Aber das gilt jetzt nicht; denn wir, die wir bis an die Zähne im Eiſen ſtecken oder im Büffelleder, oder in leinenen Feldkitteln herumgehn, wir haben alle nur Ein Lieb, heiße ſie nun Jungfer

Victoria oder Frau Fortuna, oder die feine Gretel, von der unſer Lied anhebt: „„Haſchah, mein Gretel! willſt du laufen?““ — —

Der wüſte alte Wolfgang begann nun, ſobald er den Text des ſchönen neuen Liedes angeklungen, auf's Neue, und lauter, gellender zu ſingen, als früher, zog dabei ſeine Klinge und fuchtelte damit gewaltig umher.

„Zum . . . .! Biſt du betrunken, Wolfgang?“ ſprach Georg erbittert. — „Schweig' in des Geiers Namen! du wirſt uns durch dein Hahnengeſchrei noch alle verderben. Weißt du nicht, daß dies Lied von der Gretel unſer offnes Feldgeſchrei iſt, an dem man uns weit und breit kennt? — Wenn ſie von fern dies Lied hören, wiſſen die Kaiſerlichen: Holla! die Bauern ſind da!“

„Zum Teufel auch! Man ſoll uns kennen!“ erwiederte Wolfgang, ſeinen Geſang unterbrechend, und an's Land ſpringend: „komm, Görg, — komm, du feiner Geſelle! komm mit; denn du, als ein unverzagter Degen, mußt überall dabei ſeyn, wo es luſtig hergeht. — Holla! komm, ſag' ich.“

Während dieſer Worte faßte er mit langem nervigen Griff den jungen Geſellen, und riß ihn ſo

rasch vom Schiff zu sich an's Ufer, daß Georgs Flederwisch mit klirrendem Ruck hoch aus der Scheide fuhr, und daß ihm bei'm raschen Sprung die Blechhaube vom Kopfe flog. — „Haschah! zum Prügel thut greifen!“ stimmte Wolfgang dann, halb johlend, halb singend wieder den zweiten Absatz des Bauernliedes an, und die andern, die gelandet waren, fielen, wie durch Zauber gezwungen, in den Gesang ein. Im dichten Gewühl drängte sich alles durcheinander; mancher tüchtiger Zug wurde aus den mit Stroh umpanzerten Feldflaschen gethan, die bewaffneten Bauern waren fast alle gelandet, nur einige wenige befanden sich noch auf den Plätten, um bei der Ausladung der Geschütze, der Kugeln und des Pulvers zu wachen, zu sorgen und zu schaffen. Ungebunden, ohne Ordnung und Befehl, trieben sich die Gelandeten umher, die Karabiner über die Schultern gehängt, oder nachlässig am Boden aufschichtend; Herz an Herz, Arm an Arm alle Vorsicht vergessend, die sie doch so nöthig hatten, nur dem Augenblick sich hingebend, so wie es ausgepichte Kriegsknechte treiben in Feindes Land nach dem Sieg. Immer lauter sang und johlte man das Lied:

„Haſchah! zum Prügel thut greifen,
Laßt herfur treten die Paſſauer Steifen,
Beſteht nur wacker neben meiner,
Dort kommt gewiß der Obriſt Preiner,
Wo die Trompeten pfeifen!
Ich ſuche im Nebel
Den Obriſt Löbel,
Kommt auch mit ſeinen Reitern . . .“

„Haſchah, Gretel!“ raunte Wolfgang dem finſterſchweigenden Georg zu. — — „Ich weiß, Görg, was dir im Kopfe ſteckt. Vivat das Gretel von Linz! He! Vivat! Hab' ich's errathen! He! he! he! Bei'm Teufel und Pappenheim! — ich hab' zwar einen böhmiſchen Schädel, mein junger Fant, aber Grütze drinnen in meinem böhmiſchen Schädel!“

„Was neſtelſt du denn an meinem Wamſe?“ unterbrach ihn Görg unwirſch.

„Ein feines Bild ſeh' ich dran,“ erwiederte der alte Wolfgang: „bei'm Stern am Weißenberge! Bin auf und ab gekommen in der Welt, von einem General zum andern; habe manche nützliche Kunſt erfahren und mancherlei Kniffe gelernt, und will dich ein Stücklein davon wieder lehren, wenn du mir das feine Bild an deinem Halſe gibſt.“

„Nimmermehr,“ erwiederte Georg raſch.

„In's dreifachen Belzebubs Namen, mein Jün-

gelchen! warum nicht?“ donnerte Wolfgang, —“ ’s ist eigentlich ein werthloſes Bild, was du am Halſe trägſt; aber ich möcht’ es doch wohl haben. Gib mir’s!“ —

„Nein!“

„Gib mir’s! gib mir’s! Ich will dich dafür feſt machen für Stich und Hieb und Kugel.“ —

„Was ſagſt du, Wolfgang — Pfui! Biſt du getauft, haſt graue Haare auf dem Kopfe, und redeſt ſo frevelhafte, unchriſtliche, heidniſche Worte? Sprich mir kein Wort mehr von der Paſſauer Kunſt; mein Leben ſteht in Gottes Hand, und wenn’s ſein Wille iſt, fährt einem eine Kugel durch den Hut, ohne ein Haar darunter zu verſengen.“

„Nichts für ungut, — ’s war eben eine Rede wie eine andre, und wenn du mir das Bild nicht laſſen willſt, ſo muß ich’s nicht haben, Görg. Die künſtlich in einander verflochtenen drei Kreuze, die in der Dreifaltigkeit ſtecken, gefielen mir juſt nicht übel, und ich hatte Luſt, dir das Silberplättchen abzuhandeln. Aber, wie zum Geier, Görg! ag’, wie kamſt du dazu?“

„Wie irgend Einer! Ich hab’s um ein Spottgeld erhandelt von einem Kaiſerlichen, den wir fin-

gen, als er am Sterben war, — war. Linz, im Feldlager, am 28ſten, da unſer Herr General zum Tode bleſſirt wurde. Von jenem Kaiſerlichen hab' ich das Silberblech erhandelt, weil mir die ſaubere Arbeit daran gar wohl gefiel. Meiner Tage denk' ich an den Kaiſerlichen, der in Zügen lag, als er mir's abtrat; es war ein langer, blaſſer Geſell, mit einem kreuzweiſen Schnitt im Hals. Puh! mir gruſelt's, wenn ich an die Wunde denke, die ausſah, als hätte ſie ihm ein Strolch meuchleriſch im Schlaf angethan."

„Während Georg noch ſo ſprach, ſcholl, indeſſen man bereits im Schiff geleert hatte, immer lauter das Lied der Bauern, die im leichtſinnigen Uebermuth ihren Feldflaſchen tüchtig zugeſprochen hatten, und nun alle Vorſtellungen der Klugheit keck und toll in die Schanze ſchlugen. Sie ſangen eben in einem Abſatz des Liedes, von der Noth und dem Unglück der Ihrigen, die Worte:

„Dem Jodel, dem Becken
Im Rücken thut ſtecken
Ein Spieß, iſt abgebrochen,
Der Hauptmann, der Jager,
Auch ſeine zween Schwäger
Sind neben viel Andern erſtochen."

Horch! da fiel ein Schuß! Wer that den Schuß? — Wem galt er? — Wer mochte in wüſter Trunkenheit den Tod und das Verderben ſo muthwillig auffordern zum grauſen Wirbeltanz? Wie?! Hatte doch vielleicht ein kecker Kaiſerlicher, der ſich aus der belagerten Stadt geſchlichen, in der Nähe gelauert, und den mörderiſchen zweckloſen Schuß gethan? — Horch! Sieh' zum zweitenmale Blitz und Knall; und dem zweiten Schuß folgt raſch der dritte, und aus dem Boden ſcheinen Flammen zu ſprießen, und ſich herniederzuſenken unverſehens aus dem nächtigen Firmament. Mord weckt den Mord, wie bei'm Zweigeſang ein Klang den andern; jedem neuen Donner antwortet verdoppelte Wuth der Mordgeſchoße; — ha! wie es unter'm Schleier der meuchleriſchen Nacht immer raſcher, immer toller ziſcht und ſauſt, jetzt hier, jetzt dort; Hallogeſchrei und der Trunkenen Gejohl, und der Aufgenüchterten Verzweiflung und Wuth, und der Getroffenen Todesröcheln durcheinander; das iſt Verrath; das iſt ein Ueberfall, die Kaiſerlichen ſind's, die ihrer blutigen Beute frohlockend feurige Grüße zuſenden: meuchleriſche Kriegsgeſellen, die dem Leben Gewalt anthun, begünſtigt von der

ſchnöden Gelegenheitsmacherin — der Nacht. Dreihundert Musketirer des Herbersdorf ſind's, die ihr Netz ausgeſtellt hatten und nun ſich ſatt jagen am aufgetriebenen Wild. Heiſſahe! 's iſt ja nur ſchlechtes Bauernblut; wenn der Eber angerannt, — heiſſahe! gilt's ſeinen Schweiß.

Freund und Feind waren nicht zu unterſcheiden; die Dunkelheit der Nacht, unterbrochen durch der Feuerröhre Blitze und des Pulvers dichten Dampf, trennte die, ſo zuſammen gehörten, brachte die zuſammen, die ſich auf Tod und Leben bekämpften. Aber die Kaiſerlichen, durch des Schloſſes Mauern gedeckt, hatten den Vortheil, es purzelten im dichten Getümmel, wie durch Feuer vom Himmel getödtet, die kühnen Bauern, hier einer neben dem andern, dort einzelne in der Feinde Gewühl, in welches ſie blind mitten hinein getaumelt waren. Unverſehrt aber von allen Kugeln, die ihn anzischten, wandelte Wolfgang wie bei einem luſtigen Tanz oder Zechgelage mitten im Handgemenge umher, den blanken Pallaſch in der Hand, die Blechhaube tief auf die Stirne gedrückt.

„Die Hölle erkläre mir das Räthſel!“ fluchte er ingrimmig, den groben tief herabhängenden

Schnauzbart ſtreichend: aber bei'm Stern am Weißenberge! iſt das nicht Görg dort? — Teufel und Pappenheim! er iſt's; und an ſeinem Koller glitt eben eine Musketenkugel nieder, als wäre ſie von Butter, — oder meine Augen ſind blöd, wie die einer Waſſerſuppe! — Kein Zweifel: das Amulet, das mir der Milchbart nicht ablaſſen wollte, iſt zauberkräftig genug, obwohl mir's ſchien, daß er noch vor Kurzem nicht wußte, was er am Halſe trug. — Teufel und Pappenheim! Es iſt daſſelbe, was ich dem kaiſerlichen Hund vom Halſe ſtahl.... Pfui! dummes Wort: ich macht' ihn eben drum leichter, als er ſchlief; und dann hielt er die Probe richtig aus. — Teufel und ....! muß das Knäblein mit dem Wundſegen vor meinen Augen herumgehn, und ich, dem der Pfennig ſo viel Schweiß und Mühe gekoſtet, habe nichts als das Nachſehn, und meinen fruchtloſen, dürren Ingrimm über den Fant, den ich ohnedies ſchon längſt haſſe wie den Tod!"

Während er nach ſeinem Groll Luft machte, eilte Görg an ihm vorüber mitten durch den Kugelregen, mit welchem die Kaiſerlichen die unerſchrockenen Bauern verfolgten, die lange Stand hielten,

ſich wieder zu ſammeln begannen und alle Anſtalten machten, die Schiffe zu vertheidigen.

„Was ſtehſt du hier ſo unthätig, Kamerad!?“ rief Görg in der Eile dem alten Wolfgang zu, als er ihn gewahrte. — „Ha! jetzt ſeh' ich, daß an deinen Reden etwas Wahres iſt, in denen du dich vorher ausgelaſſen über Wundſegen und Paſſauer Kunſt; denn ſonſt könnteſt du an dieſem Ort jetzt nicht mehr leben. Gott bringe alle zu einem ſeligen Ende! und damit hollah, was deine unchriſtlichen Künſte betrifft; aber wenn du, wie ich ſehe, wirklich einer von den Feſten biſt, ſo komm' mit mir dorthin, wo die Kaiſerlichen den Unſrigen den meiſten Schaden thun.“

„Biſt denn du ein Feſter?“ erwiederte ihm mit verbiſſenem Grimm der alte böhmiſche Kriesgeſell: „denn dir hat keine Kugel was an, und kein Hieb.“

„Ich? Wo denkſt du hin? Ich werfe eben mein Leben hin, wie ſchlechte Scheidemünze.“

„Nun ſo komm, du herzallerliebſter Degen!“ ſchrie Wolfgang erbittert, ſeine Augen flammten, ſein Geſicht war todtenblaß: „Wir wollen an ein Oertlein gehn, gegen das die Hölle mit all ihrer Hitze nur ein halblaues Bad heißen könnte.“

„Drauf und dran!“ rief Görg begeistert: „wenn's Alles gilt, muß ein rechtschaffener Christ den Teufel selber nicht scheuen. Trifft mich Eisen oder Blei, befehl' ich meine Seele dem Herrn; denn Einer mehr oder weniger auf der Liste des Knöchlers, trägt nichts aus, und das Sterben ist schnell abgemacht; aber sie sollen nichts geschenkt bekommen. Also drauf und dran!“

Als Görg so geredet und Wolfgang veranging, ihm den Weg zu weisen zu dem heißen Oertlein, wo der Kern der Kaiserlichen im Hinterhalt lag, zischte eine Musketenkugel zwischen den Beiden mitten durch, und der dicke Pulverdampf trennte sie. In demselben Augenblick fühlte sich Wolfgang von einer starken Faust angefaßt; der Dampf verbarg ihm den Mann selbst.

„Bauer oder Kaiserlicher?“ donnerte er dem Unsichtbaren zu, der ihn so stark gefaßt hielt, daß ihm ein Schauder über den Rücken fuhr, daß er sich nicht losringen konnte aus der nervigen Faust.

„Kaiserlicher!“ erwiederte der Unsichtbare.

„Selbst Kaiserlich und gut Freund!“ fügte Wolfgang rasch hinzu. — „Bringe auch einen der Haupträdelsführer in's Feuer, einen Burschen, der

mehr Todſünden als Jahre zählt; 's iſt auch übrigens mit ſeinem Chriſtenthum nicht eben gar weit her; und deßhalb wird es gut ſein, den Fant etwas an die Spitze zu hetzen . . ."

„Schon gut! — Euer Name, Kamerad?"

„Lieutenant Wolfgang von den Musketiren."

„Was zum Geier! Wolfgang? — Wahrhaftig! jetzt kann ich erſt Euer Antlitz etwas näher betrachten. — Ihr ſeid in der That der alte Lieutenant Iſegrimm, genannt Wolfgang, den ich am Weißenberg mit meinen Nägeln aus dem Leichenhaufen herausgrub. Wißt Ihr noch? He! — Lieutenant Iſegrimm, wißt Ihr noch? Ihr waret damals bei Eurer ketzeriſchen Landsleute Partei und dientet dem Winterkönig; o! Ihr habt Euch auf allerlei Wegen in der Welt umgethan, Lieutenant Iſegrimm; zogt den Pallaſch bald für die kaiſerliche Majeſtät, bald für die Hunde von Rebellen, und betrogt — die Wahrheit zu geſtehn — Beide. Was ſchafft Ihr hier?"

Dem Lieutenant ſchwindelte der Kopf, die Kniee brachen ihm zuſammen; er würde umgeſunken ſein, hätte ihn nicht die nervige Fauſt des kaiſerlichen Offiziers aufrecht erhalten. — „In's dreifachen

Beelzebubs Namen!“ kreiſchte er leiſe: „ich bin auf dem Weg, ein rechtſchaffener Chriſt zu werden und Se. kaiſerliche Majeſtät muß mich zum Feldoberſten machen, denn mein Werk war's, daß die Tröpfe von Bauern hier in die Falle gingen.“

„Ihr ſeid ein kluger Mann,“ erwiederte der kaiſerliche Offizier, heiſer lachend; „Se. kaiſerliche Majeſtät ſollte Euch wohl billig adeln und das Wappen auf den Rücken brennen . . .“

„Teufel und . . . .!“ wollte der Lieutenant giftig losbrechen; aber der Anblick des kaiſerlichen Offiziers, deſſen Antlitz, bisher vom dichten Pulverdampf verhüllt, ihm plötzlich Stirn an Stirne nahe war, zertrümmerte plötzlich wie mit Einem Schlag ſeine ganze Kraft, ſo daß er kaum zu ſtammeln vermochte:

„Bricht der jüngſte Tag ein? . . . . Werden die Todten lebendig?! — Erdmann! . . . .“

„Was befällt Euch?“ ſprach der kaiſerliche Offizier, eintönig und kalt. — Ihr ſeid ſonſt ein unerſchrockener Degen, und ſchwindelt vor meinem Anblick? — Nicht möglich! Oder wie?! Sollte Euch der Kreuzſchnitt an meinem Hals widerwärtig ſein? Ihr nickt mit dem Kopf; Ihr verdreht die

Augen? — Ei! ſchaut mich immerhin an vom Wirbel bis zur Zehe; 's iſt ein eigen Ding um das blutige Mal an meinem Halſe. Hört! ich will Euch 'mal, wenn wir wieder im Quartier ſtehn, — (denn Ihr ſeid ja jetzt wieder ein Mal einer von den Unſern) will Euch dann die Geſchichte dieſes meines Mals erzählen, denn hier — glaube ich — wird's Euch ſo heiß, daß die Hölle nur ein halblaues Bad gegen dies Örtlein iſt . . ."

„Verſtumm' auf ewig . . . . Verrinne im Pulverdampf, der dich mit meinen fiebernden Sinnen zuſammen erzeugt;" ſchrie der Lieutenant, deſſen graues Haar ſich hoch ſträubte: „verſtröme all dein Blut aus dem Wundenmal, daß Blut deine Todtenbläſſe färbt, daß ich deinen Anblick ertragen kann."

Erneuter, verhundertfachter Musketendonner ſcholl näher und näher an den Beiden und Blitz zuckte auf Blitz, wildverworrenes Waffengeklirr und Schlachtgebrüll dröhnte. Nochmals drängten die verzweiflungsvollen Bauern ſtürmend vorwärts gegen die Kaiſerlichen, die des Schloſſes Mauern ſicher deckten. Zuweilen tauchte, wie flüchtiger Schatten, ein blutendes Antlitz aus dem Qualm empor nnd ver-

ſank dann wieder im nächſten Augenblicke, wie ein Schiff im wüthenden Wirbel des Stroms.

„Halt, du hölliſcher Haide! halt mir Stand!“ ſchrie ein Musketier: „Der Teufel hat dich feſt gemacht; — ich will drum ſehen, ob ich dich nicht erdroſſeln kann, denn dagegen ſchützt dich der Satan nicht.“

„Gott mit mir!“ rief Görg hinwieder und rang auf Tod und Leben, waffenlos bereits, mit dem wuthentbrannten, waffenloſen Kaiſerlichen.

„Hier iſt's! Hinweg mit dem Zauber!“ ſchrie der Musketier. — „Hab' ich's....!? Victoria! nun g'nad' dir Gott!“

„Noch nicht!“ ſtöhnte Görg ermattend: „was kümmert mich das Blech? aber die Freiheit will ich nicht laſſen; — zur Hölle mit dir!“

„Mit dir ſelbſt, denn dein Wundſegen iſt verloren.“

Ein ſilberner Denkpfennig fiel in demſelben Augenblick mitten zwiſchen Erdmann und Wolfgang; — die Stimme Görgs, wie die Flüche ſeines Zweikämpfers verhallten im furchtbaren allgemeinen Getümmel.

Erdmann aber fing das glänzende Pfennigſtück

mit ſeinem Zeigefinger im Flug auf, hielt es dem Lieutenant Iſegrimm dicht vor's Auge und ſprach dann zu ihm: „Kennt Ihr das Ding hier, Lieutenant?“

„Gott ſei mir gnädig!“ ſtöhnte Iſegrimm, zuſammenzuckend, ohnmächtig wie ein Wurm, der unter eines Roſſes Huf zertreten wird.

„Das feine Stück Arbeit gefällt Euch, wie's mir ſcheint,“ ſprach Erdmann, kaltblütig lauernd und ausholend, während des Lieutenants Rechte ſich wie krampfhaft darnach ausſtreckte.

„Hoho!“ raunte ihm Erdmann zu: „nicht ſo ganz umſonſt ſollt Ihr's haben. Was gebt Ihr mir dafür, wenn ich's Euch zum zweiten Male entlaſſe? — Pah! Ihr ſeid ein Kriegsmann und ſo ganz erſchüttert, daß Ihr nicht ein Mal Worte finden könnt? — O weh! wie ſteht's mit Eurer Mannheit?“

„Nehmt, was Ihr wollt,“ ſtöhnte der Lieutenant: — „nehmt mein unſterbliches Theil.“

„Was thu' ich damit?“ erwiederte Erdmann. — „Ihr glaubt nun wohl: ich handle mit Euch wie ein Jude! — Aber nein! Seht! . . da! nehmt! — Nehmt hin den Wundſegen, den Ihr mir einſt im Schlafe vom Halſe geſtohlen. Zum zweiten Male

nehmt ihn und ſeht zu, daß er Euch wohl bekomme; mir that's immer leid um Euch, daß Ihr an mir die Probe machtet, ob ich ohne den Pfennig durch einen Kreuzſchnitt ſterben müßte. Kommt, reicht mir den Zeigefinger Eurer rechten Hand und legt ihn in meine Halswunde, die Ihr mir mit dem Dolch künſtlich geſchnitten. — Jeder Andere wäre nicht wieder umher gewandelt, wenn ihn Einer ſo gezeichnet, wie Ihr mich. Aber ſeht! dies Amulet hat für uns Beide Kraft, und wir ſind von der Natur aus ſo feſt aneinander gekettet durch den Zauber des Blutes, daß keiner von uns Beiden ſterben kann, ſo lange der andre noch lebt und den Wundſegen trägt. Seht! das iſt der Umſtand, und ich würde längſt zur Ruhe gegangen ſein, wenn Ihr nicht der wäret, der Ihr ſeid, nämlich mein...."

Ein furchtbarer, lang nachdröhnender Schlag erſchütterte den Boden unter ihren Füßen. Hoch bis an's Firmament ſprühten vom Spiegel des Stroms empor gräßliche Blitze, ziſchten zahlloſe Kugeln von den Schiffen der Bauern, die mit Pulver und Geſchütz und Geſchoß beladen in der Donau lagen, und durch das ununterbrochene Schießen Feuer gefangen hatten. Den Kaiſerlichen war es

indeſſen geglückt, die mit der Wuth der Verzweiflung kämpfenden Bauern gegen das Ufer zurück zu drängen. Als ſie ſich auf die Schiffe hatten flüchten wollen, waren dieſe in Brand aufgegangen und Feuer und Fluthen verſchlangen nun gefräßig die Unglücklichen, die dem Schwert der Feinde noch entronnen. Bei'm Schein der Flammen, der den Tag an blutrother Helle beſchämte, ſahen die Sieger am Ufer, wie des mörderiſchen Pulvers Wuth die Leiber hoch empor ſchleuderte, in Stücken zerfleiſchte, mit dampfendem Holzwerk belaſtet in die Fluth hinabpraßte. Nur Wenige entrannen ſchwimmend an's andre Ufer des Stroms. Die Kaiſerlichen aber ſtimmten, dem gräßlichen Schauſpiel mit Behagen zuſchauend, zum Hohn der Unglücklichen, deren eignes Lied an:

„Haſcha! es ſind unſer drei hundert,
Mit Kugeln durchrennet, daß mich wundert,
Wo thut bleiben heut ihr Wundſegen?
Drum ſind wir alſo ganz verwegen,
Und ſchießen all zu, daß es dunnert.“

II.

In der Herrengaſſe zu Linz, gegenüber von dem ſogenannten Landhauſe, dem prächtigen Gebäude, worinnen die Herren Stände des Landes ob der Enns ſich berathen, wohnte der Bürger und Goldſchmied Martin Traunberger mit ſeinem ſiebenzehnjährigen Töchterlein Margretha, einem gar lieben, holden, ſittigen Kind, das ſeiner beſonderen Anmuth halber von Jedermann bloß die ſchöne Grete geheißen ward. Der Herr Martin Traunberger war dagegen ganz Widerſpiel ſeiner Tochter, ein wüſter, dem Trunk und der Völlerei ergebener alter Kauz, der ſeine Grete gar oft mißhandelte, wenn er mit ſchwerem Kopf ſpät in der Nacht nach Hauſe kam und ob des vielen Geldes fluchte, das er im Brett- und Würfelſpiel verloren. Er traf dann eigentlich ſeine Grete noch auf dem Betſchemmel vor dem Crucifix, das aus Reliquien zuſammen geſetzt war, welche er einſt in den Zeiten ſeines tugendhaften Wandels mit frommem Eifer in Gold gefaßt und mit künſtlicher Silberarbeit fein verziert hatte. Da betete Grete für den theuern Vater, den ſie um ſo

heiliger und inniger liebte, je mehr er ſie von ſich wies; da betete ſie für den jungen Kriegsgeſellen im Lager der Bauern, für den tugendſamen Georg May, der ſie liebte, wie die Freiheit, für die er ſtritt, dem ſie ergeben war in treuer, reiner Gluth, wie einem Heiligen. Was iſt auch Liebe anders, als ein gläubiges Gebet, wann kein irdiſcher Gedanke mehr in der Seele dämmert, ſondern nur Vertrauen und himmliſche Gewißheit? Ja! Liebe und Hoffnung und Glaube ſind Eins!

Es ging nahe an Mitternacht. Grete wachte noch im einſamen Hauſe, des Vaters harrend, der, unbekümmert darum, daß die Stadt Linz von dem Feldhauptmann der Bauern, dem Herrn Achaz Vielinger, ſcharf belagert wurde, in der Zechſtube der Croaten ſaß und gegen ſeine Nüchternheit und Vernunft unerbittlich loswüthete. Endlich ging die Thüre des einſamen Kämmerleins auf und herein taumelte, auf den alten Lieutenant Wolfgang geſtützt, Herr Martin Traunberger, mit ſchlaftrunkenen Augen. Mit ſchwerer Zunge Flüche lallend, ſank er auf einen Stuhl und ſchloß die Augen, als preßte ihm ein kräftig wirkendes Opiat die Augenlieder mit Bleigewicht herab; tief ſtöhnte er auf,

wie wenn Mordgedanken in dem ſtillen, morſchen Hauſe ſeiner alten Bruſt eingezogen wären, dann regte er ſich nicht mehr, kaum verrieth der immer mehr und mehr erlöſchende Pulsſchlag, daß noch ein Tropfen Lebens in ſeinen hoch angeſchwollenen, bleifarbig aufgetriebenen Adern kreiſe.

„Ei, mein fein Gretel!“ herrſchte der Lieutenant dem zum Tode erſchreckenen Mädchen zu, indem er rauh und täppiſch liebkoſend ſeine Fauſt auf Gretchens ſchneeweißen Nacken legte: „ſchaffe Wein herauf aus dem Keller, denn dein Vater, der hier ein wenig ſeine Cieſte hält, hat für dieſe Nacht mich und ein paar Gäſte in ſein Haus gebeten, — alte Kameraden und Spießgeſellen aus dem Böhmerland. Säume nicht lang, du ſtörriſche Dirn' und bedien' uns, denn wir ſind die Herren, und obgleich ich weiß, daß du bei den Rebellen einen Liebſten haſt, einen Ritter von der Heugabel, einen ſaubern Junker von der Senſe, ſo will ich doch, daß du heute deinem alten und erſten Herzliebſten dienſtbar ſeiſt, und der bin ich ſelbſt.“

„Um Chriſti willen!“ unterbrach ihn Margarethe, von dem widerlichen Spott des alten Lieute-

nants furchtbar entſetzt, „was ſoll das alles bedeuten?“

„Nichts mehr und nichts weniger,“ erwiederte Wolfgang, „als daß wir noch heute Kirmeß zu halten gedenken, und daß ich recht wohl weiß, warum ich gerade in dieſem Hauſe tanzen will. — Wein herbei, in's drei Beelzebubs Namen!“

Margarethe zitterte vor dem teufliſchen Hohn, der aus Wolfgangs Augen blitzte.

„Haſcha!“ mein Gretel, willſt laufen!“ ſang er und tanzte, die beſpornten Ferſen aneinander ſchlagend, auf ungariſche Weiſe, mit den langen dürren Fingern den Takt dazu ſchnalzend. „Mein linker Daumen prophezeiht mir alles,“ ſcherzte er; — „wie wär's, Gretel, wenn ich, da du nun doch ein Mal meine Freiwerbung ausgeſchlagen, dir den Korb, den du mir gegeben, mit Grosmuth füllte und dir noch heute Nacht deinen Liebſten zu Füßen legte?!“

Er ſprach dieſe Worte mit einem ſo eigenthümlichen Ton, daß Grete, die anfangs ihren Ohren nicht getraut hatte, plötzlich wieder die Schlange ahnte und entſetzt die Hände vor ihr Antlitz hielt, um den Dolchen ſeiner Blicke zu entrinnen und ſich

eilte, die Stube zu verlaſſen, die ſie hinter ſich verriegelte.

Vor der Thüre aber blieb ſie in dem kleinen ſchmalen Flur mit bang klopfendem Herzen ſtehen, um zu erhorchen, was der Gräßliche beginnen werde, den ſie ſeit dem Augenblick wie einen Wolf fürchtete, als ſie ſeine ſchnode, unſittige Werbung ſtreng abgewieſen, ſeit er des Vaters Freundſchaft auf unbegreifliche Weiſe gewonnen, und dieſen in den Taumel eines ungewohnten, wüſten Wandels mit hineingeriſſen. Margarethe dachte, das Herz müßte ihr zerſpringen vor Grauen, als ſie durch's Schlüſſelloch blickte, und bei'm Schein der Lampe gewahrte, daß der alte Lieutenant, taumelnd vom Übermaß des Weines, ſich vor ihren, im Schlaf wie vom Scheintod überwältigten, Vater hinſtellte, ihn höhniſch bei der Hand faßte, hin und her zerrte, und alſo anredete:

„Weil du jetzt ein Mal wieder nüchtern biſt, du mein angenehmſter Freund, und weil ich ſelbſt mich im Stande der klaren Vernunft befinde, ſo will ich dir wohl ſagen, Vetter Traunberger, warum ich bei der heutigen Kriegsaffaire gerade dein Haus erwählte, um darinnen an der Maſſacre mitzuſchaffen.“

Margarethens Seele durchflog raſch ein Plan, dem wüſten, trunkenen Lieutenant ſein Geheimniß zu entlocken, welches, wie ſie ahnte, ihr eigenes und ihres Vaters Schickſal wie mit Zaubernetzen umſponnen hielt. Sie neigte ihre Lippen zu dem Schlüſſelloch, nahm, ſo gut es ging, die Stimme ihres Vaters an, und beſchloß, jede Frage, die der Lieutenant Wolfgang ſtellen würde, zu beantworten, dem Himmel anheimſtellend, daß er den Plan begünſtige.

„Und was wollt Ihr denn eigentlich ſchaffen?“ fragte ſie: „ſprich doch, du geheimnißvoller Lieutenant!“

„Hoho!“ lallte Wolfgang: „ich ſehe, daß du dich klug anſtellſt, als ob du noch nichts wüßteſt. Die Bauern, die draußen im Lager liegen, werden ſtürmen, Vetterchen, he, he, he! — und der Herbersdorfer hat kommandirt, daß wir ſie einlaſſen in die Stadt. Wollen eine Menge Mauſefallen aufrichten, und in deinem Hauſe bin ich der Kater.“

„Jeſus Maria!“ ſprach Margarethe leiſe, entſetzt, ermannte ſich aber bald wieder und fuhr im Ton ihrer Rolle fort: „Ihr ſeid wahre Teufels-

köpfe; — aber ſagt mir doch — Wetter ein Mal! — warum Ihr gerade mein Haus erwählitet?“

„Traunberger,“ gröhlte Wohlfgang: „mit Verlaub, das iſt eine dumme Frage; doch immerhin! Du haſt mit dem Kreaten-Obriſten zuſammen zu tief in's Glas geguckt, und da iſt dein Verſtand hinabgeglitten und erſoffen. Ich rechne ſo, Freund Traunberger: Wenn die Bauern ſtürmen, und durch die Breſche in die Stadt dringen, kommt gewiß auch der feine, junge Geſelle Georg May mit ihnen, und der kömmt ſicherlich in keines andern Bürgers Haus, als in das Deine; es hat ſich damit beſonderlich: Dein Gretel iſt der Mag"et, und daran will ich ihn bethören; denn, weißt du, iſt er ein Mal hier im Hauſe drinnen, (und daß ſie ſtürmen, das weiß ich gewiß, weil ich es ſelber ausgekundſchaftet)..... dann kömmt er nicht lebend heraus.....“

„..... Wie zum Geier aber kannſt du dies ſchon jetzt im Vorhinein ſo ſicher behaupten?“ fragte, vor Angſt faſt erſterbend, Margarethe, ihrer Sinne kaum mehr mächtig.

„Da gucke her!“ ſprach der Lieutenant, indem er ſich ſo behutſam, als es ſeine Trunkenheit er-

laubte, dem Schlafenden näherte. „Sieh nur! ich hab's ja wieder, 's iſt mein! 's iſt mein! — Mit dem Wundſegen auf der Bruſt troz' ich ihm, den ich faſt ſo ingrimmig haſſe, wie den Tod; denn ſo gefeſtet bin ich, daß mich keine Kugel jezt trifft, es wäre denn eine gläſerne oder eine ſilberne, aus einem geweihten Marienthaler gegoſſen, und eine ſolche hat er nicht! Heiſſa! Triumph! Kirmeß wird luſtig ſein. Schicke dein Gretel fort, daß ſie Wein hole. Tralla! Trallarum!"

„Ihr ſeid ein wackerer Kriegsmann," unterbrach ihn Margarethe behend: „doch ſagt, wie war's Euch möglich, den Plan der Bauern auszukundſchaften?"

„Hab' einen böhmiſchen Schädel," rief der Lieutenant, verſchmizt lachend: „heiße bald Wolfgang, bald Iſegrimm, und wofür zum Teufel," fügte er ſtammelnd langſamer hinzu: — „wofür ſonſt hätten wir drei uns verbrüdert — nun du verſtehſt.... denn du gehörſt uns an! — wofür ſonſt, als daß mir gegeben iſt, umherzuwandeln wie der Fürſt des Abgrunds, in was immer für einer Geſtalt, mit Antliz und Zügen, ſo mir beliebig. Holla ho! das iſt Profit und Prellerei! Wen ich auf dem Kern

habe, der muß ſterben, und meine Luſt iſt's, unſerm Herrn ſo viel zuſammenzumetzeln, als angeht; denn wenn ſie ohne Beicht und Abſolution dahinfahren, ſind ſie ſein. War's neulich am Ufer der Donau nicht ein ganz feuriger Spaß, als die Rüpel wie Raketen gegen Himmel zu fahren gedachten, und doch dem Teufel aufgeſpeichert wurden? 's war mein Werk. Und die Metzelei, die noch in dieſer Nacht vor ſich gehen ſoll, bevor der Hahn zum erſten Mal kraht, iſt wieder mein Werk; denn ich war's, der in eines Bauern Geſtalt ſich in's Lager ſchlich und kundſchaftete..."

Martin Traunberger bäumte ſich, gräßlich ſtöhnend, in ſeinem Lehnſtuhl; es war, als wäre ſeine Seele im Kampf mit dem Leibe und wollte von hinnen fahren, und wehrte ſich gegen den Widerſacher des Menſchengeſchlechts, der ſein Recht einzutreiben gekommen ſchien. Margarethen dunkelten die Augen vor dem entſetzlichen Anblick; der Lieutenant lachte hell auf, und ſprach in ſeinem Rauſch zu dem gräßlich fiebernden Goldſchmied, deſſen krampfige Fauſt er faßte: „Du weißt es jetzt, Geſell! Uns biſt du verfallen. Schaffe Wein herbei, daß ich mich ſtärke zu meinem Geſchäft, denn mir ſchwindelt ein we-

nig. Siehe! du kannſt nichts ungeſchehen machen, du haſt ein Mal deines Töchterleins arme Seele verſprochen, du weißt, es iſt die einzige Bedingung, wie wir unſer Leben noch auf fünfzig Jahre auf's Neue friſten können, denn deine That brennt unauslöſchlich. Denk' an den ſilbernen Kelch, den du aus dem Dom geſtohlen und mit einem unächten vertauſcht; du haſt nun ein Mal den Kelch eingeſchmolzen, die Klumpen geweihten Silbers vertrunken..."

„Nicht alle, nicht alle!" ſtöhnte in demſelben Augenblicke Traunberger, wie vom Donner wachgerüttelt: „....in meiner Werkſtätte...."

Er zuckte zuſammen; der Tod überkam ihn, und krampfte ihm dem Mund zuſammen. Margarethe ſtürzte wie ſinnverwirrt hinweg von der Thüre, an der ſie gelauſcht hatte, als ob eine überirdiſche Macht ſie hinwegtriebe von dem Ort des Grauens.

Der Lieutenant fuhr indeſſen, das Zimmer taumelnd mit großen, ungleichen Schritten meſſend, in ſeiner Rede alſo fort: „Sieh' denn, es nutzt dir nichts mehr, alſo hör' auf, dich zu ſträuben. Du weißt, was es koſtet. Gretels arme Seele iſt ein

geringer Preis, und wir finden uns dann doch alle fein luſtig drüben zuſammen. Stimmſt du ein? Dein Stillſchweigen gilt mir als Einwilligung. 's iſt ein unſchuldig Blut, und das allein kann uns retten, — wenn du ihr den Bräutigam ſelber zuführſt, dem wir angehören. Einen ſchönen Pelz verdien' ich dabei. — Topp! deine Hand drauf, und unſer Leben iſt auf's Neue verſichert...."

Er faßte des verruchten kirchenräuberiſchen Traunbergers Hand, den er ſeit Jahren in's Verderben gelockt und zu aller Miſſethat verführt; aber Traunberger war im Schlaf und Rauſch abgeſchieden, und ſeine eiskalte Fauſt erwiederte zwar den Händedruck Wolfgangs nicht, aber klemmte ihn feſt, wie eines Tigers Kralle. Die eiſige Berührung nüchterte plötzlich wie Hagelſchauer den alten Lieutenant auf, er rang ſich mit vieler Mühe entſetzt von dem Todten los, und rannte, wie vom böſen Geiſt getrieben, gegen die Thüre, die er verſchloſſen fand. Wüthend tobte er, und verſuchte, ſie zu ſprengen; doch ſein Bemühen war umſonſt. Traunberger ſaß todt im Lehnſtuhl, mit hoch aufgeriſſenen Augen und offnem, zähneklätſchendem Mund.

Voll Todesangſt kniete indeſſen Margarethe in

des Vaters Werkſtätte, und focht, inbrünſtig betend, die Gluth unter ſeinem Becken an. „Mutter der Schmerzen!“ rief ſie in der höchſten Noth: „erbarme dich meiner und ſeiner, und ſühne mein Werk, wenn es ein ſündliches iſt, und wenn es ein gutes iſt, ſo weihe mit deinem Segen die Kugel, die ich gieße aus entweihtem Silber, das einſt in Kelches Form den Leib des Herrn umfing und ſein Blut. Mutter der Gnade, Mutter der Barmherzigkeit, ſiehe gnädig herab auf mich, und verleihe mir, zu ſterben, wenn es des Himmels Wille iſt, denn das Leben iſt werthlos, entweiht und voll Sünden, und wenn mein Blut ſühnen kann, ſo verſtröme es im Tode. Laſſe dieſe Kugel durchdringen allen Sünden den Hölle, der die heiligen Zeichen frevelnd durchſticht und verſchlingt, laſſe dieſe Kugel ſchützen ein treues, reines, unſchuldiges Haupt! Amen, Amen!“

Während ſie ſo betend die ſilberne Kugel goß, pochte es anfangs leiſe, dann immer heftiger an die Thüre der Werkſtätte. Endlich, im Augenblick, da die Kugel fertig, ſprang die Thüre auf, und zwei Männer traten in das Gemach, — zwei kaiſerliche Kriegsleute, ein Kroat der Eine, mit langem wüſtem Knebel- und Schnauzbart, und ganz zerfetztem

Geſicht, der Andere ein Offizier, lang, blaß, unheimlich anzuſehn.

„Ihr müßt uns Unterkunft geben, Jungfer!“ ſprach der Offizier: „Die Bauern haben geſtürmt, und ſind in die Stadt eingedrungen. Wir ſind verloren, wenn ſie uns auf der Straße finden, und der Weg nach der Citadelle iſt weit.“

Der Kroate hatte ſich indeſſen zudringlich Margarethen genähert, und umſchlang ihren züchtigen Leib. „Die Dirn iſt meine Braut!“ rief er in gebrochenem Deutſch: „iſt mein, mein, mein!“

Der Offizier kam der Unglücklichen zu Hülfe, und faßte den Kroaten hart an. „Schert Euch zum Teufel!“ herrſchte er ihm zu: „Wenn Ihr die Jungfer verſehrt, ſoll Euch mein Pallaſch lehren, wie ſich ein kaiſerlicher Soldat gegen Frauen benehmen muß.“

„Sie ſoll zum Teufel!“ ſchrie der Kroat aus rauher Kehle, und machte Miene, ſie auf's Neue zu umfangen.

Da zog der Offizier ſeinen Degen, und drang auf den Kroaten ein, der ſeinerſeits auch den krummen Säbel ſchwang und die Streiche parirte, und

auf den Offizier einhieb. Mörderisch war der Zweikampf; mit jedem Hieb schien der Tod niederzusausen. Doch blutete keiner, als plötzlich ein neues Getümmel sich erhob, und Georg, vom Lieutenant Wolfgang verfolgt, hereinstürmte.

Ein Donnerschlag hallte von Außen her durch das Gemach, daß alle Fensterscheiben zersprangen. Es war das von Herbersdorf verabredete Zeichen, ein Kanonenschuß auf der Citadelle, der den Verrath aufforderte, die allzu kühn in die Stadt eingedrungenen Belagerer, sechshundert an der Zahl, zu umzingeln und niederzumetzeln.

Als Wolfgang in das Gemach trat, wo Margarethe während des Zweikampfs der beiden Kriegsleute auf die Kniee gesunken war, und inbrünstig betete, strömte plötzlich unter des Offiziers Ringkragen am Halse Blut, obgleich sein Gegner ihn nicht getroffen hatte. Den Lieutenant Wolfgang machte dieser Anblick und das Antlitz des Kroaten, der ihn lachend in's Auge faßte, leichenblaß.

Margarethe war in Todesangst aufgesprungen, und nahm den Karabiner, den der Offizier beim Beginn des Kampfes auf den Tisch gelegt, unter-

ſuchte das künſtliche Schloß, lud und verſenkte die ſilberne Kugel in den eiſernen Lauf, ohne daß es einer der vier erbitterten Gegner bemerkte, die alſogleich wieder zu zwei an zwei ihren Kampf fortſetzten.

„Deinen Schädel will ich ein Mal, Görg!“ ſchrie der Lieutenant: „....Teufel und Pappenheim! junger Fant, jetzt ſollſt du fühlen, wie mir Rache ſchmeckt.“

Er führte einen wüthenden Schwerthieb gegen ihn, aber geſchickt parirte Georg; im nächſten Augenblicke erhaſchte der Lieutenant ein Piſtol, deſſen Mündung er auf Georg richtete.

Noch einen Augenblick hielt er inne. „Mich kannſt du doch nicht tödten,“ ſchrie er hohnlachend: „und du biſt mir gewiß. So ſchaue denn zuvor, wie ich dein Liebchen dieſem feinen Kroaten hingebe, der mir einen großen Gefallen erwieſen, daß er jenen Bramarbas (er zeigte auf den blutenden Offizier) vom Leben zum Tode brachte.“

Während er nun Grete anfaſſen wollte, rief Erdmann aufrecht und ſchauerlich: „Du irrſt, denn ich war längſt todt, aber konnte im Grabe keine

Ruhe finden, so lange du lebst, und doch zwingt mich eine heilige Pflicht, dein Leben zu fristen, deßhalb gab ich dir damals an der Donau das Amulet wieder, das Dich fest und unverwundbar macht. Aber entsage diesem hier, entsage ihm! Thu' Buße! Thu' Buße!"

„Hinweg mit dir!" brüllte der Lieutenant: „Hinweg, du blutiges Gespenst! Ich bedarf deiner Hülfe nicht. Mein Leben ist frei, ist verbürgt. Wer kann mir etwas anhaben?"

„Laß seh'n!" rief Georg. — „Im Namen Gottes, vor dem aller Zauber der Hölle verschwindet und zerstiebt." Er hatte den Karabiner gefaßt, und zielte auf den Lieutenant.

„Schieß zu!" schrie dieser übermüthig: „Schieß zu; ich will die Kugeln mit meinen Händen auffangen, und sie dir wieder geben, denn ich bin fest durch Bassauerkunst!"

Ein Blitz, ein Knall! — Georg hatte abgedrückt, und laut heulend stürzte der Lieutenant Wolfgang zusammen.

„Nun kann ich zum Grabe gehen!" stöhnte Erdmann leise, indem er sich zu des alten Lieute-

nants Leiche niederbeugte: „was ich thun konnte, Euch das Leben zu friſten, that ich; denn ob Ihr auch einſt meine Mutter verſtießt, und mich nie als Sohn anerkennen wolltet, ich war — Euer Sohn. Gott erbarme ſich unſer.“

Der Kroat trat höhniſch auf die Leiche Wolfgangs, zog ein Meſſer aus der Taſche, und verunſtaltete damit des Todten Geſicht, und rupfte ihm den grauen Bart und das Haar vom Schädel.

„Dich hab' ich!“ rief er, und verſchwand.

Margarethe lag ſinnbetäubt am Boden; Georg bemühte ſich, ſie zu wecken. Getümmel, Siegesgeſchrei von Außen, Gepraſſel ſcholl durch einander. Die Sturmglocke klang furchtbar dazwiſchen. Die Kroaten im Dienſte des Kaiſers, die mit viehiſcher Grauſamkeit die betrogenen Belagerer niedermetzelten, hatten in wüſtem, trunkenem Übermuth das Haus an allen vier Ecken angeſteckt. Die Flamme ſchlug immer wüthender herein; dichter, erſtickender Qualm erfüllte die ganze Werkſtätte. Da erfaßte, von hundertfacher Kraft geſtählt, Georg ſeine Geliebte, und trug ſie wie mit Sturmeseile mitten durch den Brand, auf die Straße hinaus, und in den Dom. Dort legte er ſie auf den Stufen des

Altare nieder. Der Prieſter las eben die Frühmeſſe.

Georg wurde hierauf noch im Dom als Feind und Rebell ergriffen, aber ein mildes Geſchick waltete über ihn. Er war einer von jenen Ein und Vierzigen, denen der Graf von Herbersdorf das Leben ſchenkte.

Das
Gespenst des Selbstmörders.

I.

Die beiden Freunde ſaßen, lachend, ſchwätzend und zechend, im traulichen Stübchen beiſammen. Der reiche Arzt Quirin, deſſen Geburtstag heute war, hatte eine große Anzahl ſeiner Freunde und Bekannten zu einem Gelage gebeten, welches bis tief in die Nacht hinein dauerte. Als im großen Saal draußen die Trunkenheit bereits begann, die Gemüther der Gäſte zu erhitzen, die Sinne zu benebeln, den klaren Verſtand in Feſſeln zu ſchlagen, als die luſtigen Reden leichtfertiger und die Zungen ſchwerfälliger wurden, als manche Häupter zu tanzen anfingen, obgleich die Muſikanten, vom Wirth beſtellt und gleichfalls freigebig mit Wein traktirt, allmählig verſtummten, als die Epoche der allgemeinen Freiheit und Gleichheit eintrat, — jene Epoche, wo ſich Jeder die Freiheit nimmt, ſeinem Nachbar an Trunkenheit zu gleichen; in jenen kritiſchen Augenblicken hatte der Wirth die Beſorgung der Tafel,

die Zufriedenstellung der Gäste seinen Dienern überlassen und sich mit seinem Freunde, dem Professor Florian, in seine Studierstube zurückgezogen, um — nicht beunruhigt von dem tollen Taumel der Gäste, welche die Entfernung der Beiden gar nicht bemerkt hatten — mit dem Einzigen seiner vielen Bekannten, den er wahrhaft liebte, weil er sich von ihm allein aufrichtig geliebt glaubte, einige Bouteillen Roussillon, Champagner und Bourgogne-Mousseux zu leeren.

Mehr als eine Flasche der französischen Gluthweine stand geleert auf dem Tische, oder lag unter demselben; die zwei Kerzen waren tief herabgebrannt und glimmten dunkel mit üppigen Rosen, daß dicke Rauchsäulen von denselben in die Höhe wirbelten. Die Freunde schienen in der Hitze des Gespräches und im Eifer des Zutrinkens nichts im Auge zu haben, als die Lust des Augenblicks und die Erinnerung des Vergangenen; ein Schwank machte dem andern Platz, ein Gelächter dem andern, jeder der Beiden wetteiferte unwillkührlich mit dem andern im Taumel der süßen Gegenwart.

„Wir sind immerdar fidele Brüder gewesen, mein guter Florian!“ rief Quirin, indem er des Freun-

des Hand treuherzig schüttelte: „wir haben diesen koll'rigen Gaul, das Leben, redlich zusammen getummelt in lustiger Manege; gedenkst du der alten Zeiten noch?“

Der Freund, in dessen Hirn Champagner, Bourgogne-Mousseux und hartnäckiger Roussillon bereits handgemein wurden, stammelte, so gut es seine immer mehr erlahmende Zunge erlaubte:

„Das Leben kömmt mir vor wie ein Hausthor, auf das wir kräftig losgepocht haben; und siehe! Du wenigstens tratest ein und fandest Gut und Geld, und treue Freunde und Champagner, und nochmals gute Freunde! Du hast deinen Einsatz auf dem grünen Tuche liegen gelassen und das Vierfache gewonnen, und so jede Nummer besetzt und jede Farbe, und Gleich und Ungleich, und die Nullen selbst, und hast überall gewonnen, so daß du das Leben fast zum Bettler machtest. Trallarum! Quirin! Ad Divos, Romule!“

„Was sagst du,“ versetzte Quirin ernst: „wenn ich nun plötzlich riefe: Va banque! Und wenn nun plötzlich das Glück mich zum Besten hielte?“

„Noch eine Flasche Champagner! Ich bitte dich, Quirin, habe Acht! Ich kommandire: Feuer!

Horch, wie es knallt, wie die Bombe platzt! Dekollirt iſt die Flaſche.“

„Der freiheitsſehnſüchtige Geiſt brauſ't mit Macht aus der gebrechlichen Hülle. Ha! wie das ſtolz perlt und ſchäumt. Armſelige Flaſche! hinweg mit dir, du Leiche des Champagners! Wir wollen Todtengräber vorſtellen und alle dieſe lebloſen Hüllen zerſchmeißen. Hinweg! hinweg mit euch!“

„Hinweg und zum Teufel mit ihnen! Du haſt Recht, mein goldner Quirin! — Dein Champagner iſt vortrefflich und deine Rede ſo melancholiſch, als ſie nur immer ein tiefgelahrter, reichgewordener Äskulap erſinnen kann. — Trefflicher Hippokrates, weißt du ein Mittel wider die Trunkenheit? — — Schreibe mir ein Recept wider den Schwindel. — Hinweg mit den Champagnerleichen. Mit dem Leben iſt ja alles aus. — Nunc est bibendum!“ — —

„Mit dem Leben iſt alles aus?! Ein treffliches Motto für meine Kunſt, trefflicher Florian! Aber ich nehme mir die Freiheit, ſeine Richtigkeit zu bezweifeln; ich halte viel zu wenig auf das Leben. Ich bin gleichgültig gegen mein eigenes.“

„Mein Seel! wie kommt's, daß du — ſonſt der luſtigſte Kauz in der Stadt — heute, an dei-

nem Geburtstag, bei Champagner, ſolche Reden im Munde führſt?“ —

„Man ſpült ſich den Mund aus, guter Florian, wenn man eine neue Weinſorte koſten will. Meine jetzigen Reden ſind wie Waſchwaſſer.“

„Den Teufel auch! Quirin, du biſt ein Geldkerl! willſt du noch immer friſche, uns unbekannte Weine auftafeln?“

„Ich denke, du wirſt nicht Luſt haben, mit mir davon zu trinken, Florian. Auch iſt's ja nur eine Probe. Und ich möchte dir keinen Trank anbieten, deſſen Eſſenz ich nicht vorher gekoſtet; denn du weißt, ich bin Arzt und das ſchlägt in mein Fach ein; es iſt der ächte Einſchlag, der dann meiner Wiſſenſchaft den Ausſchlag gibt.“

„Wenn dies nicht Räthſel ſind, ſo will ich chineſiſch verſtehn.“

„Das iſt eben der Spaß, daß wir alle Söhne der Eva ſind. Neugier iſt unſre Erbſünde. Und doch werden wir unſer Lebelang mit Räthſeln genarrt, denn das Leben iſt ſelbſt ein Räthſel, und für uns Ärzte, die ſo viel mit dem Tod handthieren, iſt der Tod auch noch nicht entziffert. Was meinſt du? wäre es nicht der Mühe werth, in dieſe

Pyramide mit dem Vorſatz hinabzuſteigen, ſich von keinem Wunder der Tiefe betäuben zu laſſen?“

„Dein Champagner iſt trefflich, Quirin; — aber er betäubt; mir wird der Kopf zentnerſchwer.“

„Mein Freund, ſieh! welch ein ekelhafter Widerſpruch, der eines Hochgelahrten Seele doppelt empört. — Habe nun auf Erden gewirthſchaftet wie ein rechter Pfuſcher. — Iſt es nicht widerwärtig und närriſch, ſich jahrelang mit einem ſo ganz unbekannten Feind herumzubalgen, wie der Tod?“ —

„Freund, dein Champagner legt ſich wie Blei in die Glieder.“

„Trinke noch eine Flaſche und es wird dir federleicht. — Aber höre mich an, ich habe einen großen Schwank vor. Sage mir nochmals, glaubſt du, daß mit dem Leben alles vorbei iſt?“

„Alles! — — Höre! ich bin dein Freund! Du kannſt dich auf mich verlaſſen; — denn die Bouteille dort ſteht auf dem Kopfe.“

„Lege für einen Augenblick die gewöhnlichen Schwänke bei Seite, und laß uns auf originelle denken. Vertheidigſt du Selbſtmörder?“

„Malaga? — — Ne! Ne! ich bitte dich, nur keine ſchweren Weine! ſie machen mich betrunken. Dem Chambertin ſtehe ich zu Dienſten.“

„Laß doch die abgedroschenen Schwänke, Florian. Topp! meine Hand d'rauf, ich will dir Rapport abstatten über die Nordpolexpedition, die ich vorhabe. Ich will dir den ganzen Verlauf diktiren, wie man das Thor aufschließt, wie man dem alten fidelen Haus Adieu sagt, wie man dann die Fackel hineinwirft und so weiter, was ich eben noch nicht weiß."

„Wie stark ist das Legat, was du mir vermacht hast? — Ich bin dein Freund, Quirin, denn dein Champagner . . . Ist dein Keller voll? reicht er aus, um uns einst bei deinem Leichenschmause zu versorgen?"

„Ich hielt dich schon für betrunken, Florian. Nun sehe ich aber, daß du meine verstellten Reden verstandest; also, topp! wie ich dir einst wieder die Hand reiche, weiß ich nicht; daß ich's thue, topp! die Hand d'rauf. Das hat noch Keiner für die Wissenschaft gethan, was ich thue, und es gehört so ein resoluter Kauz dazu, wie ich, um es zu wagen. Nun, ich habe hier deine Hand darauf, daß du aufhorchst, wenn ich dir die Species facti diktire, wie es zugeht, daß man stirbt, und was dann weiter geschieht; lasse kein Jota aus, title das

Buch: Thanatologia theoretica et practica, und laſſe es drucken — auf meine Koſten, zum Beſten der im nächſten Krieg bleibenden, das heißt der nicht übrig bleibenden Soldaten. Gute Nacht, Florian. Auf Wiederſehen! — Aber was Geier! du biſt ja eingeſchlafen. Nun, was ſchadet's. Ich habe noch deine Hand in meiner Rechten; alſo ein Wort — ein Mann. Ich will dich ſchon wecken, wenn's Zeit iſt. — — — — — Eigentlich, bei'm Licht betrachtet, wird man's morgen als eine Narrheit anſehen, daß ich in fünf Minuten den Dolch im Herzen habe, ich, der luſtigſte Doktor im ganzen Land, der ſich den ganzen Abend hindurch an Champagner aufheiterte; notabene, daß ich es that, bloß um den Tod zu erforſchen, was er denn eigentlich iſt, um der Menſchheit aus dem Grabe die ganze Wiſſenſchaft des Todes zu diktiren, — zu ihrem eigenen Vortheil. — Was liegt mir aber daran, ob man mich deßhalb einen Narren heißen wird. Ich kann dieſe brennende Neugier nicht länger bezwingen; wenn ich mich aus irgend einem andern Grund um's Leben brächte, wollte ich mich ſelbſt einen Eſel heißen. Alſo friſch d'rauf los! Ich habe jetzt die Verblutung der Pulsadern vorgezogen; man

kann auf dieſem Wege ganz mit Muße und Bewußtſeyn ſterben; es iſt eine gemüthliche Fußwanderung, während das Erſchießen eine Reiſe im Dampfwagen iſt, und das Hängen eine Reiſe mit Hauderer, wobei man vor Langeweile alle Beſinnung verliert. — Eins! — Zwei! — Drei!“

Und auf Eins! — Zwei! — Drei! — ſchoß in weiten Bogen das Blut aus den Pulſen des wunderlichen, luſtigen Arztes, der ſich ſeit Monaten mit dieſem originellen Projekt herumtrug.

Inzwiſchen ſchallte vom Saale her, wo die Gäſte noch zechten, wüſtes Geſchrei und Gelächter, Gehelterpolter, Gejauchze durcheinander. Die betrunkenen Muſikanten bliesen in gräulichen Diſſonanzen den letzten Tuſch, packten die Inſtrumente zuſammen und taumelten nach Hauſe. Die Gäſte, alle von dem Gelichter, welche für jeden Biſſen eine Freundſchaftsverſicherung aus der Taſche holen, welche immer den Fortunatusſeckel von leeren Worten voll haben, — Leute, welche vom Morgen des vorigen Tages bis Mittag das Haus des reichen Quirin mit Glückwünſchen und Geburtstagspanegyriken beſtürmt hatten, mit Eiden unverbrüchlicher Freundſchaft und Treue, — ſtoben nunmehr ſpät

nach Mitternacht johlend, falſch, toll aus einander, wie Spreu vor dem Wirbelwind, unbekümmert um den Herrn des Hauſes, nicht wiſſend, daß der ſchwankhafte Arzt eben jetzt, wo das letzte Lebehoch vor ſeinen Fenſtern donnerte, — ſein Leben aushauchte.

II.

Es gibt nichts Wüſteres unter der Sonne, als wenn, nach durchſchwelgter Nacht, die neue Sonne das Schlachtfeld der Trunkenheit beſcheint. Der Geiſt des Weines ſchwebt unheimlich, dumpfbrütend, Athem und Bruſt befangend auf den ſchweren Staubwirbeln, welche in der verwichenen Nacht durch Hin- und Hergehende, Tanzende, Bramarbaſirende, Raufbolde und andere Trunkenbolde regſamen, unruhigen Blutes aufgejagt wurden und nun gleichſam von der Decke des Zechſaales niederzuhängen ſchweben, wie peinliche Gewitterwolken. Dazu die verſchlafen ausſehenden Kryſtallappen der Hängeleuchter; die abgeronnenen, abgebrannten, verwahrloſ'ten Kerzenſtümpchen, an Leichen liederlicher Greiſe erin-

nennd; die von Katzenjammer angehauchten langen Wandspiegel, beraucht und blind wie vor Überdruß, und wieder die Verheerung der Speisetafel selbst, die umgestürzten Salzfässer, wie verunglückte, bankerotte Witze; — die mit kärglichen Reliquien ekelhaft und unordentlich daſtehenden Schüſſeln und Teller; — die Messer und Gabeln hier- und dorthin geschleudert; — die Servietten, schmutzig zerknäult wie alte schminklose Koketten vor der Toilette; — die Tischtücher, hier an beiden Zipfeln gewaltsam von der Tafel herabgezerrt, dort hinauf geschlagen wie Leichentücher, in denen ein Scheintodter lag, der sie in Verzweiflung halb aus dem Sarge riß; — dann endlich die neben einander geschichteten leeren Flaschen, die Gläser mit den verdufteten Resten des Weines, einzeln stehend, oder in Paaren, wie sie eben nach neuen Brüderschaften hingestellt wurden, dort wieder in Scherben am Boden liegend, hier von einem Trunkenbold, der sich für sehr vernünftig hielt, mit größter Gelassenheit umgekehrt — statt auf die Tafel — auf den Stuhl gestellt, auf den er, bevor er die Thüre fand, noch einmal niedertaumelte; — alles dies zusammengefaßt, ein trauriger, widerlicher Anblick! — Einen

solchen bot der große Saal in Quirin's Hause am Morgen nach dem Geburtstagsfeste der verflossenen Nacht dar; die faulen Schlingel von Bedienten, welche erst spät erwachten, weil sie Anlaß genommen hatten, in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu betrinken, und manche Flasche noch außerdem bei Seite zu schleppen, schlichen mit halboffnen Augen, rothen Nasen, bleichen katzenjämmerlichen Wangen verdrossen umher, und maulten wie boshafte Maulesel über die Beschwerden des Dienstes und über die Kargheit der Gäste, von deren Freigebigkeit sie reichlichere Erndte erwartet hatten, während sie doch selbst manches Goldstück, was ihnen statt eines Silberlings aus Versehen in die Hand gedrückt wurde, in ihrer Betrunkenheit achtlos in die Gosse vor dem Hause fallen gelassen hatten. —

In Quirin's Studierstube, wo er sonst allmorgendlich seine Patienten empfangen hatte, sah es noch abenteuerlicher aus. Das gedeckte Tischchen mit den vielen leeren Champagnerbouteillen stach frivol und wüst genug gegen die ernsthaften alten Folianten ab, welche von den hohen Bücherbrettern gräulich herabblickten, gegen die Unzahl von wohlverschloßenen Gläsern, worin im Spiritus seltsam-

liche Amphibien, Mißgeburten und anatomische Präparate aufbewahrt waren, gegen die zierliche und vollständige Sammlung von Schädeln, welche Quirin, ein groſser Verehrer Gall's und ein eifriger Anhänger seiner Lehre, wie Naturalien aufgestellt hatte, gegen mehrere gröſsere und kleinere Skelette, welche in den Winkeln des Zimmers verborgen standen. Der Dokter lag leblos in seinen Armstuhl zurückgelehnt, von Blut überströmt, grauenhaft anzusehn. — Auf seinem Antlitz schien ein Lächeln zu schweben, aber es war nicht jenes Lächeln, welches uns auf so manchen Leichen wie ein Bild und Zeichen der Ruhe, der Seligkeit, freundlich anspricht; es war auch nicht jenes wilde Lächeln, welches auf andern Leichen von Verzweiflung hervorgekrampft scheint; es war nicht einmal ein Mittelding von beiden; es war das Lächeln eines feinen, aber doch grausamen Humors, einer unheimlichen Lustbarkeit. — In einem andern Armstuhl, dem Dokter vis-à-vis, lag der Professor Florian, gleichfalls wie vom Tode befangen, fast ganz regungslos, nur zuweilen unter der Last seines bleiernen Schlafes ächzend. —

Es war spät am Morgen; draußen im Gange vor der Thüre muſste wohl schon lange ein Patient

harren, denn man klopfte bereits zu wiederholten Malen an der Thüre der Studierſtube. Das Pochen wurde endlich ſo ſtark, daß es den Profeſſor Florian aus ſeinem ſchweren Schlafe weckte. Taumelnd ſprang er auf und prallte mit Schrecken zurück, als er ſich gegenüber den Freund bleich und von Blut überſtrömt im Armſtuhl liegen ſah. Die Morgenſonne ſandte einzelne Strahlen durch die geſchloſſenen Jalouſieen, gerade genug Licht, um dem entſetzten Profeſſor Aufſchluß zu geben.

„Träum' ich fort"? rief er mit Grauſen: „waren der ganze geſtrige Abend und ſeine Reden, die mir zentnerſchwer auf der Seele laſten, ſchon der Beginn dieſes Traumes? — Und doch! — das iſt blutige Wahrheit, was mir jetzt vor Augen liegt. Gräßlich! Gräßlich! Per deos immortales! Das irreparabile fatum reißt mich hier in einen Wirbel, der mich bis zur Demenz bringen wird. Wohin entfliehn? — Todesangſt ſchüttelt mein Gebein; man wird mich für den Mörder halten, weil ich mit ihm allein in demſelben Gemache war, und er kann nicht einmal ſelbſt bezeugen, daß er ſich ſelbſt umgebracht. — Ich bin verloren! — O du falſcher Freund! warum haſt du mir dies gethan, bö-

laster, verdrießlicher Spaßmacher? War ich nicht geduldig genug, trotz meines ernsten Strebens, deine matten Schwänke während deines Lebens zu ertragen, und mich selbst dazu herzugeben, — denn dein Champagner war immer ohne Tadel; — willst du mir auch nach dem Tode noch keine Ruhe lassen? — O ich armer, erbärmlicher Schulmann! Das Beil schwebt über meinem Haupt! — Gräßlich! Gräßlich! Timeo thanaton!"

Es pochte auf's Neue an der Thüre. — „Herein!" rief der angstvolle Professor: „Herein, wer es immer sei; rettet mich vor diesem gräßlichen Anblick, der mir Besinnung und Leben raubt!"

Die Thüre ging langsam auf und herein schob sich eine lange bleiche Gestalt.

„Jesus, Maria! Er ist's!" schrie der Professor, als er den Patienten gewahrte, und taumelte unwillkührlich gegen die Leiche zu, deren Anblick seine Gestalt dem Eintretenden verhüllte.

Der Patient schien von dem seltsamen Empfang befremdet, doch lächelte er über das komische Entsetzen Florians, indem er leise sprach: „Es ist wahr; man muß vor meinem Aussehn zurückschaudern. Ich sehe nicht eben aus, wie das Leben."

„Wer rettet mich vor dem Doppelſpuck?“ ſtöhnte der Profeſſor Florian. — „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ — Von ſeiner Beſinnung verlaſſen, ſank er ohnmächtig zu Boden.

Der Patient wurde jetzt des todten Dokters Quirin anſichtig. War er ſelbſt Quirin? War Quirin der Patient, der eben zu Quirin kam? Hatte Quirin's abgeſchiedener Geiſt plötzlich eine neue Hülle belebt, ganz auf ein Haar gleich ſeiner frühern, in der er auf Erden wallte? Denn ſo ähnlich wie Quirin, der todt im Armſtuhl lag, und der Patient, der wenigſtens gewiß mit dem Schein des Lebens zur Thüre hereintrat, war kein andres Paar mehr auf der weiten Welt. War es ein Schwank des Zufalls, der dieſe beiden Schatten, dieſe beiden Bilder, deren doch eines Original, das andere Spiegel ſeyn mußte, einander gegenüberſtellte, war es eine Mißgeburt des geheimnißvollen Dunkels, des Katzenjammers, die in der Stube herrſchten? War es ein Poſſenſpiel des Todten?

Der Patient ſchlug die Hände zuſammen, und murmelte leiſe, mit einem halbunterdrückten ſarkaſtiſchen Lächeln: „Es iſt mir genug; ich weiß, was ich weiß.“ — Damit ſchritt er langſam zur Thüre hinaus.

Der alte Bediente Quirin's, der ihn auf der Treppe begegnete, verwunderte sich über das absonderlich bleiche Aussehen seines Herrn, und stieg dann die Stufen vollends hinauf, um in der Studierstube aufzuräumen. Es rührte ihn beinahe der Schlag vor Grauen, als er seinen Herrn drinnen todt fand, der ihm doch vor zwei Minuten noch, aus dem Hause gehend, begegnet war; als er den Professor besinnungslos am Boden fand. Eilig trat er, am ganzen Leibe zitternd, den Rückzug an, um Lärm zu machen.

III.

An dem Abend, da Quirin's Leichenbegängniß statt finden sollte, war die ganze Stadt auf den Beinen. Kein Kind, das den Seligen nicht gekannt, das dem Fremden nicht dessen Wohnung gewiesen hätte; so gut war sein Andenken allenthalben angeschrieben. Gar viele, die er vom Tode errettet hatte, konnten ihn nicht vergessen, und waren untröstlich über seinen Verlust. Die lustigen Brüder alle gingen betrübt einher, als hätten sie

ihr Haupt verloren; die Fakultät und die Gelahrten betrauerten ihn tief, denn er war ein unergründlicher Born von Scharfſinn, Geiſtesgegenwart, Erudition und tiefer Wiſſenſchaft: — alle dieſe Schätze, auf das Seltſamſte gepaart mit Hypochondrie einerſeits, und tollem Humor andrerſeits, gingen nunmehr zu Grabe. O wie arm und bettelhaft muß die Erde ſeyn, da ſie, obgleich ſie ſchon ſeit Jahrtauſenden ſolche Zinſen eingeſogen, noch immer nach neuen ungenügſam dürſtet, und nichts wieder herausgibt, gleichſam als fürchte ſie ſich, eine Blöße zu geben, wenn ſie dieß thäte. — Der ſelige Doktor Quirin war zu feſt in der allgemeinen Zuneigung eingewurzelt, als daß man ihm (obgleich es durch Zeugniß des zaghaften Profeſſor Florian und andre Umſtände erwieſen war, daß er ſich ſelbſt ermordet,) das öffentliche ehrenvolle Begräbniß hätte verſagen können. Und alſo, wer eben nicht die Gicht in den Füßen hatte, der eilte auf die Straßen und auf den Friedhof, um das Begräbniß des Doktor Quirin mitanzuſehn, deſſen Tod ebenſo abentheuerlich geweſen, als ſein Leben.

Der Leichenzug begann. Eine unzählige Menge von armen Leuten ging demſelben paarweiſe voran;

hierauf kam der Wagen, mit frischen Blumenkränzen verziert, (denn Quirin war als Hagestolz gestorben) und von vier schwarzbehangenen Rappen gezogen; dann schritten langsam, mit Fackeln in den Händen, die Freunde und Bekannten des Verstorbenen (denn Verwandte hatte er keine; er war nicht in der Stadt, wo er lange gelebt und gestorben, gebürtig). Es gingen alle diejenigen, denen sein Haus immer offen gestanden hatte, die Zungenfreunde und Schmarotzer, die Katzenbuckler und Allerweltsdiener, das ganze saubere Gelichter, welches häufig reiche und beliebte Männer umschwärmt, von ihnen zu Gast gebeten und — verachtet wird, sich mit der innigen Freundschaft seines Brodherrn vor aller Welt brüstet, und bei jeder Gelegenheit Anekdoten von ihm erzählt. Schlägt das Glück um, oder sinkt die Beliebtheit des gefeierten Mannes, oder rafft ihn plötzlich der Tod hinweg, so wissen solche unsaubere tellerleckerische Gesellen von ihnen entweder gar nichts mehr, oder nur Uebles, oder mindestens Zweideutiges; dann werfen sie die Maske ab, und stellen unbedachtsam ihre eigene Erbärmlichkeit an den Pranger, suchen wie Jagdhunde im scharfen Galopp jede Gelegenheit, Blößen

aufzudecken und kargen ſo ſehr mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe, als hätten ſie denſelben zu knapp zugeſchnitten, und wie unredliche Schneider das Tuch zum eigenen Bedarf in die Hölle hinabfallen gelaſſen.

Und ſo geſchah es auch diesmal. Die Tiſchgenoſſen, Zechbrüder und Schmarotzer des Todten, welche ſich äußerlich wie honette Leute anſtellten, und mit langwallenden Trauerflören an den Armen dem Leichenwagen folgten, flüſterten nicht blos untereinander, ſondern ſprachen auch mit allen und jeglichen, Bekannten und Freunden, die ſich zu ihnen geſellten, über die mannichfachen Thorheiten und Schwänke des Todten.

„Es war nie ganz richtig mit ihm,“ flüſterte der Herr Fledermaus, einer ſeiner Tiſchgenoſſen, einem ihm ganz unbekannten Manne zu, der ſich unter die Leidtragenden miſchte, und ihn um die Verhältniſſe des Verſtorbenen fragte. Der Mann ſchien noch fremd in hieſiger Stadt zu ſeyn, doch kümmerte dieß den geweſenen Maulfreund Quirin's nicht im geringſten, und er begann nun, während er hinter dem Leichenwagen ging, eine Menge theils wahrer, theils erdichteter Schnurren deſſelben zu

erzählen. — „Stellen Sie ſich nur einmal vor,“ .... fuhr Herr Fledermaus in ſeiner Fraubaſerei fort; — „es iſt unerhört, was man in dem Teſtamente, das heute eröffnet ward, für ſeltſame Punkte fand. Als da, Paragraph Eins: „„Meinen drei Freunden drei Legate““ ... Nun, was glauben Sie wohl, was für Freunde; und was für Legate? Die Freunde, meinen Sie wohl, ſeyen drei honette Leute, wie ich oder andre ſeiner Bekannten, welche ihn jeden Tag beſuchten, und mit ſeinen ſchlechten Weinen vorlieb nahmen, und ſeine albernen Poſſen belachten, während ſie vor Langweile heimlich vergehen wollten; drei ſolche ganz aufrichtige Freunde, meinen Sie etwa, hat er in ſeinem Teſtamente bedacht. — Gott bewahre! Eulenſpiegel hätte nichts abgeſchmackteres erſonnen. Der erſte von den dreien iſt ſein Hund, den er in einem ſchlechten Witz Meſſer Cane di Canaglia taufte; und das iſt nun gewiſſenhaft hündiſch, einen Hund in einem chriſtlichen Teſtament ſeinen Freund zu nennen; aber es kommt beſſer! Der zweite Freund iſt ſein Ziegenhainer; — Herr! ich ſage Ihnen, er ging nie ohne dieſen Ziegenhainer aus: ich kenne jemand, der ihn einmal bei Nacht guten Abend auf der

Straße ſagte und ihm zufällig, als er ihm die Hand drücken wollte, in die Taſche griff, — denn er hatte damals im Spiel gewonnen; . . . Herr! er ſchwang ſeinen Ziegenhainer, mit Reſpekt zu vermelden, wie ein rechter Flegel, — der Selige; und ſeit der Zeit hielt er immer große Stücke auf ſeinen Ziegenhainer; und nun! iſt es nicht ein Schwank zum Teufelholen, nennt er den Stock ſeinen guten Freund, gleichſam als wären wir, ſeine Freunde, durchaus Stöcke. Nun! der dritte, . . . iſt ſo ein Stück von Menſchen, ein pedantiſcher Schullehrer, der ſich gern Profeſſor ſchelten läßt. — Aber hören Sie weiter, was er dieſen drei Freunden vermacht! Den Meſſer Cane di Canaglia dem Profeſſor Florian ſammt einem Strick mit der Bedingung, den Hund an ſeinem (Quirin's) Grabe aufzuhängen, damit man dem Hund nachſagen könne: er ſey ſeinem Herrn treu geblieben bis an's Grab; denn (ſo iſt es beigefügt) ließe man Meſſer Cane, den Hund, laufen, ſo würde er gar bald ſeine alte Freundſchaft gegen Quirin für ein Paar Knochen an einen neuen Herrn verkaufen. Und, daß Treue ſey, ſollte ein Exempel an dem Hund ſtatuirt und ſeine Treue mit dem Strick belohnt wer-

den. Und hören Sie nur weiter: seinem Freunde Ziegenhainer vermachte er — wen glauben Sie? — niemand andern als uns, seine ächten und aufrichtigen Tischgenossen. Das ist eine Injurie, und mich soll wahrhaftig der Teufel auf der Stelle holen, wenn ich ihn jemals mehr geliebt habe, als seinen Chambertin oder seine Cotelettes, als seinen Bourgogne-Mousseur, oder seine Straßburger Gänseleberpasteten, als seinen Tokayer oder seine ächten Bayonner Schinken. Ach Gott! wann und bei wem werde ich wieder so selige Tage verleben, als bei dem Seligen, um den ich mich — sub rosa — heute eigentlich gar nicht kümmern würde, wenn es nicht der Stadt und des Anstandes halber wäre!"

„Mein Herr! Sie haben wirklich ein einziges Herz!" erwiederte dem Herrn Fledermaus der Unbekannte, an den die ganze Testamentseintheilung gerichtet war; — „aber es wundert mich doch, daß Sie mit einem solchen Narren so lange aushalten und zusammen leben konnten."

„Männchen!" versetzte Herr Fledermaus mit dem Ausdrucke überschwenglicher Gourmandise in den leuchtenden Augen; — „Männchen! Delikate

Weinchen hatte er im Keller. Und dann die Cotelettes . . . . "

„Und die Gänseleberpaſteten! Ach die ganz göttlichen Gänseleberpaſteten!" fiel ihm, wie in der elektriſchen Kette plötzlich Funken ſprühend, ein andrer Leidträger, Herr Schmeerbauch, in's Wort; — und nun gings wie Pelotonfeuer weiter.

„Die merveilleuſen Trüffelameletten!" unterbrach ihn Herr Vielfraß.

„Sein unnachahmlicher **Strachino di Firenze!**" rief Signer Serecceene.

„Und die Vayenner!" wies ihn Herr Fledermaus zurecht.

„Und ſein Roufſillon!" war Schmeerbauch's Deviſe.

„Und ſein ächt-chriſtlicher **Lacrimae Christi!**" ſchaltete Serecceene ein, dem wie einem Rebſtock Thränen des chriſtlichen Schmerzes über den unwiederbringlichen Verluſt, über das zukünftige Entbehren aller dieſer Herrlichkeiten in die Augen traten.

„Könnte er jetzt mitten unter uns wandeln, meine Freunde," rief Fledermaus mit Pathos, während ſie langſam immerfort dem Leichenwagen

folgten, „könnte er doch diese unsre aufrichtige Treue und Zuneigung wahrnehmen. — Ach! er hätte uns gewiß auch im Testament bedacht, statt daß er nun sein ganzes Kapital in's Ausland schickt, weiß Gott warum?“

„In's Ausland?“ fragte der Unbekannte.

„Ja! in's Ausland!“ erwiederte rasch Herr Schmeerbauch; — „das hat man von den Ausländern, die sich hier einnisten, daß sie das Geld in die Fremde schicken.“

„Der oder jener hole alle Fremden!“ fiel ihm Herr Fledermaus in's Wort; „es wäre Herrn Quirin's Pflicht und Schuldigkeit gewesen, sein Vermögen, welches er sich doch hier erworben hat, auch hier unter die Leute kommen zu lassen. Aber bewahre der liebe Himmel! . . .“

„Ich kann Aufschluß geben!“ schaltete Herr Schmeerbauch ein: „ich habe dergleichen sprechen gehört, als habe er im Ausland noch einen Bruder, mit dessen Erbtheil er damals seiner Wege gegangen seyn soll, als er zu uns hierher kam. Ja! die verdammten Fremden! Es ist unglaublich, was für Gesindel sich unter dem Anschein der Honettheit einschleicht.“

„Gränzenloſe Frechheit!“ murmelte der Unbekannte leiſe in den Bart. — „Wiſſen Sie aber auch,“ ſprach er dann laut zu Herrn Schmeerbauch: „ob ſich die Sache genau ſo verhält, wie Sie ſagen? Es iſt ja gar leicht möglich, daß der Selige gar keinen Bruder hatte. — Überdieß! wie kommt es, daß Sie, ſeine Freunde, bei ſeinem Leichenbegängniß ſo hart über ihn ſprechen?“

„Was! Er iſt todt!“ erwiederten die Schmarotzer; „er muß das ſtrenge Gericht, er muß die Prüfung unſerer Unpartheilichkeit beſtehen.“

„Und was würden Sie denn thun?“ fragte der Vertheidiger Quirins weiter, „wenn ſeine Seele nun plötzlich in eines Mäuschens Leib ſchlüpfte, oder wenn der Herr Quirin von ungefähr ſelbſt hinter ſeiner Leiche ginge, und die mannigfaltigen Urtheile über ihn hören müßte?“

„Er müßte ſie eben hören,“ erwiederte Herr Fledermaus lachend, „das geht nun ein Mal nicht anders, wenn man geſtorben iſt, und damit bella! Übrigens iſt es ein teller Einfall, mit Verlaub, daß einer, der ſchon ein Mal das Leben aus Überdruß verläßt, es noch ein Mal aufſuchen ſollte, und gerade bei einer ſolchen Gelegenheit, wo er ſich

doch wieder auf's Neue über die Hinfälligkeit seiner Hülle und die Geringschätzung ärgern müßte, welche seinen Gebeinen zu Theil wird."

„Nach dem, was ich von seinen Schwänken hörte," sprach der Fremde, „würde ich gerade ihm auch nach dem Tode so einen possenhaften Gedanken zutrauen, daß er ganz gemächlich hinter seiner Leiche ginge, und seine saubern falsche Freunde aushorchte."

„Mein Herr! Welche Beleidigung!" rief der Schmarotzer, als der sich aber nach dem Lebendigen umsah, und ihn zur Rede stellen wollte, war dieser, begünstigt von dem dichten Abenddunkel, im Gewühle der Menge verschwunden.

Der Leichenzug war auf dem Friedhofe angelangt; die Leidträger mit ihren Fackeln stellten sich rund um das offene Grab, der Sarg wurde hinabgesenkt, der Pastor hielt die Anrede und sprach das Gebet. Der Professor Florian, welcher mitten in der Reihe der Kläger stand, fühlte sich plötzlich von hinten am Arme ergriffen. Er sieht sich um, und gewahrt, dem Tode nah, seinen Freund Quirin, der ihm leise in's Ohr flüsterte: „Über heute in sieben Tagen — Sie waren Zeuge!" Ohnmächtig sinkt Florian zu Boden, ein Paar der Um-

ſtehenden richten ihn auf, blicken um ſich, gewahren bei'm ungewiſſen Licht der Fackeln den Seligen, welcher ſchwermüthig lachend, wie ein Verrückter, den Hut ſchwenkt, — und im nächſten Augenblick im Gewühl verſchwindet. Ob ihn das Grab aufnahm, ob er in die Luft verſtrömte — niemand weiß es. Die Herren Schmeerbauch, Fledermaus, Scroccone und wie die andern alle hießen, die während des Leichenzuges mit dem Fremden geſprochen hatten, ſchlugen ſchaudernd ein Kreuz und waren in tiefſter Seele überzeugt, daß Doktor Quirin ſich den Spaß gemacht, mitten unter ihnen hinter ſeiner eigenen Leiche zu wandeln. — — Nach einer kleinen Meile glaubte man den Seligen auf dem Wege nach der Stadt zu erblicken und Meſſer Cane di Canaglia bei ihm, der freudewedelnd an ihm hinaufſprang und ihn liebkoste.

IV.

„Entſchuldigen Sie, mein Herr!“ ſprach auf dem Paßbureau der Polizeikommiſſär zu Herrn Romain, „daß wir Ihnen, obgleich Ihre Papiere richtig

sind, dennoch mehrere Fragen vorlegen, welche nothwendig scheinen, um eine Verwicklung zu enthüllen, welche die ganze hiesige Stadt mit geheimnißvollem Grauen erfüllt."

„Womit kann ich Ihnen zu Diensten stehn?" fragte der Fremde.

„Es wird Ihnen nicht unbekannt sein," erwiederte der Polizeikommissär, „daß gestern Abends der Doktor Quirin begraben wurde, bei dessen Leichenbegängniß die ganze Stadt auf den Beinen war. Ein Zusammentreffen wunderbarster Art hat hiebei bewirkt, daß jedermann, der Sie, mein Herr! zufällig sah, — wie ich selbst jetzt, — befremdet ein unheimliches Gefühl unterdrücken muß."

Der Fremde lächelte bitter und sprach nach einer kleinen Weile sehr ernst: „Allerdings kann ich nur das Unheimliche meines Äußern erklären. Es muß nicht eben erfreulich sein, meine Wenigkeit plötzlich zu erblicken; denn wer bereits dem Tode verfallen ist, wie ich, dem Grabe angehört, wie ich, kann unmöglich die Blüthen des Lebens mehr auf den Wangen tragen."

Er verstummte. Der Polizeikommissär blickte erst vor sich hin und sprach dann, den Fremden

in's Auge faſſend: „Mein Herr — Romain! kennen Sie einen Profeſſor Florian?“

„Ich erinnere mich ſeiner gar wohl; die Diener riefen ihn bei dieſem Namen; er war in jener Stube, wo ich mein unglückſeliges Spiegelbild erblickte.“

„Es iſt kein Zweifel! Und doch leben wir nicht mehr in einer Zeit, wo tolle Phantaſie ungeſtraft ihre Poſſen in's bürgerliche Leben hinein verwebt, und Aberglaube iſt längſt an der Wurzel ausgerottet. — Aber, dieß eigne Geſtändniß! dieſe Geſtalt! dieß Doppelweſen! — — — Wer Sie immer ſeien, mein Herr! Sie treiben ein ernſtes Spiel; wiſſen Sie, daß durch Ihr hölliſches Gaukelwerk der Profeſſor Florian den Verſtand verloren hat?“

„Nein, mein Herr! das weiß ich nicht; das kümmert mich auch nicht.“

„Das kümmert Sie nicht? Wiſſen Sie auch davon nichts, daß Sie dem Profeſſor, wie er ſich ausdrückte, eine Thanatologie in die Feder diktiren, ihn zwingen wollten, Dinge niederzuſchreiben, wovor ſein Haar ſich ſträubte und ſein Verſtand die Flucht ergriff?“

„Davon weiß ich kein Wort.“

„Es war heut' Nacht in Herrn Florians Hause. Wo waren Sie heute Nacht?"

„Ich machte, nachdem ich dem Begräbniß beigewohnt, einen Spaziergang nach dem nächsten Dorfe und kam gegen Morgen wieder heim."

„Ein Beweis gegen Sie, daß Sie die Nacht außer Hause zubrachten."

„Scherz bei Seite! Muß man in hiesiger Stadt bei Nacht das Bett hüten, wenn man nicht Lust dazu hat? Obendrein, wenn man weiß, daß das Leben nur noch sieben Tage währt, braucht man, wenn man keinen Schlaf finden kann, die Nachtluft nicht zu scheuen."

„Hier kommen wir auf ein anderes Kapitel, mein Herr! Was flüsterten sie gestern Abend bei dem Begräbniß dem Professor in's Ohr?"

„Er sei Zeuge gewesen, daß ich nach sieben Tagen gleichfalls auf dem Friedhof zur Ruhe eingehen werde."

„Woher wissen Sie das? Weshalb sollte Herr Florian dieß bezeugen?"

„Mein Gott! woher ich's weiß? — Sah ich nicht am Tage meiner Ankunft meinen Doppelgänger? War Herr Florian nicht der einzige, welcher

jener Scene beiwohnte? Im Vertrauen, Herr Kommiſſär! ich habe die Schwindſucht, und jenes grauenvolle Geſicht, welches auf mich keinen freundlichen Eindruck hervorbrachte, kann nicht trügen."

„Ich werde irre an mir ſelbſt .... Sie ſind alſo nicht Quirin?"

„Doch, mein Herr! Ich heiße Joſeph Quirin von Aix."

„Mir wirbelt der Kopf. Aber in dem Paſſ. ſteht doch der Name Joſeph Romain!"

„Ganz recht! Man hat mir den Paß mit dem Namen Romain ausgeſtellt, — weil ... weil ..."

„Weil? ... Nennen Sie die Gründe ohne Umſchweife, mein Herr! Wir ſind allein. Es muß in dieſer Angelegenheit endlich tagen."

„Weil der Name Quirin in einer Gegend der franzöſiſchen Schweiz, durch welche mich mein Weg führte, nicht zum beſten genannt iſt; ein Verwandter unſeres Hauſes hatte leider ſich vor einigen Jahren daſelbſt eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht und wurde hingerichtet."

„Warum unternahmen Sie aber dann die Reiſe durch jene Gegend?"

„Geschäfte, Herr Kommissär!“

„Sie sind . . .“

„Doktor!“.

„Doktor? — Nicht möglich. Doktor Joseph Quirin! — gräßlich! Der Knoten, statt sich zu lösen, zieht sich immer enger zusammen. Ich bin, weiß Gott! nicht abergläubisch, aber dieß mehr als gewöhnliche Zusammentreffen aller Umstände, diese sprechende Ähnlichkeit in Gestalt und Zügen, bis in die kleinsten Nuancen, könnten einen Thomas zum Glauben bringen! Wenn Sie Doktor sind, so wissen Sie wohl den schlimmen Zustand Ihrer Gesundheit selbst am besten; — wie konnten Sie aber eine so weite Reise unternehmen?“

„Verzeihen Sie! Ich bin Doktor der Rechte, und erfuhr den Namen meiner Krankheit, die ich für geringfügiger hielt, erst hier, als ich mich zu einem Arzt begeben wollte, dessen Adresse man mir in meinem Hotel gegeben hatte; dort erst erfuhr ich's, wie gesagt, von meinem Doppelgänger.“

„Entschuldigen Sie, daß ich unser Gespräch etwas abbreche!“ sprach der Polizeikommissär, indem er aufstand, sich den Schweiß von der Stirne trock-

nete und einige Male im Zimmer auf und nieder ging.

„Hießen Sie nicht mit dem Taufnamen Joſeph, wie der Tode?“ begann der Kommiſſar, ſtehen bleibend, auf's Neue; — „ich würde Sie für ſeinen Zwillingsbruder halten müſſen.“

„Ich habe keinen Bruder mehr,“ erwiederte Herr Quirin-Romain; „mein einziger Bruder hieß Joſeph, wie ich; er wurde in der franzöſiſchen Schweiz erzogen, bei jenem Verwandten, von welchem ich Ihnen bereits ſprach, der in jener Zeit als ein bedeutender Beamter in Rang und Würde ſtand. Leider erhielt meine Mutter in kurzer Frist, nachdem ſie ihren Joſeph der Erziehung unſeres Verwandten anvertraut hatte, von dieſem die Nachricht, daß er in der Blüthe ſeiner Jugend geſtorben ſey. Untröſtlich über dieſen Verluſt nannte mich meine Mutter nach dem Namen meines verſtorbenen Bruders — Joſeph, um ihre Trauer, Erinnerung und Liebe nicht mit dem Namen in's Grab legen zu müſſen. — — Der Verwandte gab ſich in der Folge damit ab, falſche Bankſcheine zu fabriciren, um bedeutenden Unterſchleif zu ergänzen. Das Verbrechen wurde entdeckt und der Schuldige, wie ich bereits erzählte,

mit dem Tode bestraft. Sie wissen nun alles, mein Herr! was ich Ihnen von meinen Familienverhältnissen mittheilen konnte. Haben Sie denn die Güte, mir zu erklären . . .“

„Endlich Licht!“ rief der Kommissär, und seine Stirne entwölkte sich; er klingelte rasch und befahl dem eintretenden Polizeisoldaten einen Mann vorzuführen, den man in der verflossenen Nacht wegen Gaunerei verhaftet hatte.

Der Mann erschien. Herr Quirin-Renaud erblickte ihn kaum, als er mit zürnender, ingrimmiger Gebehrde und mit dem Ausruf: „Dominik!“ auf ihn zustürzte.

„Kennen Sie diesen Mann?“ fragte der Kommissär, mit seinen klugen Augen die beiden belauernd.

„Ob ich ihn kenne! diesen alten Helfershelfer bei so manchen Schurken, er, der unsern ehrlichen Familiennamen schänden mithalf? er ist meines Onkels Kammerdiener, der nach der Entdeckung des Verbrechens den Händen der Justiz entging.“

„Dominik!“ rief der Kommissär streng den Alten an, der sich scheu und beschaft in eine Ecke

ſtellte, „man iſt Euren ſchändlichen Umtrieben vollſtändig auf der Spur. Läugnen wird Euch durchaus nichts mehr nützen.“

„Ich werde auch nichts läugnen, denn ich weiß nichts,“ ſprach der Alte verdroſſen.

„Ihr habt bei dem geſtrigen Leichenbegängniß in dem Gewühl herumſpionirt; Ihr ſeid in dem Hauſe des Verſtorbenen ertappt worden, als Ihr eben die vom Gericht angelegten Siegel erbrachet und Euch bei der Geldkaſſe zu ſchaffen machtet. Kanntet Ihr den Verſtorbenen?“

„Ja!“

„Seit langer Zeit?“

„Seit lange.“

„Seit wann?“

„Seit er uns aus Genf durchbrannte.“

„Ihr lügt! Man hat bei dem Verſtorbenen Papiere gefunden, welche darthun, daß Ihr es waret ...“

„Erſparen Sie ſich die Mühe, Herr Kommiſſär! mir alles wieder zu erzählen, was ich weiß. Kurz! ich geſtehe es, da mir das fahrende Leben denn doch bereits zum Ekel geworden, — daß wir dem jungen Herrn Briefe von Hauſe in die Hände

ſpielten, worin er ſich enterbt ſah; daß wir ſelbſt ſo frei waren, dieſe Briefe zu ſchreiben, und auf nichts ſannen, als auch dieſen Herrn hier, damals ein junges Bübchen, aus dem Wege zu ſchaffen in puncto Erbſchaftsangelegenheit, daß wir den Joſeph premier. wie den ägyptiſchen weiland, behandelten, ihm unverbrüchlichen Haß gegen die Seinen einzuflößen und ihn endlich ſo weit brachten, daß er eines Abends heimlich nach Deutſchland floh, daß wir nach Air ſchrieben, er ſei todt und wie die ganze weitläuftige, langweilige Hiſtorie weiter heißt. — Als es mit meinem Herrn — ſeligen, vorbei war, irrte ich bald da, bald dort in der Welt umher, trieb bald dieß, bald jenes Gewerbe und erfuhr endlich nach langen Jahren, daß ſich der ächte Joſeph hier als reicher Mann befinde. Ich begab mich [illegible], — hoffte, aufrichtig geſprochen, auf was immer für einem Wege etwas von ihm heraus zu kriegen, denn Geld war von jeher meine Paſſion und hatte die Abſicht, wo möglich den langſt Todtgeglaubten, wenn es ſich leicht thun ließe, wirklich zur Ruhe zu bringen. Der Teufel hole aber alles Zuſpätkommen; Herr Quirin hatte ſich, wie ich erſt bei ſeinem Leichenbegängniß erfuhr,

ſelbſt die Freiheit genommen, ſchlafen zu gehn, ohne mein Zuthun. So hatte ich denn in einer Beziehung die weite Reiſe freilich umſonſt gemacht; doch war ich mindeſtens ſicher, daß er nichts mehr von vergangenen Zeiten wiſſen würde; und dachte mit um ſo größerem Behagen ſeiner Kaſſe einen Beſuch abzuſtatten; denn Kaſſen waren ſtets meine Liebhaberei. Da hatte ich denn das Unglück, gerade noch zur gelegenen Stunde ertappt zu werden; und nun hole der Geier mich und alles, was ihm ſo albern in die Hände läuft. Nehmt mich hin. Ich verzichte auf das Leben, es iſt mir ohnehin längſt zur Laſt, denn ich bin bei Jahren. Ainsi soit il."

„Es war mein Bruder!" ſchrie Herr Quirin, erſchüttert von der Rede des alten Sünders, entbunden von dem Bleigewichte ſeines gräßlichen Wahns, daß er ſein Spiegelbild und ſeinen gewiſſen Tod mit Augen geſehn, von namenloſem Schmerz niedergebeugt, von der Erinnerung des kaum zerſtiebten Grauſens nochmals durchzuckt, beſtürmt von den verſchiedenartigſten Eindrücken, die je ein bis an die Grenze des Wahnſinnes ſchwermüthiges Gehirn folterten. Er befühlte ſich Herz und Haupt, ob er noch lebe, ob alles nicht ein Traum ſei, ob

ihn seine Einbildungskraft nicht wieder narre und doch war's ihm, als ob hinter seinem Rücken seines Bruders Bild, sein eignes Konterfei, bleich, krank, blutleer und abgezehrt, wie sein eigenes Antlitz emporsteige und ihn mit jenem unaussprechlichen Sarkasmus anlächle, der das Blut in den Adern gerinnen macht.

Der Kommissär saß behaglich da, wohlgefällig den Triumph seines Scharfsinnes belächelnd, dem es gelungen, eine Reihe von Bubenstücken an's Licht zu ziehen und für ein wunderbar scheinendes Räthsel einen natürlichen Schlüssel zu finden. —

Am übelsten war bei der ganzen seltsamen Verwickelung der arme, nicht eben geistesstarke Professor Florian gefahren, dessen Verstand fortwährend in Wahnsinn befangen war, und der sich durch nichts in der Welt abwendig machen ließ, seines Freundes Memoiren zu schreiben, welche er nach dem in Weinlaune bestellten letzten Willen des Dekter Quirin Thanatologia theoretica et practica titelte und fleißig nach den eingebildeten Diktaten mundirte.

Quirins Bruder genas allmählig von seiner Schwermuth und Todesahnung; besonders, nachdem der siebente Tag vorüber war, denn bis zu jener

Frist spackte ihm noch immer, so sehr sich sein klarer Verstand dagegen sträubte, das Spiegelbild gewaltsam im Kopfe herum.

Dominik, zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, gab sich im Gefängniß freiwillig und hartnäckig den Hungertod.